
G. Freytag
gesammelte
Werke.







Gesammelte Werke

von

Gustav Freytag.

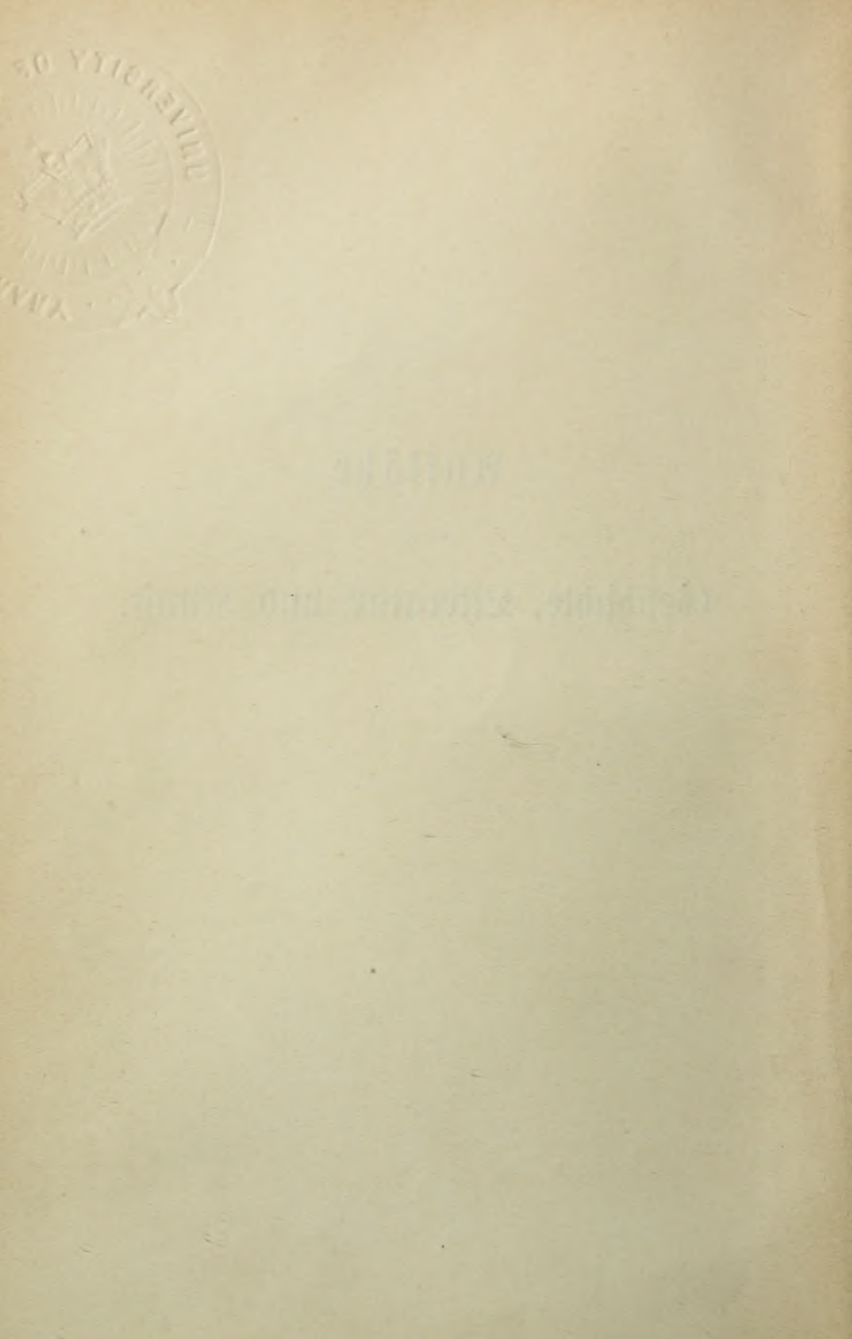
Sechzehnter Band.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1887.

Aufsätze

zur

Geschichte, Literatur und Kunst.



Inhalt.

Aufsätze zur Geschichte, Literatur und Kunst.

			Seite
I.	Lebensschilderungen.		
	Wenzel Messenhauser	(1848)	3
	Jacob Kaufmann	(1871)	9
	Otto Ludwig	(1866)	20
	Christian Friedrich Baron von Stockmar	(1863)	66
	Ernst Baron von Stockmar	(1887)	89
	Moriz Haupt	(1874)	99
	Wolf Graf Baudissin	(1880)	111
II.	Zur Literatur und Kunst.		
	Karl von Holtei	(1850. 1853)	157
	Adelbert von Chamisso	(1852)	167
	Robert Reinick	(1852)	179
	Wilibald Alexis	(1854)	185
	Ein Weihnachtsgruß für Wilibald Alexis	(1871)	197
	Dörchläuchting von Fritz Reuter	(1866)	201
	Ein Nachruf für Fritz Reuter	(1874)	205
	Neue epische Dichtungen auf dem deutschen Büchermarkt	(1856)	210
	Für junge Novellendichter	(1872)	217
	Zwei deutsche Naturdichter	(1866)	224
	Ein Dank für Charles Dickens	(1870)	239
III.	Theater.		
	Zwei Sängerinnen	(1849)	247
	Agnese Schebest	(1856)	251
	Rachel und das Spiel des Théatre français	(1850)	256
	Ehre und Geld, Schauspiel von F. Ponsard	(1853)	265

		Seite
Der Fechter von Ravenna, Trauerspiel von Halm .	(1855)	274
Sophonisbe, Tragödie von Emanuel Geibel . . .	(1869)	285
Wullenwewer, Trauerspiel von Heinrich Kruse . .	(1871)	296
Emil Devrient	(1872)	304
Bogumil Dawison	(1855)	308
Fürst und Künstler	(1866)	316
Der Streit über das Judenthum in der Musik . .	(1869)	321
Franz Grillparzer	(1872)	326
Das neue Stadttheater in Leipzig	(1868)	331
Die Theaterbrände	(1871)	348
Eduard Devrient als Theaterdirector	(1870)	354
Baudissin und die Shakespeare-Gesellschaft . . .	(1880)	364

IV. Geschichtliches.

Granius Licinianus	(1858)	373
Der falsche Uranios	(1856)	379
Die Handschriften von Arborea	(1870)	385
Das älteste Denkmal in Buchstabenschrift	(1870)	390
Sportbericht eines römischen Jockey	(1869)	398
Deutsche Ansiedler im schlesischen Grenzwald . . .	(1871)	419
Schwimmkunst in alter Zeit	(1866)	463
Theologische Disputirer im Volke	(1864)	471

I.

Lebensschilderungen.

Wenzel Messenhauser.

(Grenzboten 1848, Nr. 51, 52.)

Harte Urtheile und unnütze Schmähungen haben den Unseligen, welcher in der Wiener Katastrophe eine Zeitungsberühmtheit geworden war, noch nach seinem Tode verfolgt. Er hat blutig gesühnt, was er gefehlt hatte, und dem Parteihaß ist ihm gegenüber das Recht genommen. Wohl aber bleibt es die Pflicht guter Kameradschaft auch das Ehrenwerthe in seinem Wesen nicht zu verschweigen. Eine kurze Darstellung seiner Persönlichkeit ist schon deshalb von Interesse, weil in dem Leben dieses Mannes sich Vieles von dem abspiegelt, was der gesammten öſtreichischen Jugend unsrer Zeit als Segen und Fluch für ihre und des Vaterlandes Entwickelung mitgegeben ist.

Im Januar dieses Jahres traf ich auf der Eisenbahn vor Dresden mit einem öſtreichischen Offizier zusammen. Eine schlanke Gestalt von mittler Größe, schwarzes Haar, langes scharfgeschnittenes Gesicht und feurige Augen, vor Allem aber ein recht tüchtiger, hausbackener Wiener Dialekt, machten den Mann bemerkbar. Aus seinen lebhaften Fragen nach Leipziger Zuständen und literarischen Genossen war zu merken, daß er ein schriftstellernder Oestreicher war, der seine erste Nordlandsreise machte, um nach damaligem Brauch in Leipzig für seine heimlichen Geisteserzeugnisse einen Verleger, für sich selbst Bekanntschaften und den wohlthuenden Schutz der Leipziger Journalistik zu gewinnen, welche den öſtreichischen Censurflüchtlingen vorzugsweise hold zu sein pflegte. Wir fanden im Coupé

Behagen aneinander, besonders nachdem er die Artigkeit gehabt hatte, sich unter den vielen Andern: Ruge, Kuranda, Laube, Kühne, auch nach mir zu erkundigen, wodurch ich Gelegenheit zu einer übermüthigen Selbstbeschreibung erhielt, die wenigstens uns beide belustigte. Verwundert erkannte er mich in Dresden wieder, und einige Tage heitern Zusammenseins waren die Folgen der flüchtigen Reisebekanntschaft. Messenhauser war damals Oberlieutnant beim Regiment Deutschmeister und stand in Lemberg. Er war der Sohn eines östreichischen Unteroffiziers, in einer militärischen Erziehungsanstalt erzogen und noch mit Leib und Seele Soldat. Er machte jeden Augenblick den Eindruck eines Menschen, der sich von unten herauf gearbeitet hat und sowohl das Bestreben als das Geschick besitzt, sich die leichte Gewandtheit guter Herkunft anzueignen. Wie bei den Meisten, welche durch eigne Kraft heraufgekommen sind, bedurfte sein Selbstgefühl fortwährender Nahrung, er sprach gern und viel von sich, hatte ein gutes Auge für das, was ihm fehlte, und eine gute Meinung von dem, was er besaß. Vor Allem war er der Ansicht, ihm fehle es in der deutschen Sprache und an elegantem Stil, dagegen besitze er als Schriftsteller viel Erfindungskraft und als Mensch viel Bravour und ein glückliches Geschick. Uns machte er einen lebhaften Eindruck, der nicht ohne tiefes Bedauern war. Man war überzeugt, daß die starke Lebenskraft, welche im Gespräch überall hervorsprudelte, wohl fähig sei, ihn zu Bedeutendem zu treiben und, auf einen Punkt gesammelt, auch Tüchtiges zu schaffen; aber man mußte trauern über den Mangel an Kenntnissen und wissenschaftlicher Bildung, welcher überall zu Tage lag und nur durch den naiven Leichtsinn seines südlichen Naturells erträglich wurde. Wozu der Norddeutsche von kleinauf gezogen wird, zu einem nüchternen Urtheil, zur verständigen Betrachtung der Außenwelt, davon besaß er sehr wenig. Was er ergriff, verwandelte sich durch seine Einbildungskraft in seltsame groteske Formen. Die Leiden Galiziens,

Scenen des russischen Despotismus schilderte er uns mit einem gewissen ungeheuerlichen Schwunge; man hörte ihm gern zu, denn er war dabei ganz Leben und Bewegung und überzog Alles durch die Glut seiner Empfindung, aber er überzeugte nicht. Und überall brach ein glühender Ehrgeiz hervor, der ihm eine Sehnsucht nach ungewöhnlichen Erlebnissen und die Hoffnung auf staunenswerthe Thaten, die er noch verrichten werde, einflößte. Man mußte sich sagen, daß in solchem Ehrgeiz, der so wenig durch vernünftige Ueberlegung geleitet war, etwas Unheimliches liege, aber die treuherzige launige Weise, mit der er wieder sich selbst auszulachen wußte, und selbst der bequeme Dialekt, in dem er alle diese Schwärmereien herausplauderte, ließ kein Unbehagen aufkommen. Nach einigen Tagen, in welchen viel über deutsche Sprache, östreichische Dichter und die Gefährlichkeit des russischen Kaisers und der östreichischen Aristokratie verhandelt worden war, trennten wir uns, er mit der Ueberzeugung, durch seinen Aufenthalt in Norddeutschland viel von den Geheimnissen eines guten deutschen Stils erobert zu haben, wir mit der Empfindung, daß uns hier wieder ein unreifes, durchaus unfertiges Leben menschlich nahe gerückt sei, bei welchem das Urtheil schwer wird, ob man sich freuen oder wundern soll, daß man ihm gut geworden ist.

Für Messenhauser selbst wurde die Reise nach Norddeutschland verhängnißvoll. Der Verkehr mit „Philosophen“ und „Literaten“ ließ ihn seine Offizierstellung als eine drückende Fessel seines strebenden Geistes betrachten, als das Unglückshaar, durch welches der Teufel des Despotismus ihn am Schopf hatte. Sogleich nach der Februarrevolution in Paris schrieb er mir von Lemberg aus: „Ich trete jetzt entschieden in den Dienst des Gedankens und habe nur dafür noch einen Degen. Wohin wende ich mich? Geben Sie mir doch die Winke und Rathschläge, die Sie geben können. Es ist jetzt die edlere Seite der Klugheit, sich bei einem Journal mit Macht zu betheiligen, das verspricht eine Macht zu werden. Mein Wissen für den

Tag ist Louis Blanc, den ich, wie ich glaube, auswendig weiß. Ich habe nichts von der Trockenheit der praktischen Köpfe, aber alles Feuer und die Kühnheit der Initiative, die eine zusammenhängende Kenntniß der französischen Erfahrungsschule einflößen kann. Ich meine unter platzenden Bomben so ruhig schreiben zu können, wie weiland Carolus XII. in Stralsund. Das ist das Programm, mit dem ich mich einem wohlwollenden Freunde in der Stille empfehlen mag." — Diese Stelle wird genügen, die arge Verworrenheit, in welcher der arme Bursch lebte, zu kennzeichnen: Louis Blanc sein politisches Lehrbuch und ein unbestimmter Drang nach Abenteuern und Gefahren sein Thatentrieb. Was half es, wenn man ihm darauf umgehend zurückschrieb: bleibt auf eurem Posten, Mann, schließt euch an Stadion, von dem ihr ja viel haltet, es kommt auch für Oestreich eine neue Zeit u. s. w. Bereits acht Tage darauf hatte er seinen Dienst quittirt und zeigte dies getreulich folgendermaßen an: „Die Collision mit meinen Behörden ist eingetreten, die Lemberger Bürgerschaft und der daselbst angesessene Adel haben den Obristen Bordolo und mich in den Ausschuß gewählt, welcher sich mit der Organisirung der dortigen Nationalgarde beschäftigen sollte. Ich habe dies unbedenklich und ohne Anfrage angenommen. Dafür hat Herr Feldmarschall-Lieutnant Baron Hammerstein für gut befunden, mich sogleich zum dritten Bataillon nach Wien zu übersetzen. Dort werde ich mein Entlassungsgesuch sogleich übergeben. — Robert Blum hat mir zwei Tage früher einen gedruckten Brief zugeschickt, „die Stellung der Soldaten in Deutschland." Er erwartet, daß ich ihm durch: „die Stellung der Soldaten in Oestreich" antworte, und damit ich diese hochwichtige Frage mit aller Freiheit besprechen könne, ist vor Allem nothwendig, daß ich wieder Bürger werde. — Vier Jahre von jetzt ab bleibe ich ein einsiedlerischer Logiker, der sich vornimmt, das Publikum in vielen Bänden oder Bändchen anzureden." — Messenhauser ging nach Wien und dort ereilte ihn sein Schicksal. Mein Verkehr mit

ihm hörte auf, nur aus den Erzählungen der Freunde und unsern Correspondenzen aus Wien weiß ich das Uebrige. In der ersten Woche der Octoberrevolution spielte der arme Freund in der That den einsamen Logiker, während sein heißer Ehrgeiz und seine Phantasterei ihn seine Befehlshaberrolle vorausträumen ließen. Damals wenigstens sagte er mit Nachdruck zu einem Freunde: „Lieber in einem Dorfe der Erste, als in Wien der Zweite." Endlich wurdest du der Erste, und mitten in dem Unwillen über deine Narrheit habe ich doch mit Freuden gehört, daß du Befehlshabertalente bewiesen und manches Schädliche und Unwürdige verhindert hast. Du hattest erreicht, was das Ziel deiner Wünsche war, eine große volle Macht mit allem aufregenden Beiwerk eines Revolutionschauspiels. Phantastisch wie dein ganzes Wesen, war auch dein Regiment, eine furchtbare Verirrung der Einbildungskraft. Dein Tod that uns wehe, ich kann ihn nicht beklagen, was konnte dir dein Leben noch bieten? Wohl kann man nie vorausbestimmen, welcher Wandlungen eine Menschenseele fähig ist, daß aber die deine, Obercommandant von Wien, sich fortan sehr unwohl gefühlt hätte, in einer Zeit, deren Aufgabe ist, prosaisch, nüchtern und klarverständig zu arbeiten, davon bin ich innig überzeugt. Du warst ein Kind der Dämmerung, aus der Zeit, wo in Oestreich Licht und Nacht im Kampfe lagen. Dein Tod war wie dein Leben aus einem Guß. Es freut mich um deinetwillen, daß er so poetisch und dramatisch war. Mit frischem Wanderschritt im Sammtröckchen gingst du zu deiner Füsilade, mit Energie hast du als Offizier die Soldaten angeredet, hast dich darauf nachlässig an die Mauer gelehnt, die Arme übergeschlagen und in östreichischem Commando ruhig mit Offizierston gerufen: Legt an — Feuer. Fünf Kugeln haben dich getroffen, das Stück war zu Ende.

Als Novellenschreiber versprach Messenhauser sehr fruchtbar zu werden. Er rühmte sich mit naiver Freude, daß ihm das Schreiben so schnell von der Hand gehe. Erschienen ist von

ihm: „Parket und Wildniß" 1847; „Polengräber" und „Ernste Geschichten" unter dem Pseudonym Wenzeslav March 1848; ich gestehe, nicht zu wissen, ob sein Hauptwerk „In Wien", welches mehrbändig in Romanform Schilderungen des Wiener Lebens, namentlich der höheren Stände enthalten sollte, für den Buchhandel reif geworden und gedruckt ist. Er schrieb in diesem Frühjahr daran und versprach sich etwas davon. Die Wiener Zeitung erzählt von fertigen Manuscripten, welche in seinem Nachlaß gefunden sind: eine Geschichte des Alterthums in 10 Bänden (?), ein Roman „die modernen Argonauten" in 5 Bänden und ein Drama in 5 Acten „Gold wiegt schwer", außerdem Unvollendetes. Das erste ist wohl nichts als eine Privatarbeit zur eigenen Uebung und Belehrung; das zweite könnte unter anderem Titel das erwähnte Werk „In Wien" sein, von einem Drama seiner Feder sprach er schon im Frühjahr. Die Leser seiner Novellen mögen urtheilen, ob das flüchtige Porträt dieses Blattes mit dem Eindruck stimmt, den die Lectüre seiner Bücher von dem Verfasser gibt.

Der gute Geist eines Volkes versucht unaufhörlich seinem Volk große Männer zu schaffen. Rastlos und emsig schnitzt er aus dem Menschenstoff seine Figuren, je nach dem Bedürfniß der Zeit, bald Feldherren, bald Poeten, Gelehrte oder Volksmänner. Hundertmal verunglückt seine Arbeit ihm unter den Händen, lange muß er sich mühen, bis er die rechte Figur zur rechten Zeit gefunden hat, oft macht ein falscher Schnitt aus dem Helden eine Karrikatur, aber alle Versuche setzt er liebevoll unter uns und läßt sie zusehen, wie weit sie kommen und was sie ausrichten. Und wenn außer manchem Andern zumeist zweierlei einen großen Menschen macht, erstens eine starke treibende Lebenskraft, welche sich energisch und dauerhaft in einem Wollen zu concentriren vermag, und zweitens ein Geist, welcher leicht und mühelos die Welt in sich aufnimmt und versteht; so hatte unser Messenhauser allerdings nicht wenig Anlage, ein großer Mann zu werden. Eine starke schö-

pferische Lebenskraft war ihm nicht abzusprechen, in ihr wurzelte das Selbstgefühl, welches ihm zuraunte, er sei zu Etwas bestimmt; aber sein Verständniß der Welt war sehr unvollkommen, nicht nur deshalb, weil er wenig von ihr kannte und wenig gelernt hatte, sondern noch mehr deshalb, weil ihm die Kraft fehlte, die Eindrücke von außen ruhig und vollständig in seiner Seele aufzunehmen, er verwischte und zerstörte sich alle Bilder der Dinge, bevor ihre Daguerreotypen in ihm fertig waren, durch seine unruhige, unmäßige und übermächtige Phantasie, und diese Krankheit, ein Leiden der Frauen, welches in Deutschland übrigens auch bei Männern sehr häufig ist, hat ihm seinen Tod zugezogen. Friede sei mit seinem Gedächtniß.

Jacob Kaufmann.

(Im Neuen Reich 1871, Bd. 2, Heft 43.)

Der Name des Freundes, welcher am 9. October 1871 zu Wiesbaden einem mehrjährigen Brustleiden erlag, ist den meisten Deutschen fremd geblieben, und doch haben seine Worte und sein Urtheil durch viele Jahre in jeder größern Zeitung dazu geholfen, die Ansichten der Leser zu richten. Durch dreißig Jahre hat er für die deutsche Tagespresse gearbeitet, in allen großen politischen Fragen hat er treu zu der Partei gehalten, deren Wünsche und Forderungen nach langen Kämpfen in dem neuen deutschen Staat zur Wirklichkeit geworden sind. Er war ein reich und fein gebildeter, hochsinniger, reiner, liebenswerther Mensch, in Vielem eine besonders charakteristische Gestalt der letzten Periode deutscher Bildung, in welcher die öffentliche Meinung aus den Fesseln des Censurstaates herauswuchs.

Jacob Kaufmann ist am 10. November 1814 von jüdischen Eltern geboren, in enger Häuslichkeit und auf dem Gymnasium

einer kleinen Provinzialstadt Böhmens erzogen. Der sinnige Knabe gewann die besondere Gunst der Lehrer und wurde die Hoffnung seiner Familie; bei einer Tante, welche gern las, fielen ihm Romane von Walter Scott und kurz darauf eine Uebersetzung Shakespeare's in die Hand. Aus diesen Büchern ging ihm eine neue Welt auf, er las sich so in sie hinein, daß ihm jede Situation und jeder kleine Charakterzug vertraulich wurden, und diese Eindrücke haben im Geheimen mehr als irgend eine andere Macht sein eigenes Leben geführt. Eifrig suchte er nach einer englischen Grammatik und legte schon damals, unterstützt durch ein ungewöhnliches Sprachtalent, den Grund zu der Kenntniß der englischen Sprache und Literatur, welche später die Bewunderung seiner britischen Freunde wurde. Er bezog die Universität Prag, um Medicin zu studiren — die einzige Facultät, welche dem Juden Aussichten eröffnete, und obgleich die Anatomie für ihn schwer zu überwinden war, arbeitete er doch ernsthaft für den Beruf eines Arztes. Aber die Nothwendigkeit sich Lebensunterhalt zu schaffen und wahrscheinlich auch geheime Neigung machten ihn zum Schriftsteller. Er siedelte nach Leipzig über. Hier that er seinen ersten literarischen Kriegsdienst in der „Zeitung für die elegante Welt" und im „Komet", welcher von seinem Landsmann Herloßsohn redigirt wurde. Als J. Kuranda im Jahre 1842 die neu gegründete Wochenschrift „die Grenzboten" von Brüssel nach Leipzig übersiedelte, ward Kaufmann sein treuer Mitarbeiter, er stilisirte die unbehülflichen Sätze in den östreichischen Anklagebriefen gegen Metternich zu lesbarem Deutsch um, und wurde durch die gute Laune und die gebildete Sprache seiner eigenen Beiträge den Lesern der Grenzboten werth. Daneben gab er Stunden und trieb mit inniger Freude sein Englisch. Er war einer der ersten Deutschen, welche mit Begeisterung das aufgehende Talent von Charles Dickens begrüßten, er betheiligte sich auch an der Uebersetzung. Der Raritätenladen ist von ihm verdeutscht worden. — Im Jahre 1846 ging er

nach Brüssel und trat dort eine Lehrerstelle an, aber als die Frühlingsstürme von 1848 in das Land fuhren, zog Kuranda ihn wieder nach Leipzig zurück. Daß er in den Jahren bescheidener Arbeit und durch den Aufenthalt in der Fremde zu einer inneren Freiheit und Sicherheit des Urtheils heraufgewachsen war, wie sie damals in der Presse selten Ausdruck fanden, das lehren z. B. die Worte, mit denen er in den ersten Märztagen 1848 noch von Brüssel aus die französische Nation in den Grenzboten beurtheilte: „Dieses Volk weiß nicht, was Freiheit ist! Es sind Virtuosen im Revolutioniren, Stümper in der Politik, glänzende Soldaten und durchtriebene Diplomaten, aber miserable Politiker! großartig in der Leidenschaft, ohnmächtig in der hausbackenen Alltagsarbeit für den Staat. Sie haben zu viel Esprit und zu wenig gesunden Verstand. Derselbe Franzose, der am Tage der Schlacht oder im Straßenkampf ein Held ist, wird als Beamter ein Intrigant; der schwärmerische Menschheitsbefreier, der Propagandist, der sein Leben auf der Hand trägt, diplomatisirt à la Louis XIV. mit fremden Völkern. Frankreichs Volk ist Held oder Bedienter. Es gefällt sich nur in der Rolle des Sklaven, der fortwährend die Kette bricht. Und leider nach jedem Aufruhr schafft es sich neue Ketten." Der Artikel befremdete und ärgerte Viele. Einen heftigen Angriff von Arnold Ruge fertigte Kaufmann in gebührender Weise ab mit Nennung seines Namens.

Zu Leipzig hatte Julian Schmidt im Frühjahr 1848 die Leitung der Grenzboten übernommen, vom 1. Juli ging Kuranda's Antheil daran in seinen und meinen Besitz über, Kaufmann blieb dem Blatt ein treuer Gehilfe bei der Redaction, ein werthvoller Mitarbeiter, den neuen Eigenthümern wurde er ein lieber Freund. Er war einer von den seltenen Menschen, welche so völlig für die Sache leben, der sie sich gewidmet haben, daß sie darüber versäumen um sich selbst zu sorgen. Diese Sorge lag, solange er lebte, seinen Freunden ob. Er war durchaus anspruchslos, von rührender Bescheidenheit, ge-

tragen durch eine selten gestörte Heiterkeit, die oft als gute Laune die Unterhaltung belebte. Er hatte das Bedürfniß sich anzulehnen und war, wo er freundliches Entgegenkommen fand, ein zartfühlender, stets zuverlässiger Freund; aber er gab sein eigenes Urtheil keineswegs gefangen. Wo er politische Verkehrtheit erkannte, und wo seine sittliche Empfindung verletzt wurde, da kam ihm der Zorn und der milde, freundliche Gesell brach dann heftig los ohne Rücksicht auf Ort und Personen. Sein Schaffen war fein und sinnig, wie seine ganze Empfindung. Er arbeitete nicht schnell aus dem Vollen, sondern schliff sich lange die Bilder und Gedanken, aus denen er seine Arbeiten zusammensetzte. Ein Thema, das ihm lieb war, konnte er Monate mit sich herumtragen und dann begegnete ihm doch wohl einmal, daß über reichem Detail und einzelnem echt Schönen das Hauptresultat seiner geistigen Arbeit nicht vollständig zu Tage kam. Immer aber wurde, sowohl wo er schilderte als wo er urtheilte, ein fröhlicher Sinn und ein klarer Geist wohlthuend bemerkbar. Fast noch anmuthiger war er im mündlichen Verkehr; sobald er angeregt wurde, floß ihm reichlich und geistvoll die Erfindung, er beobachtete gut und scharf, in einem ausgezeichneten Gedächtniß, das ihm bis zu den letzten Lebenstagen blieb, bewahrte er jedes Bild, das in seine Seele gefallen, tausend kleine Geschichten und schnurrige Charakterzüge. Das liebste Thema des Gespräches war ihm damals sein England, das er doch nie gesehen hatte, und die englische Literatur, in der er so heimisch war wie in der deutschen. Wenn er einmal mit den Freunden bei gutem Trunk zusammen saß, war seine immer wiederkehrende Eigenheit, daß er beim zweiten Glase englische und deutsche Rede zu mischen begann, beim dritten aber nur noch in englischer Zunge zu sprechen vermochte. Wurde er deshalb interpellirt, so bat und beschwor er recht herzlich, daß man doch dieser Sprache und dem Volke mehr Liebe zuwenden möge, wobei er sich regelmäßig erbot, den Freunden Stunde zu geben. Er hatte es

in der That zu einer Fertigkeit, Reinheit und Schönheit im mündlichen Ausdruck des Englischen gebracht, daß Engländer nicht glauben wollten, solcher Besitz sei in der Fremde erworben, zumal er auch ihre Dialekte besser zu gebrauchen wußte als sie selbst.

Bis zum Herbste 1848 hatte er mit der neuen Redaction fröhlich zusammen gelebt, da schrieb Kuranda, der nach Wien gegangen war und dort die „Ostdeutsche Post" gegründet hatte, er könne das Blatt ohne Kaufmann nicht durchsetzen; er bat, ihm den Freund abzutreten, und versprach einen Gehalt, der dem Leben Kaufmann's weit andere Sicherheit verhieß, als seine Stellung bei der Wochenschrift möglich machte. Die Genossen der Redaction zu Leipzig traten in ernste Berathung, Kaufmann selbst widerstand, aber die verständigen Erwägungen geboten die Trennung, er schied von Leipzig. In Wien kam er unmittelbar vor den Octobertagen 1848 an, er traf die Stadt in Aufruhr, sein Bureau in Verwirrung, glücklicher Weise auch gute Kameraden aus Deutschland: Auerbach, Bodenstedt, Wessel. Mit den Augen eines Norddeutschen sah er die ganze Wiener Tragödie sich abspielen, keiner der kämpfenden Parteien fiel sein unbestechliches Urtheil zu. Er wandelte wie ein Nüchterner unter den Trunkenen und kämpfte, solange der Aufruhr währte, überall wo er mit Wienern zusammen traf, im Interesse des gesunden Menschenverstandes tapfere, aber erfolglose Fehden, welche ihn in den argen Ruf eines Schwarzgelben brachten. Als aber die Stadt von den slavischen Heerhaufen eingenommen und der Belagerungszustand erklärt war, als die Füsiladen und Einkerkerungen begannen und eine öde Reaction ihr gewaltthätiges Regiment über das Land legte, da empörte sich wieder sein ehrliches Gewissen gegen das, was ihm als neuer Unsinn, als Barbarei und Verderb Oestreichs erschien und er wurde, wo er mit Andern zusammenkam, zu einer so rücksichtslosen Polemik gegen das neue Oestreich fortgerissen, daß seine Freunde in Wien ernstlich für seine Frei=

heit fürchteten. Nach Leipzig kamen Briefe, welche dringend mahnten, den Heldenzorn des Freundes vor der Aussicht auf den Spielberg zu wahren. So geschah es, daß Kaufmann nach einjähriger Abwesenheit wieder zu den Grenzboten zurückkehrte, nicht auf geradem Wege, sondern aus Vorsicht über die Alpen durch Baiern.

Diesmal blieb er fast ein Jahr bei uns, ein gutes, genußreiches Jahr. Als in dieser Zeit einer der Mitarbeiter an den Grenzboten: Wilhelm Hamm, Redacteur der agronomischen Zeitung, sich die Gattin aus einem Pfarrhause in der Nähe von Leipzig holte, wurden Kaufmann und Schmidt Brautführer. Beide standen würdig am Altar hinter der Braut. Nach der Trauung faßte mich Kaufmann am Arm und sagte leise in großer Aufregung: „ihr Schleier hat gezittert"; er fühlte ehrfürchtig den Schauer mit, den die Jungfrau in dieser hohen Stunde empfindet. Der bleiche Gesell mit seinem faltigen Gesicht und dem dunklen Lockenkopf hatte in dem Augenblick das Antlitz eines Engels. „Sorgen Sie nicht, Jacob, die Schleier haben es an sich, bei solcher Gelegenheit zu zittern." Nach Tisch traten die Grenzboten als die heiligen drei Könige vor das neue Ehepaar und sagten Goethe's Gedicht mit den nöthigen Aenderungen her. Schmidt zog hinter seinen runden Brillengläsern als der weise Kaspar auf, die blonden Löckchen mit weißem Mehl gepudert, und Kaufmann mußte sich durch gebrannten Kork in einen schwarzen Mohrenprinzen umwandeln lassen. Er war glückselig. Als wir uns aber nach der Heimfahrt trennten, drückte er sich wieder an mich und begann von dem Zittern des Schleiers. Armer Knabe, wo lebte das Weib, das er zum Altare führen könnte? — daran aber dachte er sicher nicht.

Damals schrieb er seine „Bilder aus Oestreich", welche zuerst als Aufsätze in den Grenzboten erschienen, 1850 ohne seinen Namen als Buch herausgegeben wurden. Es ist die einzige Sammlung seiner Aufsätze, welche zur Zeit besteht.

Wer das Buch jetzt zur Hand nimmt, der wird einen Stimmungsbericht über die östreichische Katastrophe des Jahres 1848 darin finden, dem wohl kaum ein anderer an die Seite zu setzen ist, zumal die Schilderung der Nacht, in welcher Latour ermordet wurde, ist von erschütternder Gewalt. Aber wie wohl sich Kaufmann in dem friedlichen Leipzig fühlte, das er jetzt als seine Heimat betrachtete, das Schicksal gönnte ihm wieder nicht sicheren Aufenthalt. Einige herbe Ausdrücke über hohe östreichische Persönlichkeiten, die er in einem seiner Aufsätze nicht unterdrückt hatte, veranlaßten die Wiener Polizei, seine Auslieferung nach Oestreich zu fordern. Dem Verschwinden in einer Festung durfte er nicht ausgesetzt werden, er wurde deshalb vorsichtig nach Preußen geleitet und reiste nach Schleswig-Holstein, um von dort dem Blatt über den letzten Widerstand gegen die dänische Herrschaft zu berichten. Aber wieder war seine Lage sorgenvoll geworden, die Zukunft unsicher.

Gerade in diesen Wochen schrieb Max Schlesinger aus London an uns und forderte Kaufmann für sich als Gehilfen bei der neu zu begründenden „Autographirten Correspondenz". Auch Max Schlesinger, der Ungar, gehörte zu dem Kreis der Leipziger Genossen, er hatte in dem Blatt 1849 seine „Bilder aus Ungarn" zuerst veröffentlicht und die glänzenden Schilderungen hatten ihm wohlverdientes Lob eingetragen. Sein Antrag kam im rechten Augenblick, Kaufmann ging über Hamburg zu ihm nach England. Dort hat er von 1850 bis 1866 einen guten Theil der Arbeit an dem nützlichen Unternehmen getragen. Die deutsche „Autographirte Correspondenz" wurde als Privatunternehmen zunächst deshalb in London eingerichtet, um den deutschen Zeitungen einen Redacteur für die englischen Interessen, englische Correspondenten und das Lesen englischer Zeitungen zu ersparen. Auf wenigstens vier sehr enggeschriebenen Briefseiten drängte sie täglich das ganze ungeheure Material der englischen Zeitungen: Große Politik, Hof, Parlamentsverhandlungen, Börse, Schiffahrt, Neuigkeiten, Literatur

zusammen, durch schnelle Arbeit und richtige Benutzung der Post ermöglichte sie, daß ihre Tagesbriefe im Ganzen ebenso früh in die deutschen Redactionszimmer liefen, als bis dahin englische Zeitungen, deren Inhalt sie doch bereits übersetzt, ausgezogen, für deutsche Leser zugerichtet darbot. Es ist klar, daß eine solche Vermittelung zwischen zwei großen Nationen, wenn sie sich durchsetzte, von der größten Wichtigkeit für beide werden mußte. Und die „A. C." wurde in der That durch die Tüchtigkeit beider Freunde schnell zu einer Hauptquelle, aus welcher die deutsche Tagespresse berichtete, sie wurde von jeder größeren Zeitung gehalten, sie stellte eine tägliche geistige Verbindung mit England dar, aus welcher die Deutschen ihre Nachrichten, Ansichten, Urtheile über die Nachbarn erhielten. Ihre nächste Aufgabe war allerdings, den Inhalt der englischen Zeitungen wiederzugeben, schon dies war ohne begleitende Kritik nicht möglich, aber sie bot auch Vieles, was in den Zeitungen gar nicht zu finden war, wichtige Nachrichten, für welche Schlesinger gute Verbindungen gewann, Schilderung englischer Verhältnisse, Auszüge aus Staatsschriften. Sie wurde eine kleine Macht, das unerreichte Vorbild für mehre ähnliche Unternehmungen. Aber ihre Herstellung blieb eine anstrengende, mühevolle, aufreibende Thätigkeit, zumal in der ersten Zeit, wo die beiden Freunde allein arbeiteten. Täglich alle größeren Zeitungen und periodischen Schriften Englands durchlesen, auswählen, übersetzen, für den Steindruck schreiben, zur Postversendung bereiten! Kaufmann besorgte in der Regel den politischen Theil und schrieb.

Er lebte im Hause und der Familie Schlesinger's, trug seinen Rock nach englischem Schnitt, fügte sein Haupt in einen schwarzen Cylinderhut und lernte den Regenschirm als Attribut eines Geschäftsmannes schätzen. Die Kinder seines Freundes verehrten ihn als Onkel, mit dem Schwiegervater verhandelte er über die Schönheiten Londons und die Vorzüge Alt-Englands. Das Schlesinger'sche Haus wurde allmählich in seinen

Salonstunden ein Versammlungsort, wo ausgezeichnete Fremde: Künstler, Virtuosen, bessere Flüchtlinge vom Continent, liberale Parlamentsmitglieder gern verkehrten, Kaufmann erhielt dadurch reiche Gelegenheit, die verschiedenartigsten Menschen kennen zu lernen, bis auf Mazzini und Garibaldi. Er behielt aber seine alte bozische Vorliebe für seltsame Käuze, und verkehrte gern mit Leuten aus dem Volk, mit echten Cockney's, grilligen Originalen, über die er sich zu freuen und zu ärgern nicht müde wurde. In London, dem Leben des Volkes, seinen alten Straßen und Häusern wurde er bald heimisch wie ein Eingeborener. Als Schlesinger in den ersten Jahren nach Errichtung der Correspondenz zu uns kam, mußte er auf die Frage nach Kaufmann antworten: „Wenn er jetzt mit Engländern zusammensitzt, deren Herz er beim ersten Glase gewonnen hat, so fängt er beim zweiten Glase an viel Deutsch in das Englische zu mischen, beim dritten spricht er nur Deutsch, und beschwört die Briten sämmtlich, Deutschland kennen zu lernen, denn nur in der Bekanntschaft mit deutscher Sprache und Bildung sei Heil für sie zu hoffen." So behauptete er sich tapfer, er wuchs fortwährend an politischer Einsicht und edler Freiheit, zürnte heftig über Old Pam's Leichtfertigkeiten und die schnöde Undankbarkeit, womit englischer Hochmuth den deutschen Fürsten betrachtete, der an der Seite der Königin den Staat so weise regierte, er verbarg seine Verachtung gegen die herrschenden Schwächen der Engländer: Heuchelei, Geldsucht und Snobismus durchaus nicht und er war unermüdlich, seine Bekannten mit Laune und Ernst darauf hinzuweisen. Aber es scheint, daß gerade diese kriegslustige Stimmung, verbunden mit seiner großen Liebenswürdigkeit und der rührenden Selbstlosigkeit seines Wesens dazu geholfen hat, ihm dort in nicht kleinem Kreise Achtung und respectvolle Zuneigung zu verschaffen.

So zogen die Jahre über seinem Haupt dahin, bis endlich die mühevolle Tagesarbeit, der Nebel und Kohlendampf Lon=

dons an ihm das Zerstörungswerk begannen. Gegen bösen Husten und Asthma verordnete der Arzt Aenderung des Klimas. Als ich im Jahre 1867 zu Soden vom Sterbelager einer nahen Verwandten ins Freie trat, fühlte ich mich heftig am Arm gefaßt. Es war Kaufmann. Das war sein liebes treues Gesicht, das gutherzige Lächeln, das dunkle Haar so voll und lockig wie sonst, aber über den faltigen Zügen lag der graue Schatten, welchem die Nacht folgt. Er war zu uns zurückgekehrt, um zu scheiden. Seitdem weilte er bei seinen Geschwistern in Königgrätz und Hamburg, als Gast in Leipzig, die Winter in Wiesbaden, zwei Sommer in Siebleben. Als er im Sommer 1871 dorthin kam, war die furchtbare Krankheit so weit vorgeschritten, daß man sein nahes Ende fürchten mußte. Aber so oft sein armer gekrümmter Leib sich von der Erschütterung des Hustens erholt hatte, ging wieder ein heiteres Licht in dem bleichen Antlitz auf, und er begann im Korbstuhl sitzend beim warmen Sonnenschein des Spätsommers nach alter Weise das Garn seiner hübschen Geschichten zu spinnen von schnurrigen Engländern und von dem Humbug in der Kirche und in der Gesellschaft. Und wenn er sich weiter aufthat, dann kam zuweilen aus seiner reinen, unsträflichen Seele so viel schöne und große Auffassung des Lebens, daß, die im Kreise um ihn saßen, still und andächtig seinen Worten lauschten. Mild war sein Urtheil über Menschen, und freudig anerkennend für jede Kraft, aber fest und unbestechlich durch Erdenruhm und Erfolge, deutlich und scharf wie Photographien alle Bilder der Menschen und Zustände, die das Leben in seine Seele gelegt hatte. Mit großer Anhänglichkeit sprach er von allen Freunden, am liebsten von dem Hause in London. „Max ist ein Gentleman,“ setzte er dann stolz hinzu. Eine inniggeliebte Schwester in Königgrätz hatte ihn gebeten, zu ihr zu kommen, damit sie ihn pflege. „Sie ist wie eine Heilige,“ sagte er, „aber ich kann nicht hingehen, sie würde sich zu sehr betrüben, wenn sie mich so sähe. Denn als ich ihr bei dem letzten Besuch

einmal von den Parks in London erzählte, wie schön die sind, da sah sie mich mit einem Blick an, so traurig und so durchdringend, ich kann den Blick nicht vergessen." Und er fügte nach einer Weile entschuldigend hinzu: „Die Frauen sehen die Pflicht des Lebens nicht so an wie wir, sie fragen die Welt immer, was für ihre Lieben herauskommt. Das ist freilich bei uns anders." Dabei sah er wieder froh aus.

Der Aufenthalt auf dem Lande hatte ihm doch ein wenig gut gethan. Noch in der letzten Woche des Septembers ließ er sich nicht abhalten, einen Artikel: „Die Irländer und ihr Einfluß auf die Meinung Englands" zu dictiren.*) Da die rauhe Luft der Umgegend von Gotha ein Einwintern dort verbot, wurde ihm der Vorschlag gemacht, nach Leipzig überzusiedeln, wo am besten gute Pflege zu beschaffen war. Er aber bestand mit dem Eifer eines Kranken darauf, den Winter in dem milden Wiesbaden zu verbringen, das ihm zweimal, wie er meinte, durchgeholfen hatte. Es war ein trauriges Scheiden. Die Reise erschöpfte seine letzte Kraft, er starb sogleich nach seiner Ankunft in Wiesbaden.

Wir Deutsche sind in den letzten dreißig Jahren tüchtig vorwärts gekommen. Und in naher Zukunft mag ein jüngeres Geschlecht vornehm herabschauen auf die Anfänge unserer freien Presse unter Friedrich Wilhem IV., auf den kleinen Zuschnitt der früheren Blätter, den veralteten Stil, die unsichere, oft dürftige Lage der Tagesschriftsteller von damals. Möge alsdann billiger Sinn doch Folgendes erwägen. Jetzt ist nicht nur die äußere Lage der Schriftsteller eine günstigere, weil das Volk wohlhabender und leselustiger geworden ist, auch ihr Rechtsschutz gegen Gewaltthat ist besser und was ihnen am

*) Seine Beiträge zu der Wochenschrift „Im Neuen Reich", die er unter dem Namen Jacob Gilben schrieb, waren außer den genannten in Nr. 42 noch: Nr. 8 „Französische Kriegsgefangene", „Aus Wiesbaden", Nr. 20 „Unsere Freunde und Feinde in England", und das anmuthige Bild Nr. 21 „Aus der Stadt ans Meer".

meisten zu Gute kommt, sie selbst werden durch einen stolzen Staat mit einer Politik, mit Staatsmännern, öffentlichem Leben und geschulten Parteien erzogen. Ihre Vorgänger entbehrten dieses Glück. Bis vor kurzem waren die Tagesschriftsteller Deutschlands die wahren Führer der Nation; denn nicht die Könige, nicht die Staatsmänner haben die großen Ideen, auf denen das neue Deutschland ruht, zuerst gefunden und im Kampfe vertreten, sondern Männer aus kleinen Kreisen des Lebens, von denen viele keine gerühmten Namen hinterließen. Zu ihnen gehört der böhmische Judenknabe, der aus eigener Machtvollkommenheit ein deutscher Patriot wurde, dem Erwerb und Behagen des eigenen Lebens verschwindend wenig war gegenüber den großen Gedanken, für deren Verbreitung er lebte, der bedrückt durch enge Verhältnisse, umhergehetzt von elender Polizeiwirthschaft, erst in der Fremde die Sicherheit gewann, durch mühevoll aufreibende Tagesarbeit seinem Vaterlande zu nützen; und der noch als Sterbender für selbstverständlich hielt, daß der Mann, welcher für die Freiheit und Bildung seines Volkes lebt, im eigenen Leben die Güter dieser Welt gering achten müsse.

Otto Ludwig.

(Grenzboten 1866, Nr. 2.)

Im Jahre 1865 starb der vielduldende Dichter nach langem Leiden. Daß er ein hochbegabter Mann war, daß in Allem, was er geschaffen, ein echtes Dichtergemüth und ein seltenes Talent für großartige Wirkungen anzieht, hat jeder empfunden, der seine bedeutendsten Dichtungen „Der Erbförster" und „Die Mutter der Makkabäer", sowie die Novelle „Zwischen Himmel und Erde" kennen lernte.

Aber Otto Ludwig gehörte zu den deutschen Dichtern, deren poetische Natur in ihren Werken sehr unvollständig zur Darstellung gekommen ist, nur wer ihn persönlich kannte, bewahrt den guten und starken Eindruck, den sein Wesen gemacht hat. Es war ein tüchtiger, wohlgeordneter Geist, in seinem Empfinden immer voll, ganz und warm, bei seiner Arbeit von einem Ernst und einer Strenge, welche sich selbst nie genug thun konnte. Aber es waren nicht diese deutschen Vorzüge allein, welche sein Dichtertalent merkwürdig machten. In seinem Schaffen, ja in seiner ganzen Persönlichkeit lag etwas so Ungewöhnliches, daß er zuweilen aussah, wie aus der Urzeit des deutschen Volkes in die Gegenwart versetzt. Schon sein Aeußeres gab das Bild eines kräftigen Germanen aus alter Zeit, das große Haupt, edel geformte Züge, der stattliche Wuchs, das schöne tiefe Auge, der starke Bart, die feste schmucklose Haltung. Noch auffallender wurde er, wenn man die Methode seiner poetischen Arbeit beobachtete: in seinem Innern eine leidenschaftliche Bewegung, der eines Inspirirten gleich; seine Empfindungen und Anschauungen nicht bloß poetisch, sondern zu gleicher Zeit sowohl musikalisch als malerisch, und zwar in so hohem Grade, daß sein poetisches Schaffen dadurch gehemmt wurde. In eigenthümlichen Kämpfen rangen sich die Gebilde aus seiner Seele los. Während sie in ihm lebten, hörte er Klänge, sah er die Gestalten in Gruppen farbig vor sich, ja ihm begegnete in solcher Versunkenheit, daß sie ihm auch äußerlich sichtbar wurden, er schaute im Abendnebel den Luftgeist mit grauem Gewande seine Brust umziehen; und als ihm die Idee eines Trauerspiels „Andreas Hofer" im Gemüthe lag, stand die Gestalt des riesigen Tirolers als großer Schatten auf seinem Wege. Er wußte, daß dergleichen nur gaukelnde Täuschung des erregten Sinnes war, und fertigte es, wo sich's einmal im Verkehr mit Andern eindrängte, mit leichtem Lächeln ab. Aber in stiller Nacht, wenn er träumte, oder wenn er wachend auf seinem Lager nachsann, erhielten solche Gebilde

eine größere Deutlichkeit, er schaute sie wie greifbar in tragischen Situationen, und die Stimmung, welche diesen Gestalten seiner Poesie zum Grunde lag, wurde ihm so übermächtig, daß sie ihn quälte. Dabei war er nichts weniger als ein phantastischer Mann, viel bedachte sein Geist über der Arbeit, und spähend beobachtete er den Proceß des Werdens, ja allzu kritisch gegen die stürmische Empfindung, welche in ihm wogte. Unablässig war er bemüht, die Kunstgesetze, die er sich vorzugsweise aus Dramen Anderer feststellte, gegen seine eigenen feurigen Träume geltend zu machen. Immer wieder mahnte er sich in schriftlichen Aufzeichnungen so und so zu schreiben, er exponirte sehr sorgfältig und weitläufig, und verfaßte sich selbst zur Richtschnur ästhetische Abhandlungen, wie die Charaktere zu halten, wie die Handlung kunstgerecht zu fügen sei. Nie konnte er sich darin genugthun, er änderte an Charakteren und Plan immer wieder; was er niedergeschrieben, verwarf er leicht, weil es ihm nur matter und farbloser Abglanz der prachtvollen Anschauungen erschien, welche sein Inneres füllten.

Es sei gestattet, zunächst seine drei großen Arbeiten zu besprechen, um durch ihre Kritik einen Bericht über das merkwürdige Schaffen dieses Dichters verständlich zu machen.

Der Werth des Trauerspiels „Der Erbförster" liegt nicht darin, daß es als Ganzes ein imponirendes Kunstwerk ist, sondern in der Energie und Fülle des dramatischen Details, in der Genauigkeit und Lebhaftigkeit, mit welcher der Dichter einzelne Charaktere in den Situationen schaut. Im Jägerhaus von Düsterwalde lebte ein alter Förster mit seiner Familie, sein Weib war die Verwandte eines reichen Bauern, sein ältester Sohn Forstgehilfe des Vaters, seine Tochter Marie liebte den Robert, den Sohn eines Fabrikanten im Dorfe. Der Fabrikant Stein aber war selbst ein alter Freund des Försters, er besuchte ihn täglich, spielte mit ihm ein ehrbares Kartenspiel, und zankte sich alle Tage mit ihm, um sich am nächsten Morgen wieder zu versöhnen. Denn der alte Stein

war sehr heftig und brannte los wie Schießpulver, und der Förster war ein eigensinniger Trotzkopf, rauh, rücksichtslos, warmherzig und abergläubisch, ein geradliniger Mann, dessen Geist auf Subtilitäten nicht eingerichtet war. Der freundschaftliche Verkehr der beiden Familien wird plötzlich gestört. Gestern hat Stein das Gut Düsterwalde gekauft und ist Brotherr des Försters geworden, und heut soll die Verlobung der Kinder gefeiert werden. Aber vor der Verlobung gerathen die alten Herren wieder in Streit um das Ausholzen des Forstes, und diesmal wird der Streit bösartig. Denn jetzt zankt der Gutsherr mit seinem Förster, welcher ihm grob und rücksichtslos widerspricht, der Gutsherr wird heftig und befiehlt, der Förster lacht ihn aus, und die jähzornige Hitze führt den Gutsherrn so weit, daß er dem Förster mit Absetzung droht, der Förster aber, dessen Vater und Großvater schon auf derselben Stelle gesessen haben, bestreitet ihm das Recht dazu, weil er nichts Unrechtes begangen und in dem Streitpunkt, dem Ausholzen des Forstes, nur den Vortheil des Gutes im Auge hat. Der Gutsherr entfernt sich im höchsten Zorn, und läßt dem Förster die Alternative stellen, entweder zu gehorchen, oder seine Stelle aufzugeben. Dienstwillige Feindseligkeit seines Buchhalters macht den Riß weiter, ein betrunkener Taugenichts, der Buchjäger, wird durch Stein sofort zum Förster gemacht. Nach den Vätern haben sich auch die Söhne gezankt, und eine bittere Feindschaft entbrennt zwischen den hitzigen, rücksichtslosen Männern.

Das ist die Grundlage des Stückes, der erste Act. Die folgenden drei zeigen, wie durch verletztes Selbstgefühl, Zorn, Mißverständnisse und schlechtes Einwirken dazwischentretender Personen der Zwiespalt zwischen den Familien unheilbar gemacht und der alte Förster zum Aeußersten getrieben wird. Er ist abgesetzt, der rachsüchtige Buchjäger behandelt seinen Sohn, den der Vater im Walde beschäftigt hat, als Wilddieb und läßt ihn auspeitschen, sein Weib kündigt ihm an, daß sie

mit den Kindern zu dem reichen Vetter gehen müsse, weil dieser sonst die Kinder des Försters, der durch seine eigene Thorheit ein Bettler sei, enterben wolle, der Advokat in der Stadt läßt ihm sagen, daß das Gesetz ihn nicht schützen könne, denn sein Recht sei Unrecht vor dem Gesetz, endlich erhält er die (falsche) Nachricht, daß sein ältester Sohn durch den Sohn seines Feindes erschossen sei. Aber nicht sein Sohn ist erschossen worden, sondern der Buchjäger ist durch einen Wilddieb mit der entwendeten Flinte seines Sohnes (im dritten Act) getötet worden und die beiden Jünglinge sind wieder Freunde geworden bei der Verfolgung des Mörders. So wird er zum Letzten getrieben, seine Bibel verkündet ihm: Auge um Auge, Zahn um Zahn, er stürzt am Ende des vierten Actes in den Wald, den Mörder seines Sohnes zu suchen und zu töten. Er weiß, daß dieser in einer dunkeln Stelle des Waldes wartet, er weiß aber nicht, daß er auf des Försters Tochter wartet, der er ein Briefchen hat zustecken lassen und die durch ihre Mutter getrieben worden ist, zu dem Geliebten zu eilen. Er schießt auf den Sohn seines Feindes und trifft die eigene Tochter. Erst allmählich wird ihm und dem Zuschauer im fünften Act das klar, er endigt mit dem Entschluß, den Tod bei den Gesetzen des Landes zu suchen.

Schon aus der unvollständigen Darstellung wird sich erkennen lassen, wo die gefährlichen Stellen dieses Stoffes liegen. Der Förster und der Fabrikant sind im Grunde zwei gute Menschen, welche gewöhnt sind, mit einander um Kleinigkeiten zu zanken und einander immer wieder zu finden. Ein solcher Zank ist das „erregende Moment" des Stückes, der Anfang der Handlung. Durch diesen Zank ist aber der tragische Verlauf der Handlung so wenig motivirt, daß im Gegentheil noch jeden Augenblick bis zur Unthat des Försters ein verständiges Wort, ein wohlwollendes Aussprechen das gute Verständniß der Familien wiederherstellen könnte. Dieser bedenkliche Umstand nimmt dem blutigen Inhalt — zwei Nebenfiguren werden

im dritten Act tötlich verwundet, — und der furchtbaren Katastrophe die künstlerische Nothwendigkeit und somit ihre Berechtigung. Und es hilft nichts, daß der Dichter durch fortgesetzte Irrungen und Mißverständnisse die Stimmung finster, die Feindschaft größer macht, es ist kein großes Schicksal, dessen Wucht sich auf den Helden legt, sondern es sind kleine Schlechtigkeiten und Beschränktheiten, an denen er untergeht. Und deshalb erscheint uns der Dichter als grausam, und wir empfinden seine Willkür aus der Handlung. Allerdings ist der Förster so vortrefflich gezeichnet, daß wir sehr gut und mit dem größten Antheil verstehen, wie sich die Handlung an und in ihm gerade so entwickeln konnte, und allerdings wird die künstlerische Schwäche der Handlung dadurch sehr verhüllt, daß sie in einem meisterhaft detaillirten Charakter sich vollendet. Sie wird möglich, sie wird künstlerisch wahr, nur weil der Förster gerade so ist, wie er ist, die Originalität des Helden, seine treuherzige Beschränktheit und die Uebermacht seines Gefühls über den leitenden Verstand, kurz sein „Charakter" erklärt und motivirt die Handlung. Aber auch das ist ein Fehler. Die Handlung eines tragischen Stoffes muß bei der Anlage des Stückes über den Charakteren fortlaufen, die Begebenheiten müssen ihrem ursächlichen Zusammenhange nach jedem gebildeten Bewußtsein als nothwendig erscheinen, die Charaktere müssen jenem folgen, und in dem logischen Zwange der Begebenheiten sich entwickeln; in der Ausführung erhält das Drama dann doch den Schein, als wenn die Handlung aus den Charakteren hervorwüchse; oder anders ausgedrückt: das allgemein Giltige, allen Menschen Verständliche muß sich durch bestimmte Persönlichkeiten abspielen, die erst nach den Bedingungen und Eigenthümlichkeiten, welche die Handlung für sie wünschenswerth macht, geformt werden dürfen. Aus diesem Grunde ist es bei einem tragischen Stoff für den Dichter sehr mißlich, die ganze Handlung selbst zu erfinden. Denn fast immer geht bei den Dichtern germanischen Stammes der Prozeß des Schaffens

so vor sich, daß ihnen zuerst einzelne Heldencharaktere in einzelnen bedeutenden Situationen in der Seele aufschießen; an diesen Kern legen sich allmählich die gegenüberliegenden Figuren, und erst später wird durch Reflexion der Verlauf der Handlung klar, welche nun ihrerseits die Charaktere in ihre Bahn zwingt und Einzelnes an ihnen beschränkend und erweiternd umformt, bis endlich der ganze Krystall des Kunstwerks in seinen Grundlinien fest geworden ist für die Darstellung durch die Schrift.

Bei solchem Verlauf des innern Dichtens, einer Eigenthümlichkeit der Deutschen gegenüber den Romanen, ist der Poet immer in der Gefahr, daß das Charakteristische der Figuren, welches schnell und glänzend in ihm aufblüht und ihm Freude und Lust zum Schaffen gibt, zu große Macht gewinnt über die Handlung, deren Faden sich langsamer und zögernd aus dem deutschen Geiste entwickelt; und daß er von den Charakteren ausgehend, eine Handlung erfindet, welche erst durch die Eigenheiten der Personen möglich wird. Es sind nicht die besten Dramen Shakespeare's, in denen er sich die Handlung ganz oder zum größten Theil erfunden hat. Wohl versteht sich von selbst, daß durch das angeführte Gesetz nicht jede Beherrschung der Handlung durch das Originelle der Charaktere ausgeschlossen werden soll, aber ein solches Eingreifen ist nur mit Vorsicht zu wagen und jedesmal vorher stark zu motiviren.

Außer dem großen Vorwurf, daß Ludwig's Stück kein Recht in sich trägt, eine Tragödie zu werden, ist noch eine andere Ausstellung zu machen. Es wird, wie die Handlung angelegt ist, nothwendig, daß der Förster zu dem Glauben komme, der Sohn des Fabrikanten habe seinen Sohn erschossen. Der Unterbau, welchen der Dichter zu diesem Zweck gemacht hat, ist nicht glücklich. Er führt dazu zwei Wilddiebe ein, von denen der eine in der Schenke dem Förstersohn die Flinte entwendet hat, damit den Buchjäger erschießt, aber kurz darauf von Ro=

bert Stein aus halber Nothwehr wieder erschossen wird. Die Flinte des Försters, welche der Tote getragen, und das Tuch, welches der Sohn um den Hahn gewickelt hatte, geben dem Vater den Glauben, daß sein Sohn getötet sei. Diese Motivirung ist weitläufig und herb, und doch sind zwei Scenen eigentlich nur ihretwegen da, denn was sie sonst für den Verlauf des Stückes bringen, den Tod des Buchjägers, die Vorführung der finstern Stelle, an welcher später der Förster sein Kind erschießt, das war entweder nicht nöthig, oder konnte auf anderem Wege erreicht werden. Freilich ist die Unterhaltung der Wilddiebe in der Schenke eine vortrefflich geschriebene Scene, und die Art, wie der Eine durch die Erzählungen des Andern auf die Idee gebracht wird, den Buchjäger, seinen alten Feind, zu erschießen, ein gutes Gegenstück zu der ähnlichen Scene des Försters im vierten Act, aber das hilft dem dritten Act nicht, die Scene des doppelten Erschießens wird dadurch nicht gerechtfertigt.

Jetzt aber nichts mehr von Tadel. Das Stück ist kein fertiges Kunstwerk, aber es ist doch eine tüchtige Arbeit. Zunächst wegen der Technik. Die einzelnen Scenen sind sicher und geschickt für den Eindruck zubereitet, den sie machen sollen. Da wird kein unnützes Wort geredet, keine kleine Zwischenhandlung zerstreut und schwächt, Licht und Schatten sind auf den Figuren so richtig vertheilt, und die einfachen und großen Wirkungen stehen dem Dichter so fest, daß er alle kleinen Künste verschmäht, sie hervorzuheben, er hat keine gesuchten Contraste, keinen überraschenden Wechsel der Empfindungen, keine raffinirten Situationen, oder geistreiche Abgänge und wie die schlauen Mittel alle heißen, durch welche das Publikum „gepackt“ wird; solid und genau ist Alles gearbeitet, wie Schnitzwerk aus Eichenholz, in allmählicher Steigerung baut er die Wirkung der Scenen auf, fast immer in gerader Linie, ohne viel rechts und links zu sehen. Fast immer ist es eine Hauptfigur, welche das Spiel in der einzelnen Scene beherrscht.

Da aber, wo er zwei spielende Gruppen hat, wie in der großen Scene im vierten Act, wo der Förster Unheil sinnend auf und abgeht und monologisirt, während Mutter und Tochter den Brief Roberts lesen, den sie in die große Bibel gelegt haben, um ihn dem Vater zu verbergen, da ist die Verbindung der Gruppen sehr schön gefunden. — Das ganze Detail ist sorglich und liebevoll ausgeführt; man tritt in dem ersten Act in das Försterhaus wie ein Verlobungsgast hinein und riecht den Duft des dunkeln Föhrenwaldes dahinter. Schon die Exposition ist vortrefflich, sie wird durch einen faulen Holzhüter gemacht, der, immer gedrängt von der sorglichen Försterin und ihren Verlobungstischen, in bissiger Laune den Förster und den Fabrikanten copirt, ihren Zank und ihre Versöhnungen. Es ist kaum möglich, mit weniger Aufwand von Worten und Mitteln eine so vollständige Erzählung von den Voraussetzungen des Stückes zu geben. Der ganze erste, der vierte und fünfte Act sind in technischer Beziehung vortrefflich.

Der größte Vorzug des Dramas ist aber die Darstellung einzelner Charaktere. Mit Ausnahme des Geistlichen, welcher nicht sehr lebhaft empfunden ist, sind die übrigen Rollen des Stückes fast sämmtlich mit großer Kraft herausgetrieben und so scharf gezeichnet, daß ein Irrthum für den darstellenden Künstler kaum möglich ist. Am schwersten dürfte die Rolle der Förstersfrau sein, weil die Versuchung, in welche sie kommt, ihren Mann zu verlassen, von dem Dichter zu wenig motivirt ist. Ihm war dieser Schritt wahr, d. h. dem Wesen der verständigen Mutter entsprechend; er verstößt aber gegen die deutsche Bühnengewohnheit. Auch die Person Robert's könnte vollständigere Begründung seines Entschlusses, den Vater zu verlassen, vertragen, und an dem Fabrikanten selbst ist in den Momenten, wo die Nachrichten aus dem Försterhause auf ihn wirken, eine Unbeholfenheit des Dichters in der Darstellung seiner Empfindungen sichtbar; als er z. B. im dritten Act erfährt, daß der Buchjäger den Sohn seines alten Kameraden

gepeitscht hat, darf er nicht sagen: „der brutale Mensch! ich weiß Alles“; sondern er müßte empört aufspringen, Alles vergessen und zu dem Förster stürzen wollen, ihm Versöhnung anzutragen — und da müßte er die Nachricht erhalten, daß sein Sohn durch den Förster schon getötet ist, oder etwas Aehnliches. Doch das ist wenig gegen vieles Vortreffliche. Der Bauer Wilkens, der Holzhüter Weiler, die Wilddiebe, der Buchjäger, alle die knorrigen Männercharaktere sind prächtige Arbeit, vor Allem aber der alte Förster Ullrich. Nur die besten Stücke Ifflands haben Rollen, in welchen ein gleiches dramatisches Leben ist, aber auch diese stehen an Größe und Kraft des empfundenen Details der Rolle des Försters nach. Vom ersten bis zum letzten Act entwickelt sich die Leidenschaftlichkeit dieses Charakters in einem großen Reichthum von dramatischen Momenten, und im letzten Act wird die Wirkung derselben eine so erschütternde, daß wir bewundernd vor einer solchen Gestaltungskraft stehen. Wie er an die Kammerthür der Tochter tritt und seinen eigenen Athem für die tiefen Athemzüge der Schlummernden halten will; wie er beim Pochen an der Thür zusammenschrickt und sich überreden möchte, es sei die Marie, welche sich fürchtet hereinzukommen, während es doch ihre Leiche ist, — das ist alles fürchterlich wahr und Beweis einer starken Dichterkraft. Die Sprache des Stückes entspricht der dramatischen Lebendigkeit der Handlung, sie ist eine charakterisirende Prosa, kurz und markig, glücklich den verschiedenen Charakteren angepaßt.

Das Trauerspiel „Die Makkabäer“ gibt Gelegenheit, die glänzende Seite seiner Begabung am höhern Stil der Tragödie zu bewundern, aber wieder zeigen sich in der Construction der Handlung Uebelstände, welche nicht verdeckt werden können durch die Ausführung einzelner Scenen, und sie sind auffälliger.

Der Inhalt dieses Trauerspiels ist folgender. Lea, Frau des Mattathias, eines Priesters zu Modin, Mutter von sieben Söhnen, stolz auf ihre Abstammung aus dem Hause Davids

und auf den reinen Glauben ihrer Familie, offenbart ihrem Lieblingssohne Eleazar, der auf seinen Heldenbruder Juda neidisch ist, daß ihr vor seiner Geburt durch einen Traum geweissagt sei, Eleazar werde Hohepriester und König der Juden werden. Juda selbst, die starke Heldenkraft der Familie, ist der Mutter verleidet, weil er Naemi, die Simeitin, Tochter des Heuchlers Boas, aus niederem Stamme, zum Weibe genommen hat. Jerusalem seufzt unter der Gewaltherrschaft des Antiochus, welcher als Statthalter seines Vaters, des Syrerkönigs Antiochus Epiphanes, daselbst regiert. Griechische Sitte und knechtische Gesinnung scheinen die Kraft des jüdischen Volkes aufgezehrt zu haben. Doch die Familie Mattathias bewahrt treu die alten Erinnerungen und den Glauben der Väter, und Mattathias selbst zürnt seinem Sohne Juda, weil dieser mit lebhaften Farben die Verderbtheit des Volkes schildert. Da dringt in das Thal die Kunde, daß durch die grausamen Syrer der Oberpriester der Juden mit seinem ganzen Hause hingeschlachtet worden ist. Den nächsten Anspruch auf diese Würde hat die Familie des Mattathias. Die Mutter hält dies für ein Zeichen, daß für ihren Liebling Eleazar jetzt die Zeit zu handeln gekommen sei, welche der eitle Jüngling ungeduldig erwartet. Er zieht mit dem Segen der Eltern ab nach Jerusalem, dort die Patrioten zu sammeln und die höchste Würde für sich zu erwerben. Juda läßt ihn ziehen, er urtheilt, daß die Zeit noch nicht gekommen ist, wo die Volkskraft zum Kampfe gegen die fremden Bedrücker aufgerufen werden kann. — Im zweiten Act ist der Greis Mattathias dem Sterben nahe. Die Familie wird aus dem Thal zusammengerufen, und die stolze Lea zeigt sich noch in dieser Stunde des Schmerzes unhold gegen die weiche, liebevolle Schwiegertochter Naemi. Als die Kinder den Sterbenden umstehen, kommt auch Eleazar aus Jerusalem, den letzten Segen des Vaters zu empfangen. Er hat sich den Syrern angeschlossen und mehr geopfert, als Recht und Gewissen erlaubt hätten. Die Mutter weiß davon,

aber in ihrer blinden Liebe sieht sie in der Freundschaft mit den Fremden nur ein Mittel zur Erhöhung ihres Sohnes. Sie will den Segen des Vaters noch für diesen Sohn gewinnen, aber ein fanatischer Verwandter, Jojakim, sagt dem Sterbenden, daß sein Sohn ein Verräther geworden sei. Bevor der Vater dem Sohne fluchen kann, tragen die Simeiten die Nachricht herzu, daß ein Syrerhaufe in das Thal dringe. Die Syrer treten auf, heischen Unterwerfung unter die griechischen Götter ihres Königs, lassen einen Altar aufrichten und fordern von dem versammelten Volk und dem Hause des Mattathias die Anbetung der Athene. Eleazar steht unschlüssig, Juda sendet heimlich nach Waffen und Männern durch das Thal. Unterdeß erklärt sich die falsche Sippschaft der Simeiten bereit, vor den fremden Göttern zu beten, da entbrennt der Zorn Juda's, er tötet den abtrünnigen Simei am Altare, stürzt den Altar um, treibt mit dem empörten Volk den Syrerhaufen ab und ruft die Juden zu den Waffen. Mattathias segnet seinen Sohn Juda und stirbt. Eleazar kehrt wieder neidisch nach Jerusalem zurück. — Im dritten Act hat Juda den jüngern Antiochus geschlagen und läßt die fliehenden Syrer verfolgen. Ein Gesandter Roms bietet ihm römischen Schutz an, er weist diesen Schutz mit heldenmüthigem Selbstgefühl zurück. Da plötzlich rückt ein neues, größeres Heer des ältern Antiochus heran, und der Abend des Sabbath ist angebrochen, wo das Gesetz den Juden verbietet zu fechten. Sie werden auf dem Schlachtfeld ihres Sieges von dem neuen Heere angegriffen, alle Anstrengungen des Juda, sie zum Kampfe zu bewegen, sind vergeblich, der fanatische Jojakim ermahnt sie, nicht dem Feldherrn, sondern dem Gesetz zu gehorchen, sie lassen sich widerstandslos und Psalmen singend hinwürgen. Juda selbst, verlassen von seinem Volk, entkommt kämpfend wie ein Löwe. Die siegreichen Syrer treten auf, im Gefolge des jüngern Antiochus erscheint Eleazar, ihm wird zum Lohn für seine Ergebenheit die Hohenpriesterwürde versprochen. Die

Scene verwandelt sich. Im Felsenthale von Modin hat die Mutter Lea mit den jüngeren Söhnen und dem Volke einen Haufen Syrer zurückgeschlagen, dem die Simeiten die Stadt überliefern wollten. Die Simeiten selbst kommen mit ihren Anhängern, um Lea und ihre jüngsten Kinder gefangen zu nehmen und den Syrern zu übergeben. Die Volksmassen toben feindlich gegen einander, Lea ist in Gefahr, mit ihren Anhängern übermannt zu werden, da dringt die Nachricht in das Thal, daß Juda einen großen Sieg über die Syrer erfochten habe. Der Zorn der Volksmasse wendet sich gegen die Simeiten, sie sollen gesteinigt werden, Lea will auch Naemi, das Weib ihres Sohnes, erbarmungslos töten lassen. Da stürzt Jojakim mit der Nachricht herzu, daß das siegreiche Heer der Juden vernichtet sei. Wieder wendet sich das unbeständige Volk auf die Seite der Simeiten, Lea steht verlassen, sie erfährt noch, daß ihr Sohn Eleazar abtrünnig geworden, ihre Kinder werden ihr entrissen und fortgeführt.

Im vierten Act führen die Simeiten die jüngsten Kinder der Lea auf der Straße nach Jerusalem zu den Syrern, Lea, die Mutter, folgt verzweifelnd dem Haufen und wird von den höhnenden Feinden an eine Sykomore gebunden. In dieser Lage findet sie Naemi, bindet sie los und hilft ihr weiter. Dies ist eine Scene von großer poetischer Kraft und Schönheit. Juda kommt, findet sein geliebtes Weib, erfährt, daß die Brüder gefangen sind, die Mutter ihnen nacheile in das Lager der Syrer, und spricht seinen Entschluß aus, sich nach Jerusalem durchzuschlagen, das von den Syrern belagert wird und in Gefahr ist, ausgehungert zu werden. Die Scene verwandelt sich in eine Straße Jerusalems; Hunger und Verzweiflung. Zwei treue Brüder Juda's bemühen sich vergeblich, den Muth des Volkes zu beleben, da erscheint Juda selbst, seine Gegenwart erweckt den Zorn der Belagerten, es wird ein Ausfall beschlossen. — Fünfter Act. Zelt des Syrerkönigs vor Jerusalem. Das Heer ist muthlos geworden, in anderen Län=

dern des Königs ist Aufruhr entstanden, Eleazar zeigt sich als Höfling im Gefolge des Königs. Da wird Lea durch die Wache hereingeführt. Sie fleht um das Leben ihrer jüngsten Kinder. Der König verheißt ihr das Leben der Kinder, wenn diese von ihrem Gott abfallen wollen, sie verspricht ihnen zuzureden, die drei jüngsten Kinder werden hereingeführt. In furchtbarem Kampf zwischen Mutterliebe und Pflicht ermahnt sie die Kinder, dem Glauben treu zu bleiben und zu sterben. Eleazar wird durch diese Scene so erschüttert, daß er aus dem Dunkel des Zeltes hervortritt, sich auf die Seite seiner Familie stellt und dem Syrerfürsten auffsagt. Unter dem Segen der Mutter werden die vier Kinder, welche begeistert Psalmen singen, zum Tode abgeführt. Die Mutter bricht zusammen. Der Todesgesang der Kinder ist verklungen, da stürmt Juda mit dem Volk von Jerusalem in wildem Anfall gegen das Heer des Königs; es ist ein kleiner verzweifelter Haufe, welcher sich Bahn bricht, aber der König, verstimmt durch die politischen Nachrichten, die er vorher erhalten, und erschüttert durch die furchtbare Scene vor seinen Augen, erbietet sich gegen Juda, mit seinem Heer abzuziehen. Die sterbende Lea ermahnt den Sohn, sich damit zu begnügen; die Syrer ziehen ab, das befreite Volk bildet die Schlußgruppe um Juda.

Diese Darstellung des Inhalts soll auch andeuten, was an der Handlung unkünstlerisch ist. Es sind darin einzelne Momente aus dem Freiheitskampfe eines Volkes und aus dem Schicksal einer Familie mit einander verbunden. Der Zusammenhang der Begebenheiten ist ein zufälliger oder, wenn man will, epischer. Die Einheit und innere Nothwendigkeit der Handlung fehlt. Denn es ist nicht der übermüthige Stolz der Mutter, welcher ihre Kinder zum Untergange führt — was der Dichter selbst als Grundidee der Handlung anzusehen scheint — sondern es sind unglückliche Zufälle, Spiele des Krieges u. s. w.

Dieser Volkskrieg selbst aber ist als Hintergrund der Handlung durchaus nicht durchsichtig, nicht leicht verständlich, ja kaum interessant. Zwei Syrerkönige, verschiedene Kriegsscenen, ab- und zuziehende feindliche Heere, der Zufall, daß das Volk den Wahnsinn hat, am Sabbath nicht zu kämpfen, sondern sich schlachten zu lassen, und vollends am Schluß die zufälligen politischen Motive, welche den Antiochus bewegen, abzuziehen, geben diesem ganzen Kampfe etwas Willkürliches, Unverständliches. Dazu kommt ferner, daß das Volk selbst verkommener, launischer, ja verrückter dargestellt wird, als wünschenswerth ist, wenn wir für seine Sache eine lebhafte Theilnahme haben sollen. Allerdings werden in Wirklichkeit bei einem Volkskampfe alle die ausgeführten Stimmungen, wahnsinniger Fanatismus, hohe Begeisterung, von dem Erfolge abhängiges Schwanken nach einander sich vorfinden, aber nur ein Geschichtswerk hat Raum, solchen Wechsel zu erklären und zu motiviren. In dem geschlossenen Raume des Dramas ist keine Möglichkeit, diese häufigen Umschläge als etwas Natürliches in ihrer relativen Berechtigung darzustellen; sie vermehren nicht unser Interesse an der Handlung, denn sie zerstreuen, und der Glaube selbst, für welchen die Familie des Mattathias stirbt und Juda streitet, wird uns dadurch fremdartiger. Und doch ist diesem Kampfe, der willkürlich und wunderlich um die Hauptpersonen herumwogt, so viel Raum geopfert, daß kein Raum mehr für eine gründlichere psychologische Darstellung der einzelnen Charaktere blieb. — Es ist zunächst für die Aufführungen Vereinfachung des Hintergrundes zu wünschen, das Hin- und Herziehen der Heere, die zwei verschiedenen Antiochus, vor Allem die Unordnung in der zweiten Hälfte des dritten Actes wären leicht wegzuschaffen. In dieser Scene, welche mit Gefangennahme der Kinder Lea's endigt, verwirren die verschiedenen Stimmungen, welche vom Kriegsschauplatz gebracht werden, auch die Zuschauer. Der Kampf der Parteien dauert zu lange, und es würde förderlich für die Aufführung sein, wenn die ganze erste Hälfte dieser Scene

getilgt würde und man nur den Haß der Simeiten und die Gefangennahme der Kinder als Folge der verlorenen Schlacht sähe.

Alle Personen sind mit wenigen, ja mageren Umrissen charakterisirt, am ungenügendsten Eleazar. Und in den Situationen ist den Menschen oft nicht Zeit gelassen, das ihrer Stimmung und ihren Verhältnissen Entsprechende zu thun und zu sagen. Nur einige Beispiele statt vieler. Im Anfang ist festliche Stille vor dem Hause des Mattathias. Juda tritt auf, einen toten Löwen über der Schulter; er wirft den Löwen in eine Felsschlucht, Niemand auf der Scene äußert Freude oder Verwunderung darüber, daß der Feind der Herden getötet sei, nicht die kleinen Brüder, nicht die Kränze windenden Mädchen. Die Mutter begrüßt den eintretenden Juda mit den Worten: „Zu deines Vaters Fest kommst du allein u. s. w." Bei diesem Moment kann die Regie verbessern, was der Dichter weggelassen hat, etwa durch das stumme Spiel der Nebenpersonen, die sie in Gruppen um Juda und den Felsspalt bewegen wird, oder noch lieber dadurch, daß sie den Löwen ganz wegläßt. Aber nicht immer ist dergleichen ein leichtes Versehen, oft versäumt der Dichter deshalb seine Personen in den einzelnen Situationen das für sie Naheliegende, Zweckmäßige, Verständige sagen und thun zu lassen, weil er die jedesmaligen Seelenzustände derselben nicht deutlich empfindet. Als z. B. am Ende des ersten Actes Eleazar nach Jerusalem zieht, dort die Oberpriesterwürde für sich zu erwerben, spricht Juda kein Wort dagegen, nicht einmal ein Wort der Warnung. Einer von seinem Geschlecht will aus thörichter Verblendung in die Schlingen der Feinde laufen, er kann als abtrünniger Bruder des Juda der guten Sache unendlich schaden, er stürzt sich in Gefahren, die ihn selbst verderben müssen, und gegen das alles sollte der große, kräftige, weise Sinn des Juda auch nicht ein Wort finden? Und ferner, wie im zweiten Act Eleazar als Anhänger der Syrer, als Verführter und Ueberläufer am Totenbett des Vaters und beim Ausbruch des Aufstandes

gegenwärtig ist, hat Juda wieder kein Wort, keine Handlung für diesen; jetzt, wo es unpolitisch, unrecht, unverantwortlich ist, den Schwächling wieder an den Syrerhof zurückzulassen, versucht er weder durch Gewalt noch Gründe ihn abzuhalten. Und ähnliche befremdliche Lücken in der Erfindung lassen sich in jeder Situation nachweisen. Dadurch verlieren sämmtliche Charaktere einen guten Theil ihres individuellen Lebens, sie werden zu Schatten der Begebenheiten. Das Publicum weiß vielleicht nicht, was ihnen fehlt; aber Darsteller und Hörer vermissen doch den größten Theil des reizenden Behagens, das stets durch die wahre und genaue Darstellung menschlicher Natur auf der Bühne hervorgebracht wird. Dieser Mangel an Wahrheit und Genauigkeit in der Zeichnung entspringt aus einer Schwäche, entweder des Talents, oder des ästhetischen Gemeingefühls, oder beider, er ist bei unsern neueren dramatischen und epischen Dichtern sehr zu beklagen, aber das Talent, welches am meisten von Allen Hoffnung gab, ihn zu überwinden, war doch Otto Ludwig, und wir möchten ungeduldig werden, daß dies ihm bei einem spröden und undankbaren Stoff nicht hinreichend gelungen ist.

Von den Charakteren ist Juda gut, in einzelnen Scenen vortrefflich gezeichnet. Diese sichere, fröhliche Heldenkraft, der starke Sinn, welcher handelt, ohne viele Worte zu machen, und dabei das reine innige Verhältniß zu seiner Frau, das alles thut sehr wohl. Dagegen ist das Gegenbild Eleazar verunglückt. Diese Figur hat kein inneres Leben, welches uns interessiren könnte, sie erscheint als störende Beigabe selbst in der Sterbescene des Vaters, als Begleiter des Antiochus, sogar die Reue und Rückkehr zur Familie beim Martyrium der Brüder sind kurz, skizzenhaft und deshalb nicht glaubwürdig gezeichnet. Am wenigsten klar sein Verhältniß zur Mutter. Bei aller thörichten Zärtlichkeit Lea's für diesen Sohn weiß und erfährt sie im zweiten Act zu viel von seinem Abfall und seiner Freundschaft zu den Syrern, als daß die stolze Patriotin

im dritten Act noch irgend eine Hoffnung auf ihn setzen könnte Die Annahme, daß Mutterliebe sich über Fehltritte eines Lieblings zu täuschen vermöge und geneigt sein werde, immer wieder zu hoffen, nützt dem Stück nichts, der Dichter hätte uns diesen Proceß der Selbsttäuschung in der Seele der Mutter darstellen müssen. Für alle solche charakterisirende Züge war aber kein Raum. Unter den Nebenfiguren sind noch die Heuchler und Schleicher aus dem Hause der Simeiten gut gezeichnet, ebenso Naemi, das zarte liebevolle Weib des Juda. Im Vordergrund vor Allen steht Lea. Der Mittelpunkt der Handlung, das, was dem Stück seinen Erfolg und relativen Werth gibt, ist die Darstellung des Leidens und der heroischen Kraft der Mutter. Sicherlich Gefühle von dem höchsten tragischen Werth, vollständig geeignet, den Zuschauer zu erschüttern und fortzureißen; nur hat die Gelegenheit, bei welcher sie zur Darstellung kommen, für die Tragödie doch wieder ihr Bedenkliches. Vier Kinder der Frau sollen den Martertod im feurigen Ofen sterben. Diese furchtbare Thatsache sollen wir mit in Kauf nehmen, aber eine so unerhörte grausame Begebenheit empört unser menschliches Gefühl in einem Grade, welcher für die reine tragische Wirkung unvortheilhaft ist. Was haben die rührenden guten Kinder verschuldet? Wir werden erschüttert bis auf's Innerste, aber sie jammern uns zu sehr und der Gedanke an ihren qualvollen Tod stört uns als widrig. Daß durch ihr heldenmüthiges Martyrium der Syrerkönig zum Abzug und Frieden bewogen werden kann, glauben wir nicht, denn wir haben zu wenig menschliches Leben in ihm gesehen. Daß diese grausige That die Katastrophe einer tragischen Handlung darstelle, empfinden wir auch nicht, denn die Liebe der Mutter zu Eleazar, welche im Anfange des Stückes das Motiv für die Verwickelung der Handlung zu werden scheint, ist durchaus nicht schuld an dem Tode der jüngsten Kinder, und daß die unschuldigen Kinder büßen müssen, was Mutterstolz und Familienadel anderweitig verschuldet, das ist

uns noch störender, als das Abschlachten des jungen Macduff bei Shakespeare. Aber abgesehen von diesen Bedenken, ist die Ausführung dieses Theils zu loben, sogar zu bewundern. Mit einem merkwürdigen technischen Geschick hat der Dichter die ganze große Scene des Martyriums so angeordnet, daß das Gräßliche und Barbarische des Actes sich so viel als möglich der Phantasie entzieht und die Leidenschaft wie der edle Sinn der Mutter imponirend in den Vordergrund treten. Diese Scene halten wir nicht nur für die Hauptscene des Stückes, sondern in Darstellung des Pathos überhaupt für das Beste, was in jenen Jahren in Deutschland im tragischen Stil geschrieben ward. Hier, wo der Dichter Raum für ausführliche Darstellung eines großen menschlichen Gefühls hatte, zeigt sein merkwürdiges Talent wieder, was er vermag und was er uns hätte werden können, wenn — wenn er wüßte die bedeutenden Menschen, welche er zusammengebeten hat, gesellschaftlich zusammenzuhalten, planmäßig nach einem bestimmten Ziel zu lenken und in jedem Augenblicke des Zusammenspiels mit Sicherheit zu empfinden, was in der Seele eines jeden Einzelnen von ihnen vorgehen muß.

Zwei Eigenthümlichkeiten des Dichters sind es, nach denen man vorzugsweise die Größe seiner Kraft beurtheilt: zunächst nach der Energie, mit welcher er die einzelnen Momente seines Stoffes für uns wirksam zu machen weiß, und zweitens nach seiner Auffassung des Lebens, welche wir überall als den Hintergrund seiner Formen und Bilder durchleuchten sehen. Dies letztere aber ist, was man den künstlerischen Charakter des Schaffenden nennen wird. Dieser künstlerische Charakter des Dichters hängt ab von dem Grad seiner menschlichen Bildung, von dem Adel und der Reinheit seiner idealen Empfindungen, und nicht am wenigsten von der Freiheit seiner Seele während dem Processe des Schaffens. Daß die Bildung des Dichters und seine ethische Kraft in jedem Augenblick des Schaffens bestimmenden Einfluß haben auf die Wirkungen, welche er her-

vorbringt, ist leicht zu verstehen, nicht ebenso schnell vielleicht, wie bestimmend der Grad der inneren Freiheit wird, welche der Dichtende während der Arbeit gegenüber seiner Schöpfung hat. Wenn etwas Geheimnißvolles und Großes im dichterischen Schaffen liegt, so ist es die Verbindung von lebhafter Empfindung und sicherer Ruhe, von leidenschaftlicher Wärme für Ideen und Charaktere und dabei von unbefangener Beurtheilung derselben Ideen und Charaktere. Während der Dichter die Motive und Handlungen eines Charakters, welchen er gefunden hat, mit warmer Hingebung in allen einzelnen Lebensäußerungen durchmacht, soll er zu derselben Zeit mit der höchsten Steigerung seiner inneren Freiheit denselben Charakter in seiner Beschränkung übersehen und beurtheilen; während er sich leidenschaftlich der Stimmung eines Momentes hingibt, soll er mit unbefangener Klarheit die Farben, durch welche er diese Stimmung ausdrücken kann, verstehen und verwenden; während die Glut und der Wahnsinn finsterer Leidenschaften seine Seele wie Blitze durchzucken, soll er über diesen stürmischen Empfindungen den Himmel heiterer Ruhe auch dem Leser bemerkbar machen, und während er, was Thränen aus den Augen lockt, durchfühlt, wird er vielleicht mit einer Stimmung, die man wohl ein inneres Lächeln nennen darf, den Strom dieser Empfindungen beobachten und durch contrastirende kreuzen müssen. Er wird dies müssen, wenn er sichere, edle, schöne Wirkungen hervorbringen will. Es gilt für einen Fehler der Jugend, sich dem poetischen Stoff zu sehr hinzugeben, weil die innere Freiheit, d. h. die sichere Herrschaft über das Stoffliche, noch nicht vorhanden ist und für eine Schwäche des Alters, zu kühl und ruhig die Intentionen bloß zu stellen, weil den poetischen Anschauungen Wärme und Farbe fehlt. Wo die stärkste Vereinigung von Freiheit und lebhafter Empfindung sich zusammenfindet, da erkennen wir die stärkste Dichterkraft. Und da der gewöhnliche Sprachgebrauch die Fähigkeit des Dichters, in Darstellung von Charakteren, Situationen und Stimmungen

stark zu wirken, sein Talent nennt, so läßt sich der vorige Satz auch so ausdrücken, daß der größte Dichter durch die beste Vereinigung von Talent und dichterischem Charakter gemacht wird.

Wenn man die einzelnen Dichter unseres Volkes von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, so wird man leicht finden, daß die schwächsten Kräfte schon an dem Mangel oder an geringem Umfang ihres Talents erkennbar sind, wie aber eine Anzahl der bedeutenderen Persönlichkeiten in der Schönheit ihres Schaffens dadurch beeinträchtigt worden ist, daß das Ganze ihres Wesens nicht im richtigen Verhältniß stand zu der Energie ihrer Production. Eines der größten Dichtertalente der Deutschen war Heinrich von Kleist; man kann sich nur wenig dramatische Charaktere und Situationen denken, die er nicht höchst anschaulich und imponirend hätte hervortreiben können. Aber ein krankes Moment in seiner psychischen Anlage verkümmerte ihm die heitere Ruhe beim Schaffen; die Greuel in der Familie Schroffenstein, der Engel und das Gerippe im Käthchen, die somnambulen Scenen im Prinzen von Homburg sind störende Befangenheiten seines Geistes, welche nicht nur als allgemeine Schwächen der damaligen Bildung in ihn gekommen sind, sondern welche auch ihm persönlich zur Last fallen. In den erwähnten und mehren ähnlichen Momenten mangelt ihm die Kraft, das Stoffliche seines Talents sicher zu beherrschen, und deshalb erscheint er uns in Vorstellungen verliebt, welche an sich poetische, aber in dem Zusammenhange irrationale sind. Sehr viel auffallender zeigt sich die Schwäche des dichterischen Charakters bei Hebbel, so sehr, daß er bei dem größten Talent doch als Sklave von Anschauungen und Situationen erscheint, welche ihm selbst übermächtig geworden sind. Das Abdämpfen und Verklären des Einzelnen durch die zusammengefaßte Kraft eines harmonisch gebildeten Geistes fehlt bei ihm oft so sehr, daß er nicht nur Häßliches, sondern vielleicht geradezu Unsinniges schreibt, wo er die gewaltigsten Empfindungen ausdrücken will.

Wenn bei jeder Gattung der Poesie das, was hier Charakter des Dichters genannt wird, einen entscheidenden Einfluß auf die Wirkung ausübt, so ist dies am meisten beim Roman und der Novelle der Fall, welche vorzugsweise die Aufgabe haben, uns die Beziehungen der einzelnen Individuen zu einander in ihrer größten Mannigfaltigkeit, und mit allem Beiwerk und Schmuck ihres Lebens zu künstlerischer Einheit gebunden zu schildern. Gerade bei dieser Gattung muß der Dichter seinen Lesern in der verschiedensten Weise zu erkennen geben, wie er selbst das Leben versteht, und wie er die von ihm gefundenen Charaktere beurtheilt und leitet. Ueberall wird an ihm selbst geprüft, mit welcher Sicherheit und Freiheit er zu gestalten im Stande ist. Durch die Lectüre gewinnen wir nicht nur Kenntniß von dem Zusammenhang der Erzählung, sondern auch von dem Erzähler selbst; wir hören seine Stimme, wir suchen seine Urtheile, wir fühlen uns angenehm berührt oder verstimmt, je nachdem uns befriedigt, was er von dem eignen Wesen zeigt. So sehr ist der Charakter des Dichters beim Romane maßgebend, daß auch mäßige Erfindungskraft im Einzelnen uns nicht stört, wenn der Erzähler durch die innere Haltung seines Gemüths zu fesseln weiß. Das bekannteste Beispiel ist Don Quixote, in dem die Erfindung der Einzelheiten einförmig, ja ermüdend ist, und der ganze Reiz in der überlegenen Freiheit liegt, in welcher der Dichter mit seinen Helden scherzt. Beispiele vom Gegentheile sind die französischen Romane von Sue, Dumas u. s. w., in denen die Erfindung gewaltiger und spannender Momente ungewöhnlich groß ist, statt der sicheren und würdigen Freiheit des Erzählers aber eine wüste, freche und gemeine Unfreiheit empört.

Wenn nun in Otto Ludwig's starker Kraft etwas Bedenkliches war, so lag dies in dem Mangel an Freiheit gegenüber seinen Helden. Zu leidenschaftlich, ja mit überwältigender Macht stiegen seine Gestalten und die einzelnen großen Situationen derselben in ihm auf, und sie füllten seine Seele zu sehr

mit der düstern und schwülen Luft, in welcher sie selbst athmen sollen. Sein Schaffen erscheint so wie ein gewaltiges Ringen, welches ihm eher Schmerzen macht, als Behagen. Auch wenn er nicht der Diener seiner Gewaltigen wird, die Heiterkeit und den klaren Frieden vermißt man, und das Ganze macht am Schluß vielleicht einen beängstigenden Eindruck, nach dem Kampfe dämonischer Leidenschaften schwebt über der ausgebrannten Stätte ein düsteres Grau.

Wenn auch in der Erzählung des Dichters „Zwischen Himmel und Erde" diese Eigenthümlichkeit seines Schaffens bemerkbar wird, so soll doch gleich hier gesagt werden, daß die Novelle zu dem Bedeutendsten gehört, was in dieser Gattung während des letzten Menschenalters bei uns geschrieben wurde; und es sei noch hinzugesetzt, daß sie zu aller Zeit für ein stattliches Werk gelten wird, denn es sind Schönheiten darin, die kaum ein anderer lebender Schriftsteller erreichen mag. Die Erzählung verläuft in vier Charakteren einer Schieferdeckerfamilie und berichtet den Kampf zweier Brüder, von denen der eine, stark, maßvoll, pflichtgetreu, voll Selbstbeherrschung, von dem andern, einem neidischen, gleißenden Gesell, voll unwahrer Gemüthlichkeit, in der Jugend durch Lügen um seine Geliebte betrogen und nach Ueberlistung eines knorrigen, herrschsüchtigen Vaters in die Fremde getrieben wird. Der Getäuschte kommt zurück als fertiger Mann, tritt in das Geschäft des Vaters ein und findet seine Geliebte als Frau des Bruders und ihm feindlich abgeneigt. Durch seine Tüchtigkeit im Geschäft demüthigt er, ohne zu wollen, den falschen Bruder. Sein Wesen zieht die Jugendgeliebte nach harten Kämpfen zu ihm hin, in dem Bruder aber, der ihn einst betrog und jetzt fürchtet, entwickelt sich eine Reihe niedriger Leidenschaften, Neid, Eifersucht, zuletzt ein grimmiger, tötlicher Haß. Durch diese wird der Unselige allmählich so zerrüttet, daß er zu dem furchtbaren Entschluß kommt, den Bruder bei der Arbeit vom Thurmdach zu stürzen. Er aber findet bei dem frevelhaften Beginnen

ohne Schuld des andern selbst seinen Tod. Auch der Held fühlt sich von dem Hauch einer Schuld angeweht; er liebt das Weib seines Bruders, die ihn wieder mit Leidenschaft als den guten Engel ihres Lebens betrachtet, und in einer Stunde voll Schmerz haben die Beiden einander dies Gefühl verrathen. Deshalb sucht er nach dem grausigen Ende seines Bruders auch für sich die Rettung und Sühne, und er findet sie auf dem verhängnißvollen Thurm, von dem ein Bruder den andern und ein Vater den ungerathenen Sohn hatte herabstürzen wollen, nach schwerem Kampfe bei seiner Arbeit unter Schwindel und Todesgrauen. Seine Sühne heißt Entsagung. Er lebt neben der Witwe seines Bruders ein langes thätiges Leben, beide gehen schweigsam neben einander bis in das Greisenalter.

Dieser Stoff hat dem Dichter viele Gelegenheit gegeben, die meisterhaften Eigenthümlichkeiten seines Talents zu bewähren. Das Handwerk des Schieferdeckers ist zu schönen Ausführungen benutzt, um der Erzählung einen sichern Hintergrund und Ruhepunkte, und einzelnen Situationen glänzende Farbe zu geben. Und geistvoll ist dieser Kreis von Schilderungen mit dem Faden der Erzählung verbunden. Das Dach des Kirchthurms der Stadt ist die Stätte, auf welcher die verhängnißvollsten Momente der Erzählung verlaufen, der Thurm erhebt sich von den ersten Seiten der Erzählung wie im Mittelpunkt eines Bildes, und sein Umriß wächst immer imponirender, bis das Auge des Lesers um das Ende in der ängstlichsten Spannung hinaufstarrt. An ihm werden die Stimmungen der Menschen geschildert, welche als Arbeiter um ihn hängen, die Freiheit der Höhe, die Freude am Wagniß des Kletterns und der ruhige Stolz, die Gefahr zu verachten. Dann die Gefahren eines Falls, das Seil, an welchem der Schieferdecker schwebt, kann durch Bubenhand angeschnitten sein, oder ein Bret heimlich durchsägt, es kann gar einer den andern hinunterstürzen, vielleicht der Vater den eignen Sohn. Dazu die Höllenangst vor dem Fall, und das lähmende Zittern des

Schwindels. Dann das Aergste und Schwerste, was der Mensch durchmachen kann. Ein schweres Wetter donnert um den Thurm, die Blitze stecken ihn in Flammen, und jetzt in der Nacht, wo die Wuth des Sturmes um das Dach tobt und darinnen die Flamme leckt, jetzt muß der Schieferdecker, um zu löschen und seine Stadt zu retten, alle Schrecken des Todes überwinden, und alle Ruhe, die ihm der Tag unten auf der Erde nicht gönnt, er braucht sie jetzt dort oben. Wie es in solchen Stunden oben auf dem Thurm und in der Seele des muthigen Mannes aussieht, der auf ihm steht, das ist geschildert. Und diese Schilderungen sind in ihren einzelnen Zügen hinreißend, zuweilen etwas raffinirt, aber doch schön; denn sie sind nicht nur sehr überlegt, sondern sie machen auch den Eindruck der Wahrheit.

Es ließ sich erwarten, daß Ludwig in den Charakteren seiner Helden wieder Vieles von der Energie zeigen würde, welche ihm sein Gebilde im Kampfe mit finstern und übermächtigen Leidenschaften vorzugsweise anziehend macht. Am ausführlichsten ist das Gemüth des schlechten Bruders dargestellt und manche der zahlreichen Wandlungen sind vortrefflich gezeichnet, neben den kühnen Strichen auch viele feine; aber im Ganzen ist die Darstellung des sittlichen Verfalls eines schwachen Menschen doch eine freudenarme Aufgabe für den Künstler, welche, wo sie unvermeidlich ist, starke Gegensätze braucht und gut abstechende Farben. Auch Ludwig hat ein Gegenbild in der Frau des Verlorenen gefunden, welche sich allmählich von ihm löst und dem Jugendgeliebten zuwendet und an diesem erst erfährt, was eine große Leidenschaft bedeutet. Und reizend in der That ist das stille Gemüthsleben der jungen Frau und ihre schüchterne, aus einer angelernten Abneigung erblühende Liebe geschildert, hier sind rührende und hochpoetische Momente, das Zarteste des Buches. Aber die Freude auch an diesem idealen Gefühl wird dem Leser versetzt mit peinlichen und ängstlichen Empfindungen, denn die Wuth und die Mißhandlungen des eigenen Gatten müssen die Frau demüthigen und quälen und uns die

Empfindung lebhaft machen, daß auch dieses reine und holde Weib einem finstern Geschick verfallen sei, aus dem ihr keine Rettung wird, als durch bleiche Entsagung. Der Vater der beiden Brüder ist ein echtes Stück Leben, ein gewaltiger Egoist mit großen Leidenschaften, die sich hinter gekünstelter Ruhe verbergen, bis sie im entscheidenden Augenblick unwiderstehlich hervorbrechen. Aber merkwürdig, auch er erscheint gebrochen und invalid, er ist blind geworden und grimmig darüber, und argwöhnisch und schwächer, als er früher gewesen sein soll. So hat der Held, die hellste Gestalt der Erzählung, die schwere Aufgabe, allein das Gegengewicht zu halten gegen das viele Ungesunde und Düstre in den andern. Und er ist eine wohlthuende Gestalt, sein sauberes, bedächtiges, gehaltenes Wesen ist zu guter Geltung gebracht, aber auch er ist von Anfang an so resignirt und dabei so pflichtvoll und regelrecht, daß er zwar den Eindruck von Kraft macht, aber nicht von einer frischen und lebensfrohen. Und auch um ihn legt sich der dunkle Schatten des schlechten Bruders und sein Ende ist Schweigen und Entsagen.

Die Sprache ist klar und rein, die Herrschaft über das Material des Ausdrucks ist sehr achtungswerth. Der Dichter weiß zu sagen, was er will.

Unter großen äußeren Schwierigkeiten rang sich Ludwig's Talent herauf. Enge Verhältnisse, ein harter Kampf um die Existenz, machten dem fränkischen Thüringer nur langsam möglich, die Grundlagen einer freien humanen Bildung zu gewinnen. Auf Seitenwegen, durch Nachtarbeit, unter harten Entbehrungen erwarb er sich das Wissen, welches auf der gebahnten Heerstraße unseres Gymnasial- und Universitätsunterrichts mit unvergleichlich geringerem Aufwand an Geistes- und und Körperkraft gewonnen wird. Wahrscheinlich sank schon in dieser Lehrzeit der Keim des Leidens in seinen Körper, der kräftige Mann hatte damals Zeiten, wo er in völliger Waldeinsamkeit Heilung für die durch übergroße Arbeit krankhaft

gereizten Nerven suchte. Wild und chaotisch war in dieser Periode auch sein Drang zu schaffen. Er hielt sein Talent für ein musikalisches und verlebte einige Jahre sehr zurückgezogen in Leipzig, wo er ernsthaft Musik trieb. Schon in dieser Zeit dichtete er Lyrisches, Episches, auch Dramatisches; er schrieb sich Operntexte, Lieder und einige Gedichte nach alten Sagenstoffen, stark angezogen von den nordgermanischen Klängen, welche ihm durch die spätern Romantiker zugänglich geworden waren. Von den zahlreichen dramatischen Entwürfen dieser Zeit sind mehre ausgeführt, fast Alles aus den Jahren vor 1848 blieb lange ungedruckt. Daß er endlich in die Nähe Dresdens übersiedelte und in Verbindung mit Eduard Devrient und mit der Dresdner Bühne trat, wurde für sein Schaffen entscheidend. Hier lernte er zuerst die Bedürfnisse des Theaters kennen, er kam in Verkehr mit Dichtern und bildenden Künstlern. „Der Erbförster“ und „Die Mutter der Makkabäer“ waren die gereiften Früchte dieser Jahre. Nach langem Ringen war er in eine feste Stellung zu dem deutschen Publikum versetzt, und ein tieferes Verständniß dessen, was das Drama forderte, war ihm aufgegangen. Seine Production war zwar schwerflüssig, aber energisch, und der Weg, auf dem er zu schreiten hatte, lag gebahnt vor ihm. Das treuherzige Dichtergemüth, welches er im Umgang mit seinen Bekannten bewährte, machte ihn Allen lieb, mit denen er in Verbindung trat. Aber ein körperliches Leiden wurde in dieser Zeit so unbequem und zuweilen so schmerzvoll, daß es ihn gerade da, wo ein reger Verkehr mit Andern, Eindrücke durch das Leben, freudiger Genuß der erworbenen Stellung Bedingung weiteren Fortschritts wurden, immer mehr isolirte. Nur selten vermochte er seine Behausung zu verlassen. In voller Manneskraft wurde er ausgeschlossen von der Welt, in der er sich eben eine achtunggebietende Stellung erobert hatte.

Mit bewundernswürdiger Charakterstärke fügte er sich in sein Schicksal, unermüdlich arbeitete er in der Einsamkeit an

seiner künstlerischen Bildung, er las, sann, träumte und schrieb nieder, was ihm die Seele füllte, das Höchste suchend, sich nie selbst genügend. Die dramatische Macht Shakespeare's erfüllte ihn jetzt ganz, sie wirkte fast überwältigend auf ihn, mit den Augen eines Dichters folgte er spähend der Methode dieses großen Schaffens, er legte sich jede künstlerische Wirkung auseinander und suchte aus der Erscheinung das Gesetz so scharfsichtig und grübelnd, daß ihm dadurch das Vertrauen zu der eigenen Kraft vermindert werden mußte. Immer war ihm das dramatische Schaffen als das höchste erschienen; die Charaktere und Situationen, welche in ihm selbst lebendig wurden, regten ihn aber so auf, daß er zuweilen in anderer Arbeit Beruhigung suchen mußte. Darum erschienen in diesen Jahren der Krankheit seine Novellen, denn diese Art der Arbeit griff ihn weniger an. Dazwischen rissen ihn aber immer wieder dramatische Ideen an sich, er begann, verwarf und begann wieder; ein Stoff, der ihm einmal die Seele erfüllt hatte, ließ ihn nicht los, neue Dispositionen folgten auf frühere, immer neue Abhandlungen über Idee, Handlung und dramatische Wirkung seiner beabsichtigten Stücke. In seinem Nachlaß fanden sich viele Stöße von Heften, von einem Trauerspiel „Agnes Bernauerin" sowohl drei vollständige Bearbeitungen aus der Zeit vor 1848, als gegen dreißige Hefte mit Abhandlungen, Plänen und Anfängen, unter denen ein sehr bedeutender bis in die Hälfte des Stückes reicht. Die Krankheit, das einsame Grübeln mit der Theorie und noch etwas Anderes, wovon hier die Rede sein soll, verhinderten endlich jedes Schaffen; langsam, nach schweren Leiden erschöpfte sich seine Lebenskraft. Als ein Märtyrer der Kunst endete er. Noch in den letzten Wochen auf seinem Sterbelager beschäftigte ihn ein Trauerspiel Tiberius Gracchus.

Was das Publikum durch ihn erhalten, ist verhältnißmäßig sehr wenig von dem, was er in leidenschaftlicher Bewegung in sich verarbeitete. Wem ein Blick in diese reiche Trümmerwelt

verstattet war, der wird mit tiefer Hochachtung von dem großartigen Wollen des Geschiedenen erfüllt werden. Aber auch mit Erstaunen über die eigenthümliche Weise, in welcher er arbeitete; denn was ihn gehindert hat, das war nicht seine Krankheit allein, sondern eine Besonderheit seiner Anlage. Es sei jetzt der Versuch gestattet, dies deutlich zu machen.

Unsere Literaturgeschichten bescheiden sich in der Regel, das äußere Leben und den literarischen Charakter der Dichter zu schildern, die Werke derselben nach ästhetischen Gesichtspunkten zu beurtheilen, ihre Bedeutung für die Zeitgenossen und die folgenden Geschlechter darzustellen; freilich suchen sie auch aus dem Zusammenwirken der einzelnen Richtungen die wesentlichen Eigenschaften einer Literaturperiode und die Entwickelung der schöpferischen Volkskraft zu erkennen. Es ist aber noch eine andere Betrachtung poetischer Bildungen möglich, welche in der Arbeitsstube des Dichters verweilt und seine besondere Schaffensweise darlegt. Wird uns möglich, von diesem Gesichtspunkt in die geheimen Tiefen einer Dichterseele einzudringen, so erhält nicht nur was sie geschaffen einen höhern Reiz, obenan steht dann auch eine achtungsvolle Würdigung des Wirkens der schöpferischen Kraft überhaupt. Das Gelungene wie das Unvollkommene in den Werken wird alsdann erkannt, nicht nur als Mangel der Anlagen, als Fehler der Arbeit, sondern vielleicht auch als eine Eigenthümlichkeit des Dichters, welcher nach dem ganzen Zuge seiner schöpferischen Kraft so zu schaffen genöthigt war. Und wenn es gelänge, von einer Anzahl kräftiger Talente aus verschiedenen Zeiten ein solches Bild ihrer schöpferischen Arbeit zu geben, so würde noch etwas Anderes, Geheimnißvolles klar werden, dauernde Verschiedenheit der poetischen Schöpferkraft bei den einzelnen Culturvölkern und die Wandlungen, welche die Methode des künstlerischen Schaffens im Laufe der Jahrhunderte bei demselben Volke erfährt.

Leicht ist es, gewisse gemeingiltige Vorgänge darzustellen, wie sie sich in jeder Dichterseele vollziehen. Aus den Ein-

drücken, Bildern und Anschauungen, welche das Leben, Beobachtung oder Lectüre, in die Seele sendet, regen einzelne kräftig das Gemüth an. Ein Gefühl wird lebhaft nachempfunden, eine Anekdote aus dem Leben eines Menschen wird mit Freuden als bedeutsam erkannt. Ist bei solcher Empfindung ruhiger Genuß, nicht gewaltsame Verletzung des Aufnehmenden, und nicht die Anreizung zu einer sofortigen Willensäußerung, so beginnt die Phantasie des Künstlers gern ihr holdes Amt. Der Eindruck oder das Bild, welche in die Seele gedrungen sind, werden umgeformt je nach dem Bedürfniß des Geistes und Gemüths, unter dem Zwange der ursprünglichen Stimmung; Farben werden glänzender, die Empfindung mächtiger, verwandte Gefühle oder Anschauungen tauchen herauf und schließen sich an die ersten an. Das so Gefundene wird dem Künstler je nach seiner Natur zum Gefühl, das sich zum Gefühle fügt, zum Bild, das räumlich neben ein anderes tritt, zur Situation, welche mit einer anderen Situation durch Causalnexus verbunden ist. Wie glänzend aber auch diese inneren Bildungen in dem Künstler aufsteigen und wie groß ihre Fülle werden mag, immer ist zweierlei Bedingung für das freie Schaffen. Alle Einzelheiten werden zusammengehalten durch eine einheitliche Grundidee und deshalb durch ein und dieselbe Grundstimmung; und ferner, wie düster und ergreifend auch diese Ideen und Stimmungen sind, die Seele des Künstlers waltet doch behaglich spielend darüber. Denn solch freies Schaffen ist ihr Genuß, sie wirft weg und fügt zusammen, mit innerem Behagen.

In dieser Weise bethätigt der Künstler sein Gemüth an jedem Stoffe, er hebt heraus, was ihm lieb ist, und prägt mit warmem Herzen aus dem geistigen Vorrath seines Lebens hinein, was ihm den aufregenden ersten Eindruck zu ergänzen scheint, damit dieser ein volles Leben in seiner Seele erhalte. Dies Verfahren ist in der Hauptsache bei allen Künstlern dasselbe. Aber sehr verschieden ist allerdings die Beschaffenheit

der Anschauungen und innern Bilder, welche durch einen zufälligen Eindruck in den Künstlern je nach ihrer Kunst lebendig werden. Der Künstler z. B. liest, wie Karl der Große den Sachsenherzog Widukind zur Taufe zwingt. Hat seine Phantasie den Zug nach plastischer Gestaltung, so wird er in gehobener Empfindung vielleicht die Bilder der beiden großen Kriegsfürsten nebeneinander schauen in charakteristischer Stellung. Der Ausdruck der Köpfe, die Körperhaltung, der Faltenwurf, die Grenzlinien der Gruppe werden ihm allmählich lebendig; was vor und nach diesem Momente liegt, ist ihm unwesentlich: die Umgebung der Helden, die Landschaft, ja sogar die Farben ihrer Kleidung, Waffen u. s. w. sieht er undeutlich oder gar nicht, ihm wird die Hauptsache, wie sie im Modell sich darstellen müssen. Lange vielleicht ändert seine geschäftige Phantasie an Stellung, Geberde, Ausdruck, bis sein inneres Bild der plastischen Idee entspricht, welche ihm durch die erste schöpferische Stimmung theuer wurde. — Ein Maler dagegen wird denselben Moment weit anders fassen. Er sieht farbig, die Haufen der Sachsen und Frankenkrieger in norddeutscher Landschaft, vor zertrümmertem Heiligthum der Heiden; er empfindet lebhaft die nach Charakter und Alter verschieden temperirten Gefühle der Einzelnen, wie sich diese in den mannigfaltigsten Stellungen und Geberden ausdrücken. In dem hellsten Licht sieht er im Mittelpunkt der Gruppen die Hauptgestalten des Siegreichen und des Besiegten, Alles unter dem Zwange einer einheitlichen Linienführung und eines Grundtons auch in der Farbe. — Der Künstler ferner von musikalischer Anlage bewahrt nicht plastische oder malerische Bilder als Eindruck des Gelesenen, in seiner Seele klingt die Stimmung in Tönen, er hört vielleicht den Siegesgesang der Franken, die wilde Totenklage der Sachsen, den Ruf nach Rache, den Schrei der Angst, und alle diese Gegensätze, welche durcheinandertönen, binden sich ihm zum Schluß in vollem Chor und festlichem Gesange zu dem neuen Gott, welcher jetzt über dem

Sachsenvolke mild walten soll. — Auch wieder der Dichter wird, je nachdem er episch, lyrisch, dramatisch zu gestalten befähigt ist, den imponirenden Stoff im Innern verschieden formen. Dem poetischen Erzähler wird sich an die gegebene Situation Vieles, was vorausging, knüpfen, er wird in einer Reihe von Situationen den Kampf zwischen Christen und Heiden, die Feindschaft des Frankenkönigs und des Sachsenfürsten schildern, er wird den Hofhalt beider, ihre Häuser, ihre Gefolgschaft, ihr Wesen im Gegensatz zu einander sich einbilden, er wird die menschlichen Beweggründe für ihr Handeln, Glaubenseifer, Vaterlandsliebe, Stolz, Freiheitssinn als groß und schön empfinden, er wird zu den reifen Männergestalten und ihrem finstern Kampf als Ergänzungsbilder vielleicht jugendliche Helden hervorrufen, einen leidenschaftlichen Krieger, ein schönes Fürstenkind und ähnliches; er wird die ganze Fülle von Anschauungen, welche in ihm hell wird, so schauen, wie sie sich in der Zeitfolge nach einander ordnen, und er wird jedes Einzelne, was sie thun, als Theil erscheinen lassen einer zusammenhängenden Geschichte, welche mit dem wirklichen Verlauf der Historie nur gerade gemein hat, was ihm für den Zusammenhang, den er frei gefunden, passend erscheint. In der zusammengefügten Begebenheit wird jene Situation, deren Eindruck zuerst in seine Seele fiel, wahrscheinlich noch eine bedeutsame Stellung bewahren, etwa als Katastrophe oder als versöhnender Schluß. — Die weiche Seele des Lyrikers dagegen wird, durch denselben Eindruck angeregt, entweder die stolze Freude des Siegers oder den leidenschaftlichen Schmerz des Besiegten, die Gefühle, welche in dieser Situation durch die Seelen der Helden zogen, im Liede gefühlvoll herausheben, oder er mag auch die Handlung der Unterwerfung und Taufe in kurzen Zügen schildern, um die Stimmung, welche dies Ereigniß erregt hat, in Metrum und Ton nachdrücklich herausklingen zu lassen. — Der dramatische Dichter endlich wird sich zu solcher anregenden Situation mit Benutzung der Geschichte eine

Handlung hervorrufen. Er empfindet deutlicher als alle andern in den Charakteren der Helden einen Grundzug, welcher sie zu verhängnißvollem Thun treibt, ihm wird deutlich, wie dieses Thun auf ihr Leben zurückwirkt und wie aus dem Zusammenspiel des charakteristischen Wollens und der daraus hervorgehenden Thaten sich das Verhängniß für einen oder beide Helden entwickelt.

Im letzten Grunde also ist das künstlerische Schaffen aller Künste ähnlich; und auch viele Einzelheiten des inneren Processes sind allen Künstlern derselben Kunst gemeinsam. Daneben aber zeigen sich sogleich die größten Verschiedenheiten. Zunächst freilich an den Individuen, welche in derselben Kunst zu gleicher Zeit thätig sind.

Aber das künstlerische Schaffen ist in derselben Kunst auch nicht zu allen Zeiten ganz dasselbe. Auch hier finden Umwandlungen statt, deren Ursache wir zu ergründen und deren Gesetze wir darzustellen vermögen. Ja man darf sagen, daß das künstlerische Schaffen in jedem Jahrhundert eines Volkslebens einige besondere Eigenschaften haben muß, wenn es dem idealen Bedürfniß der Zeit völlig entsprechenden Ausdruck geben soll. Der Maler zur Zeit Giotto's bewies sein Talent unter dem Einfluß einer Technik und Bildung, welche ihm Idee, Linienführung, Figuren und Färbung seiner Tafeln in ganz anderer Weise feststellten, als dem modernen Maler unsere Malerkunst. Er war wesentlich Handwerker, er rieb sich die Farben, er kochte den Firniß, er malte Gewand, Falten und Gesichter mit Farben, welche ihm je nach dem Charakter seiner Figuren vorgeschrieben waren, er schattirte durch ein Aufsetzen der Schattentöne, welches traditionell war, und durch Handgriffe, die er zünftig gelernt hatte. Er hatte für die Bildung der Gruppe und die Führung der Linien einige überkommene technische Grundsätze, die ihm feststanden. Auch über die Gegenstände, welche er malte, war er durchaus nicht unsicher. Die Kirche und Privatleute wußten genau, was sie zu fordern

hatten, ihre Heiligen in der Situation des Martyriums, den Erlöser, die Jungfrau Maria in bestimmten Stellungen, welche hundertmal gemalt waren, in denen Manches unabänderlich war. Der Maler bethätigte seine eigene Kraft durch die Aenderungen, die er in dem Typus des Heiligen, in Anordnung der Gruppe, vielleicht in Anwendung der Farben und ihres Bindemittels einführte. Wer auf solcher Grundlage ein großer Maler werden konnte, war ein reicher Mann in Vielem, was unsere Maler unsicher suchen, und ein ungeübtes Kind in Anderem, worin die Modernen wie freie Herren gebieten. — Wer ferner um das Jahr 1200 als ritterlicher Sänger in Deutschland Geltung suchte, der lernte aus keiner Metrik Maß und Quantität, er suchte nicht nach poëtischen Stimmungen bei entfernten Völkern, er war nicht verpflichtet neu zu sein, weder im Versmaß noch in der Grundidee seines Gedichtes, aber er trug als Kind seines Volkes in sich ein feines und graziöses Gefühl für den Wohlklang seiner Verse, ohne lange zu schwanken vermochte er Hebungen und Senkungen recht zu gebrauchen mit einem Accentgefühl, das wir nicht besitzen und uns mühsam als ein höchst schwieriges und verwickeltes System von Regeln aus alten Gedichten herstellen; er sang, was hundertmal gesungen war, wie der Mai kam nach dem kalten Winter und wie in der blühenden Natur die Geliebte ihm erschien, oder wie er zur Nacht bei ihr weilte und der Wächter auf der Zinne den Morgen verkündete, oder wie er des langen, fruchtlosen Ritterdienstes müde um Erhörung flehte. Sein Werth für die Zeitgenossen wurde darnach beurtheilt, ob sein Klanggefühl fein war, ob er höfische Rede gebrauchte, ob er liebenswerth und mit Geist hergebrachte Form und Inhalt zu modificiren verstand, endlich freilich ob er neue Weisen und neue Liederideen zu dem vorhandenen Vorrath fügte. Auf gewissen gegebenen Grundformen entfaltete ein reiches Talent seine schöpferische Kraft, sicher das Vorhandene benutzend, in immer neuen Variationen das gemeinsame Schöne umformend.

Derselbe Dichter, wenn er einen rittermäßigen Stoff in längerem Gedicht verarbeitete, durfte ungescheut die Arbeiten seiner Vorgänger verwenden, zumal wenn diese in fremder Sprache geschrieben waren. Er übertrug ein Gedicht aus dem Nordfranzösischen oder Lateinischen, zuweilen wörtlich übersetzend, an anderen Stellen umgestaltend, dann bewies er seine Dichterkunst in den Augen der Zeitgenossen ganz genügend durch höfische Sprache, durch klangvollen Vers und durch kräftiges Herausheben der Stellen, welche ihm dichterisch schön däuchten. Was wir jetzt für eine Grundbedingung des selbständigen Dichtens halten, daß der Dichter die Fabel sich in den Hauptsachen frei erschaffe, war damals nicht nöthig, und gerade vor den größten Aufgaben der epischen Poesie nicht möglich. — Endlich der Baumeister, welcher zur Zeit des romanischen, des gothischen Stils oder der Renaissance seinen Zeitgenossen einen bewunderten Bau aufführte, war in ganz anderer Weise schöpferisch und wieder gebunden als unsere Architekten. Gewisse Grundverhältnisse der Länge, Breite, Höhe standen fest, die meisten Formen und Zieraten, die Elemente, aus denen er Pfeiler oder Säule zusammensetzte, Schwung der Bögen, Gliederung des Gesimses, Ornamente der vorspringenden Theile waren in der Hauptsache vorgebildet, sein Talent bewährte sich wieder durch geschmackvolles und modisches Umbilden gegebener Formen und durch reiche Erfindung in Einzelheiten. Ob er antik, im Basilikenstil oder in heimischer Weise schaffen wollte, stand für ihn ganz außer Frage, und in dieser Beziehung war sein Bilden der gerade Gegensatz des modernen, wo dem Künstler zunächst zugemuthet wird, unter einer Menge ganz verschiedener Stilformen zu wählen, die ihm aus allen Jahrhunderten der Vergangenheit überkommen sind, und wo ihm die Versuchung nahe liegt, sich aus dem Wirrwarr vorhandener Formen mosaikartig einen neuen Stil zusammenzusetzen.

Wie die Bedingungen, unter denen der Künstler schafft,

ihm durch jede Veränderung der Bildung umgestaltet werden, ebenso ist auch die Energie des künstlichen Schaffens nicht in jeder Zeit dieselbe, und das schöne Gelingen der Kunstwerke wird nicht in jeder Periode des Volkslebens möglich. Das ist allbekannt. Aber wenn wir die letzten Gründe suchen, um diese Thatsache zu begreifen, gelangen wir an einen Punkt, wo das geheimnißvolle Walten der Gotteskraft in den Völkern sich unserem Verständniß entzieht. Wir sehen nur, daß Vieles thätig ist, um solche Ungleichmäßigkeit der bildenden Kraft hervorzubringen: Eigenheiten des Volkes, welche wir natürliche Anlage nennen, seine socialen Zustände, Sitte, Recht, gesellschaftliche Verhältnisse sind dabei wirksam, aber sie allein erklären nicht, wie zur Zeit des Phidias und Sophokles die größten Talente des Griechenvolkes massenhaft neben einander aufwuchsen, zur Zeit des Raphael die großen Maler, in der Hohenstaufenzeit und wieder in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die großen Dichter der Deutschen, sie erklären auch nicht, woher es kommt, daß z. B. die höchste Blüthe des Dramas den Culturvölkern fast plötzlich, wie eine Offenbarung aufgeht, durch geniale Begabung eines oder mehrer Männer, und daß sie selten über ein Menschenleben in einer Nation weilt. Bei ehrfurchtsvoller Betrachtung dieses Geheimnißvollen wird allerdings deutlich, daß auch hier kein Zufall waltet, und daß die einzelnen Künste unter sich selbst in inniger Verbindung stehen, daß das Gedeihen der einen das Wachsthum der andern fördert oder auch zurückhält, und daß dieselben günstigen Einwirkungen oft der einen wie der andern zu Gut kommen. Unmittelbar an Aeschylos schließt sich Phidias; zwischen der Blüthe gelehrter Mönchpoesie zur Zeit der Frankenkaiser und dem romanischen Kirchenstil ist der innere Zusammenhang unleugbar, ebenso zwischen der Minnepoesie des dreizehnten Jahrhunderts und der Gothik in den aufstrebenden Städten. Das feste Band, welches Dante und Giotto, die Humanisten und Michel Angelo, die Renaissance und Shake-

speare aneinanderknüpft, ist oft dargestellt worden, und daß unsere Landschaftsmalerei mit der Entwickelung des poetischen Natursinnes im vorigen Jahrhundert zusammenhängt, ist niemandem zweifelhaft. Als oft wiederkehrende Erscheinung drängt sich ferner auf, daß die Poesie als ältere Schwester die andern Künste erzieht, denn das Aufblühen der Volkskraft zeigt sich zuerst in der Kunst, welche den idealen Inhalt der Zeit am geistigsten und vollständigsten auszudrücken vermag, an ihr Gedeihen schließt sich leicht das der andern Künste, auch solcher, welche nicht, wie die Schauspielkunst und der mimische Tanz, unmittelbar aus der Poesie sich entfalten.

Auch innerhalb derselben Kunst entwickeln sich die verschiedenen Richtungen nach einander zur Blüthe, auch hierin ist gesetzlicher Verlauf. In der Poesie zuerst das Epos, dann die Kunstlyrik, spät unter besonders günstigen Verhältnissen das Drama. Die erste Kunst, welche in jedem Culturvolk mächtig herausbricht, ist die epische Poesie. Ihr reichstes Gedeihen, ihre höchste Bedeutung erhält sie gerade zu der Zeit, in welcher die übrigen Künste noch unentwickelt in der Seele des Volkes liegen. Sie ist in der Jugend der Völker noch keine Kunstgattung, sie ist der einzige, nothwendig gegebene Weg, auf welchem sich die schöpferische Kraft äußert. Und sehr merkwürdig ist, daß in einem reichbegabten Volke während solcher Zeit auch die übrigen Künste wie unfertige Seelchen durch das Epos nach dem Leben ringen. Der Mann von großer dichterischer Begabung ist zugleich der Weltkundige und vielleicht der Seher seines Stammes, er ist Sänger und musikalischer Künstler. In seinen Träumen erscheinen sogar die bildenden Künste auf einer Stufe, welche er ahnt, bevor sie erreicht ist. Er schildert die Halle des Königs so groß und reich geschmückt, wie sie zu seiner Zeit in Wirklichkeit noch nicht ist, er bildet begeistert in Vers die schöne Arbeit eines Halsschmucks, eines Trinkgefäßes, einer Waffenrüstung. Was ihm irgendeinmal von den schwachen Kunstversuchen der Zeitgenossen gefiel, das wird von ihm zu kost-

barem Prachtwerk ausgemalt. Aber während er dichtet, ist er noch in anderer Weise ein Maler. Die ehrwürdigen Gestalten der Götter- und Heldensage steigen vor seinem innern Sinn in einzelnen Situationen gewaltig und reizvoll auf, er schaut sie, wie sie sich bewegen, einander grüßend zuneigen, wie sie den Speer werfen, beim Fest in der Königshalle sitzen, deutlich sieht er das Kleid, das sie umhüllt, die charakteristische Bewegung des Hauptes und der Hände, er erblickt die luftige Gestalt der Göttin, welche aus den Wellen steigt und dem Helden ihren rettenden Schleier zuwirft, oder den Helden, welcher ihr den Schleier raubt, und die Göttin, welche wie ein Vogel über der Fluth schwebt, weil sie das Schwanenhemd nicht missen will. Alles Bedeutsame erkennt er deutlich bis in Einzelheiten. Und zuverlässig vermöchte er selbst nicht immer zu unterscheiden, ob solches Bild nur innere Anschauung war, oder ob es sich fühlbar vor seinen Augen in der Landschaft erhob. — Freilich, nicht ebenso genau empfindet er das innere Leben seiner Gestalten, er hält einen charakteristischen Grundzug an seinen Helden fest, der sich ausprägt in ihrer äußeren Erscheinung und in jeder Rede, und behaglich variirt er in vielen einzelnen Situationen dies gefundene Charakteristische. Er erfindet auch nicht die Handlung wie ein moderner Dichter, denn auch der Verlauf der Ereignisse ist ihm in der Hauptsache gegeben, die Kunde davon ist Habe seines Volkes so gut wie seine eigene. Er begnügt sich, die Momente, welche ihn poetisch anregen, stark hervorzuheben, er fühlt bei der Lebhaftigkeit seiner Bilder ganz sicher, daß die Ereignisse so, wie er sie darstellt, sich zugetragen haben müssen, und er wirft, was aus der Sage zu seinen großen Anschauungen etwa nicht paßt, sorglos bei Seite, nicht darum, weil es ihm gerade unverwendbar ist, sondern weil es ihm nicht wahr ist. So regt sich seine Erfindung nach der einen Seite weit unfreier als die unsere, und doch wieder gehoben durch eine Deutlichkeit und plastische Lebendigkeit der Anschauungen, die uns geschwunden ist.

Wir aber schätzen den Werth solcher epischen Poesie unter anderm darnach, ob die Bilder, welche der Dichter schaute, auch jeden Moment deutlich machen, der für eine zusammenhängende Geschichtserzählung nothwendig ist, ob sie von dem Dichter in fortleitender Bewegung durch die ganze Geschichte, welche er vorführt, regsam geschaut werden, oder ob diese verklärten Bilder ihm nur in einzelnen Stellen seiner Erzählung so deutlich werden, daß er genau zu schildern vermag. Die Fülle und Reichlichkeit und die ruhig gleichförmige Bewegung, in welcher das homerische Epos seine Heldengruppen schaut, ist der einzige Vorzug hellenischer Poesie z. B. gegenüber der deutschen, wo trotz tiefsinniger Empfindung und sinniger Freude an den Charakteren der Helden die Wirkung dadurch beeinträchtigt wird, daß die Bilder häufig nur in einzelnen kurzen Augenblicken dem Dichter aufzucken, dann freilich wohl in überwältigender Macht und Schönheit. Aber das Kurze dieser Anschauungen und die relative Unbeweglichkeit der geschauten Gruppen gibt der ältesten deutschen Poesie etwas Starres, Fragmentarisches, Zerhacktes. Bei den Griechen dagegen war es kein Zufall, daß Maler und Bildhauer nicht müde wurden, die Situationen Homers als ihr Eigenthum zu betrachten und nachzubilden, und daß Aristoteles den Mann, welchen er als Sänger der Ilias und Odyssee betrachtet, in gewissem Sinn auch den ersten Dramatiker nennt.

Aber der alte epische Dichter sieht nicht nur seine Gebilde leibhaftig vor sich, er hört dabei auch musikalischen Klang, die Beschreibung, welche er von ihnen gibt, und ihre Reden empfindet er in rhythmischem Takt und melodischem Tonfalle. Auch hier ist seiner Rede das Maß und seiner Recitation ein gewisser melodischer Lauf gegeben, auch hier prägt er mit Sicherheit den geistigen Inhalt und die Empfindung in gegebenen Grundformen aus, leicht und freudig innerhalb der eng gesteckten Grenzen schaffend.

Sehr fremdartig ist für uns solche Dichterarbeit, denn weit

regelvoller, innerlicher und stärker mit Absicht versetzt pflegt unser Schaffen zu sein. Dennoch ist die alte Methode auch in unserer Zeit nicht unerhört. Und wenn diese Betrachtung nach langem Abschweif zu Otto Ludwig zurückkehrt, so geschieht es, um aus seinen Worten zu beweisen, daß in einem Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts einmal die uralte und für uns seltsame Arbeit eines Dichtergemüths aus grauer Vorzeit wieder lebendig geworden ist. Für diesen Zweck wird hier eine Aufzeichnung mitgetheilt, welche sich im Nachlaß des Verstorbenen vorfand. Sie gehört zu den denkwürdigsten Bekenntnissen eines Dichters. Daß sie durchaus wahrhaft, ja auch ohne Selbsttäuschung niedergeschrieben ist, lehrt die Durchsicht derselben; wer irgendwie das lautere Gemüth des Verstorbenen gekannt hat und die Strenge, mit welcher er sich selbst beobachtete, dem wird ohnedies jeder Zweifel als unrecht erscheinen.

So aber schildert Otto Ludwig sein poetisches Schaffen:

„Mein Verfahren ist dies: Es geht eine Stimmung voraus, eine musikalische, die wird mir zur Farbe, dann seh' ich Gestalten, eine oder mehre in irgendeiner Stellung und Geberdung für sich oder gegen einander, und dies wie einen Kupferstich auf Papier von jener Farbe, oder genauer ausgedrückt wie eine Marmorstatue oder plastische Gruppe, auf welche die Sonne durch einen Vorhang fällt, der jene Farbe hat. Diese Farbenerscheinung hab' ich auch, wenn ich ein Dichtungswerk gelesen, das mich ergriffen hat; versetz' ich mich in eine Stimmung, wie sie Goethe's Gedichte geben, so hab' ich ein gesättigt Goldgelb, ins Goldbraune spielend; wie Schillers, so hab' ich ein strahlendes Karmoisin; bei Shakespeare ist jede Scene eine Nüance der besondern Farbe, die das ganze Stück mir hat. Wunderlicherweise ist jenes Bild oder jene Gruppe gewöhnlich nicht das Bild der Katastrophe, manchmal nur eine charakteristische Figur in irgendeiner pathetischen Stellung; an diese schließt sich aber sogleich eine ganze Reihe und vom Stücke

erfahr' ich nicht die Fabel, den novellistischen Inhalt zuerst, sondern bald nach vorwärts, bald nach dem Ende zu von der erst gesehenen Situation aus schießen immer neue plastisch-mimische Gestalten und Gruppen an, bis ich das ganze Stück in allen seinen Scenen habe; dies alles in großer Hast, wobei mein Bewußtsein ganz leidend sich verhält und eine Art körperlicher Beängstigung mich in Händen hat. Den Inhalt aller einzelnen Scenen kann ich mir denn auch in der Reihenfolge willkürlich reproduciren; aber den novellistischen Inhalt in eine kurze Erzählung zu bringen ist mir unmöglich. Nun findet sich zu den Geberden auch die Sprache. Ich schreibe auf, was ich aufschreiben kann, aber wenn mich die Stimmung verläßt, ist mir das Aufgeschriebene nur ein toter Buchstabe. Nun geb' ich mich daran die Lücken des Dialogs auszufüllen. Dazu muß ich das Vorhandene mit kritischem Auge ansehen. Ich suche die Idee, die der Generalnenner aller dieser Einzelheiten ist, oder wenn ich so sagen soll, ich suche die Idee, die, mir unbewußt, die schaffende Kraft und der Zusammenhang der Erscheinungen war; dann such' ich ebenso die Gelenke der Handlung, um den Causalnexus mir zu verdeutlichen, ebenso die psychologischen Gesetze der einzelnen Züge, den vollständigen Inhalt der Situationen, ich ordne das Verwirrte und mache nun meinen Plan, in dem nichts mehr dem bloßen Instinkt angehört, alles Absicht und Berechnung ist, im Ganzen und bis in das einzelne Wort hinein. Da sieht es denn ohngefähr aus wie ein Hebbel'sches Stück, alles ist abstract ausgesprochen, jede Veränderung der Situation, jedes Stück Charakterentwickelung gleichsam ein psychologisches Präparat, das Gespräch ist nicht mehr wirkliches Gespräch, sondern eine Reihe von psychologischen charakteristischen Zügen, pragmatischen und höheren Motiven. Ich könnte es nun so lassen und vor dem Verstande würd' es so besser bestehn, als nachher. Auch an zeitgemäßen Stellen fehlt es nicht, die dem Publikum gefallen könnten. Aber ich kann mir nicht helfen, dergleichen ist mir

kein poetisches Kunstwerk; auch die Hebbel'schen Stücke kommen mir immer nur vor wie der rohe Stoff zu einem Kunstwerk, nicht wie ein solches selbst. Es ist noch kein Mensch geworden, es ist ein Gerippe, etwas Fleisch darum, dem man aber die Zusammensetzung und die Natur der halbverdauten Stoffe noch anmerkt; das Psychologische drängt sich noch als Psychologisches auf, überall sieht man die Absicht. Nun mach' ich mich an die Ausführung. Das Stück muß aussehen, als wäre es bloß aus dem Instinkt hervorgegangen. Die psychologischen Züge, alles Abstracte wird in Concretes verwandelt. Die Person darf nicht mehr abstracte Bemerkungen über ihre Entwickelungsmomente machen, aus welchen bei Hebbel oft der ganze Dialog besteht. Man muß an der Geberde der Rede, wenn ich so sagen darf, merken, was in der Person vorgeht, aber sie muß es nicht mit dürren Worten sagen, denn wer kann in solchem Zustande solche Bemerkungen über sich machen? Man hört dann eine Marionette und keinen Menschen, eine Figur, die sagt, was der Dichter will, aber nicht, was sie selbst. Es ist das freilich schwer, denn man hat immer zwei Gedankenreihen bei dieser Umwandlung festzuhalten, nämlich erstens die Reden, die der Person natürlich und die einen Inhalt und Zusammenhang für sich haben, zweitens die psychologischen Entwickelungsmomente, die so zu sagen ohne Wissen, ja oft wider den Willen der Figur durch jene hindurchscheinen. Es ist nicht allein technisch schwer, sondern es verlangt auch wenigstens im Anfang einen schweren Sieg über die Eitelkeit, denn die blendenden Reihenfaden der rohen Stoffe werden zu gebrochenen, die Einfälle verlieren das Pikante, das Raffinirte sieht aus wie das Gewöhnliche. Am schwierigsten ist dieses bei leichteren psychologischen Momenten, die die Oberfläche der Rede nur so leicht afficiren dürfen, wie ein leises Lüftchen fast unsichtbar die Wellen kräuselt, bei den ersten Keimen innerer Zustände, die dann stetig gesteigert der Person selbst erst später klar werden, manchmal ihr gar nicht klar werden. So ist's

mit dem Charakterisiren; bei Hebbel erzählen die Personen ihre Charakterzüge in kleinen Anekdoten, und wissen sich selbst etwas damit, was für ganz eigene Menschen sie sind, während meiner Meinung nach sich der Charakter einer Person ohne ihr Wissen, ja wider ihren Willen zeigen muß, die Personen selber ihren Charakter meist nicht kennen, und indem sie ihren vermeinten schildern wollen, unwillkürlich und ohne es zu wissen, ihren wirklichen schildern müssen. Denn wem, der die Menschen und den Menschen kennt, muß nicht all dies absichtliche, abstracte Auskramen psychologischer und charakteristischer Züge, die jedem bekannt sind, lächerlich vorkommen? Die Personen soll man für Menschen halten, sie müssen sich also doch einigermaßen als Menschen geberden. Wenn ein Schicksal auf uns Eindruck machen soll, darf es doch kein Theaterschicksal sein. Solche Charaktere gibt's, die sich und ihre Entwickelungen stets selber beobachten. Warum soll der Dichter nicht auch einen solchen zeichnen? Er darf aber nicht vergessen, daß dieses Sichselbstbeobachten eben ein individueller Zug ist und kein allgemeiner, den er allen Charakteren beilegen darf. Des Philosophen, des Mannes der Wissenschaft ist es, das Gesetz aus der Fülle seiner Erscheinungen herauszuschälen; des Dichters, das Gesetz wieder hinter der Erscheinung zu verstecken. — So dacht' ich in meiner Isolirung. Meine poetischen Menschen machten's, wie ich die Menschen kennen gelernt hatte, aber ich dachte wohl halb willkürlich nicht mehr daran, daß das Publikum ja eben aus solchen Menschen besteht, daß der beobachtende Blick, der mit Leichtigkeit durch die absichtlichen und unabsichtlichen Verkleidungen in das Innere dringt, der mehr auf die unwillkürliche Geberde der Rede merkt als auf ihren Wortinhalt, wie der Fechter mehr auf seines Gegners Auge als auf seinen Arm, eine Sonntagskindergabe ist, die sich nicht anbilden, nur ausbilden läßt."

Diese Niederschrift Otto Ludwig's berichtet mit wünschenswerthester Genauigkeit seine Methode der poetischen Arbeit und

zwar vor dem Drama. Das erste Aufsteigen der inneren Kunstbilder war ihm von Erscheinungen begleitet, welche sonst auch der feurigsten Phantasie eines modernen Dichters nicht kommen. Seine productive Kraft rang zunächst nach Melodie; dann sah er die Gestalten seiner Träume fast leibhaftig vor sich, von dämmriger Farbe beleuchtet. Der dramatische Dichter jedoch soll zwar die Seelenbewegungen eines Charakters mit dem reichsten Detail und in ihrer höchsten Stärke empfinden, aber das Aeußere seiner Helden, Tracht, Geberde, Stellung zu schauen ist nicht seines Amtes, sondern Sache des Schauspielers. Allerdings wird dem Dichter, zumal wenn er einige Bühnenerfahrung hat, in jeder bedeutenden Situation des Stückes auch die Stellung, welche die Personen auf der Bühne zu einander einnehmen, im Bewußtsein stehen, und vor jeder bedeutungsvollen Action wird er fühlen, wie sie im Spiel ausgeführt werden müsse, um wirksam zu sein. Weilt er über Ensemble-Scenen, so wird ihm die Anordnung der Massen, die Stellung der Hauptspieler zu den Nebenpersonen auf der Bühne vielleicht ganz deutlich sein, aber Gestalten zu sehen mit plastischer Lebendigkeit ist ihm nicht nöthig. Und wohl würde er Grund haben, diese Richtung seines inneren Sinnes auf körperliche Formen abzuwehren, denn solches Schauen der Gruppen mag ihm leicht den starken Strom von Empfindungen und Willensäußerungen stören, in welchem sich sein Stück Scene für Scene vorwärts bewegt.

Das Wesen des dramatischen Bildens ist nämlich nicht das Hängen in mächtigen Situationen, dies ist im Gegentheil durchaus charakteristisch für epische Begabung — sondern das kräftige, unablässige Fortbewegen der Charaktere und Handlung durch die Situationen, und dem dramatischen Talent ist gerade die nicht unterbrochene Bewegung und Wandlung der Charaktere das Reizvollste.

Während nun Otto Ludwig mit beängstigender Deutlichkeit die Gestalten in einzelnen Situationen sah, die ihn gerade

erregten, war auf der andern Seite der geistige Proceß, durch welchen er sich die dramatische Handlung aufbaute, ein künstlicher und schwieriger. Wo ihm das Schauen der bewegten Situationsgruppen aufhörte und wo die eilige Niederschrift abbrach, welche er während seiner Intuition von bedeutsamen Wechselreden der geschauten Gestalten und von ihren Bewegungen gemacht hatte, da hörte auch das Unmittelbare und Kräftige seines Gestaltens auf, er mußte sich die im Ganzen starre Haltung der in ihm aufgegangenen Momente erst durch die weitläufige Reflexion in das Dramatische umsetzen, erst durch kühles Nachdenken über die innere Verbindung seiner Bilder wurde ihm der Zusammenhang der Handlung deutlich. Auch dieses Verfahren ist nicht das gemeingiltige für den dramatischen Dichter. Leicht und freudig soll dieser bei jedem seiner Charaktere den tiefen Grund ihres Wesens empfinden. In solcher sicheren Empfindung ihrer Eigenthümlichkeit läßt er sie sprechen, was je nach dem Antheil, den sie an der Handlung haben, nothwendig ist. Er überlegt in der Regel gar nicht, ob ihre Worte charakteristisch sind und ob die Personen an der einzelnen Stelle so oder anders zu tragiren haben; denn was er sie sagen heißt, wird von selbst charakteristisch und für die Scene bedeutsam, wenn er ihr dramatisches Leben sicher in sich trägt und weiß, wo die einzelne Scene hinaus will. Schreibt er die Reden nieder, so erscheinen sie ihm selbstverständlich und nothwendig, und erst wenn er das Geschriebene in kalter Stimmung wieder liest, wird er zwischen Unfertigem vielleicht überrascht merken, wie genau er gerade das Charakteristische ausgedrückt hat. Mit gleicher Naturnothwendigkeit erfindet er die Handlung. In demselben Augenblick, wo ihm die Bewegung der Charaktere in dem Verlauf der Scenen aufgeht und die heitere Arbeit des Schaffens ihn hebt, fühlt er sich auch durch die einzelnen Wirkungen gerührt und erschüttert, und doch schwebt über der wogenden Strömung in seiner Seele klar, bewußt und zweckvoll sein Geist, die geschäftige Empfin-

dung leitend und Schritt für Schritt zu deutlichem Ziele führend. Jeder Dichter hat Stunden, wo er sein werdendes Werk zweifelnd mit kritischen Augen betrachtet. Vielleicht versagt jedem die schöpferische Kraft einmal gutwillige Ausführung einzelner Situationen, über Anderes ist sie flüchtig weggehuscht, er muß sich reflectirend klar machen, daß es hier und da fehlt, und muß den schöpferischen Trieb gewissermaßen zur Thätigkeit zwingen. In der Hauptsache aber wird ihm die freieste Beherrschung des Stoffes und das kräftigste Gestalten genau und völlig zusammenfallen. Deshalb wird den meisten Dichtern auch längere Niederschrift über einen Stoff, für den sie warm geworden sind, widerstehen. Sie mögen vor der Arbeit historische Studien machen, bis die Charaktere und die Zeitfarbe in ihnen lebendig geworden sind; von diesem Augenblicke aber an wird das Gestalten selbst ihnen so sehr Hauptsache sein, daß jedes weitere Erörtern der ästhetischen Grundsätze stört. Wer die Dramen Shakespeare's, auch Goethe's und Schillers betrachtet, dem wird zweifellos, daß sie frisch dem Quell, der aus geheimen Tiefen der Seele entsprang, vertrauten, und zu gleicher Zeit Kritiker und Schöpfer waren, ein kurzes oder ausgeführtes Scenarium vor sich.

Daß Otto Ludwig so sehr anders schuf und durch ein massenhaftes Gerüst das Geheimniß dramatischer Gestaltung zu ergründen suchte, ist auch aus seinen Dramen und Novellen zu erkennen. Von höchster Poesie sind einzelne Stellen: die feindlichen Brüder auf dem Thurme, von denen einer den andern hinunterstürzen will; die jüdische Mutter vor dem Tyrannen, der ihre Kinder tötet; der alte Förster, aus gekränktem Rechtsgefühl in blödes, finsteres Grübeln versetzt, das sind Momente von einer vielleicht unheimlichen, aber brennenden Farbenpracht. Und nicht sie allein, auch manche andere Situationen, die zu ihnen führen, sind mit bewunderungswürdiger Deutlichkeit und Energie geschaut. Aber nicht ebenso sicher der Lauf der gesammten Handlung. Fast in jedem Werke

ist eine oder sind mehre Stellen, wo die gute Wirkung durch Undeutlichkeit oder Mangelhaftigkeit der Motive gestört wird. Immer sind einige Charaktere mit wundervoller Tiefe empfunden, daneben stehen in bedeutsamer Stellung andere, arm an Farbe und Leben. Dies sind solche Theile und Charaktere der Handlung, welche in seine fast dämonische Bilderschau nicht aufgenommen waren, und die er sich mühsam durch verständiges Denken zurichtete. Und es ist ebenfalls bedeutsam, daß es ihm sehr schwer wurde, seine Einbildungskraft durch die Reflexion zu lenken.

Fassen wir, was hier angedeutet wurde, zusammen, so tritt uns das eigenartige Bild einer energischen Gestaltungskraft entgegen, welche deshalb nur in einzelnen Stunden das Höchste zu leisten vermochte, weil ihr naturgemäßes Schaffen vielleicht zu musikalisch, vielleicht zu malerisch, in der Hauptsache nicht rein dramatisch war, sondern episch. Die Gattungen der Kunst haben sich längst getrennt; jede fordert eine besondere Zucht der Phantasie und besondere, den Grundbedingungen der Kunst gemäße Anschauungen. Das Schaffen dieses Dichters aber war wie sein ganzes Wesen ähnlich der Art eines epischen Sängers aus der Zeit, wo die Gestalten dem Dichter lebendig, mit Klang und Farbe, in der Dämmerung des Völkermorgens um das Haupt schwebten.

Solche Träume im Herzen lebte er still unter uns, als ein Dichter, dem seine Zeitgenossen nicht reiche Kränze zuwarfen, und doch eine kräftige und urdeutsche Künstlerseele.

Christian Friedrich Baron von Stockmar.

(Grenzboten 1863, Nr. 31.)

In dem Manne, welcher am 9. Juli 1863 zu Koburg sein leuchtendes Auge für immer schloß, haben wir Deutsche einen

weisen Staatsmann, einen warmherzigen Patrioten und einen sehr guten Menschen verloren. Wenn in den letzten Jahren ein deutscher Reisender durch die Straßen Koburgs schritt und ein Bürger der Stadt achtungsvoll auf das Haus des Verstorbenen wies, so klang der Name desselben vielleicht fremd in das Ohr des Landsmanns. Daß dergleichen möglich war, erklärt sich allerdings zum Theil aus der eigenthümlichen Stellung, welche Stockmar zu den Geschäften einnahm; es ist uns aber auch eine Erinnerung daran, wie wenig unser Volk bis in die neue Zeit an der großen Politik Europas Theil gehabt hat, und wie schwächlich das politische Leben der Deutschen dahinfloß, während der Geschiedene auf die Bildung neuer Staaten und das Schicksal europäischer Dynastien bestimmenden Einfluß ausübte.

Christian Friedrich Stockmar wurde zu Koburg am 22. Aug. 1787 in einer wohlhabenden und angesehenen bürgerlichen Familie geboren. Seine Mutter war eine kluge Frau von Geist und froher Laune, der Vater — koburgischer Justizamtmann und Rittergutsbesitzer — ein lebhafter heiterer Herr, der sein gutes Theil an der Zeitbildung und eine Unabhängigkeit des Charakters besaß, welche ihn unter Andern in Zwiespalt mit seiner Regierung setzte, damals als die Willkürherrschaft des Ministers v. Kretschmann in die Gelder der öffentlichen Stiftungen eingreifen wollte. In beiden Eltern war das Naturell vorgebildet, welches sich in dem Sohn zu ausgezeichneter Bedeutung entfaltete.

In solchem Haushalt, in einem stattlichen Bürgerhause des vorigen Jahrhunderts, worin die aufstrebende Lebenskraft bereits mit Selbstgefühl und Behagen verbunden war, wuchs der Knabe fröhlich herauf, ein Liebling, ein glückliches Kind, von sprudelnder Lebhaftigkeit und kecker Laune. Als er noch ein kleiner Bursch war, brach die Zuversicht, mit der er kindisch in das Leben schaute, nicht selten zur Belustigung der Familie heraus. Wenn er bei einem Gespräch der Großen

über das Geschirr des Tisches entschlossen dazwischenwarf: „Bei mir muß das alles einmal von Silber sein“ und die Mutter ruhig erwiederte: „Wenn du's kannst, mir soll es recht sein,“ so wurde ihm in späterer Zeit diese frühe Auffassung von Menschengröße zuweilen vorgehalten, als seine Ansicht über die sociale Bedeutung silberner Theekessel eine auffallend andere geworden war.

Der Knabe besuchte das Gymnasium zu Koburg; während der Sommerferien trieb er's gern auf dem Lande, auf dem Gute der Eltern, in der Wirthschaft, in Wald und Wiese des schönen fränkischen Hügellandes; er hatte Freude an der Jagd, erlangte früh gute Uebung darin und kräftigte seinen Körper durch solche Anstrengungen.

Im Jahre 1805 bezog der achtzehnjährige Jüngling die Universität, eine zarte Gestalt, fast unter Mittelgröße, ein schmales feines Antlitz, schwarzes Haar und braune schöne ausdrucksvolle Augen. In Würzburg und Erlangen, zuletzt in Jena studirte er Medicin. Er selbst würdigte später wohl die Bedeutung, welche gerade dieses Studium für die sittlichen und politischen Anschauungen des Mannes hatte. Zu seinem muthigen Herzen und dem lustigen Selbstvertrauen, womit er in das Leben griff, gab ihm die verantwortliche Thätigkeit des Arztes feste Haltung und Geduld. An dem Krankenlager derer, die ihm vertrauten, lernte er sich selbst beherrschen, und er lernte mit den gegebenen Factoren des Lebens rechnen. Der prüfende Blick, mit welchem er alles Werdende zu beobachten wußte, die tiefe Ueberzeugung von dem gesetzmäßigen Verlauf aller Lebenserscheinungen und die unerschütterliche Ruhe, mit welcher sein lebhafter Geist diesen Verlauf zu erwarten verstand, in Ergebung wie in Hoffnung; alles das verdankte er nicht zum kleinsten Theil dem Beruf, den er als Jüngling erwählt hatte. Wenn er später das Leben eines werdenden Staates aus tötlichen Gefahren retten half, kaltblütig und im entscheidenden Momente von kühnstem Entschluß; oder wenn

er lehrend und rathend die Seelen der Königskinder, mit denen ihn sein Schicksal in Verbindung gebracht hatte, innerhalb ihrer Anlage und der Bedingungen ihres Lebens zu leiten wußte: immer blieb ihm etwas von der inneren Freiheit, der scharfen Beobachtung und dem überlegenen Urtheil eines menschenfreundlichen Arztes.

Nicht weniger einflußreich für sein späteres Leben wurde die neue starke Strömung, in welcher der wissenschaftliche Geist der Deutschen seit F. A. Wolf, den Romantikern und den Anfängen der deutschen Alterthumswissenschaft zu fluthen begann. Der Jüngling war aus einer Familie heraufgewachsen, in welche die deutsche Aufklärung der Periode von Lessing und Reimarus ihre hellen Strahlen geworfen hatte. Seine Studienzeit — namentlich seit er in das bewegte Leben von Jena getreten war — gab ihm starke Eindrücke einer neuen Auffassung des geschichtlichen Lebens. Fremde Culturzustände als eigenthümliche Offenbarungen des Menschengeistes zu begreifen, die Völker selbst als große geistige Einheiten zu erfassen, deren Leben ebenso wie das der Individuen gesetzvollen Verlauf hat, die Abhängigkeit der Einzelnen von der Volkskraft nachzuweisen und darzustellen, das war, was die deutsche Wissenschaft damals zuerst ahnend suchte, seitdem so glänzend begriffen hat. Es muß hier erinnert werden, daß dieses Verständniß der geschichtlichen Processe, welches uns so geläufig ist, in Stockmars Jugend noch im Entstehen war, und daß zu derselben Zeit, in welcher die Völker Europas und Amerikas ihre politischen Bedürfnisse in hartem Kampfe geltend machten, auch die Wissenschaft zuerst Auge und Urtheil erhielt für das Schaffen der Volkskraft und die Naturnothwendigkeit, mit welcher viele Bildungen derselben vor sich gingen. Der Jüngling sah diese Auffassung des Lebendigen zunächst nicht vorzugsweise in seiner Wissenschaft lebendig werden, sondern in dem Studium der Sprachen und der alten Literaturen. Aber sie wurde ihm von höchster Bedeutung.

Seine fröhliche mittheilende Natur, welche an geselligem Verkehr und guter Kameradschaft großen Gefallen fand, stellte ihn bald in einen weiten Kreis von werthen Genossen. Aber die Lage des Vaterlandes riß den Jüngling und seine Freunde gewaltsam von den Büchern zur Betrachtung der großen Weltereignisse herauf. Eisern legte sich die Franzosenherrschaft auf den deutschen Boden, Preußen wurde zerschlagen, der Rheinbund gegründet, ein ungeheures Schicksal schwebte über dem Volke und streifte mit seinen dunklen Fittigen an jedes einzelne Haupt. Das Herz des lebensfrohen Jünglings zog sich zusammen vor Schmerz über das allgemeine Unglück. Wahrscheinlich hatte er schon aus dem Vaterhause eine stille Verachtung gegen die Erbärmlichkeiten der alten engen Territorialherrschaft mitgebracht, jetzt sah er die hohlen Zustände der Rheinbundsstaaten, Willkür und Frevel der Fremden, hier klägliche Schwäche, dort sittenlose Gewaltsamkeit. Auch in ihm und seinem Kreise flammte die Sehnsucht nach einem neuen Staatsleben der Deutschen auf, eine tiefe und starke Sehnsucht nach Einheit, Macht, Größe des Vaterlandes. Und diese Empfindung blieb dem Manne durch sein ganzes Leben, sie erfüllte noch die Seele des Greises. Stockmar gehörte, wie sein jenenser Freund Friedrich Rückert, zu den ersten Süddeutschen, welche in jener Zeit durch einen großen und schmerzvollen Patriotismus veredelt wurden. Seit dem Jahre 1809, seit der Niederlage Oestreichs wurde die Empfindung der Schmach so lebhaft, daß sie der Jugend auch das Treiben des Tages verdüsterte. Einst wurde in seiner Gesellschaft wieder einmal der Grimm über die verzweifelte Lage der Deutschen laut, und im Gespräch der Studenten brachen Mordgedanken gegen Napoleon heraus. Da erhob sich ein alter preußischer Offizier, mit welchem Stockmar und seine Kameraden viel verkehrten, und sagte ernsthaft: „So sprechen junge Leute, laßt das gut sein. Wer die Welt länger kennt, der weiß, daß die Franzosenherrschaft nicht mehr lange dauern kann; vertrauet auf

den natürlichen Gang der Dinge.“ Diese ruhige Zuversicht machte einen tiefen Eindruck auf Stockmar. Der natürliche Gang der Dinge, worin mochte er bestehen? In den Verwüstungen, die der Erfolg selbst an den Seelen der Gewalthaber hervorbringen mußte, ihr Urtheil verblendend, ihren Rathschluß verderbend; in der Kräftigung und Erhebung, welche die bittere Noth dem Gemüth der Deutschen bringen konnte. Das fügte sich zu der Anschauung vom Leben, die ihm selbst durch Studium und Bildung gekommen war. Ja auch das politische Schicksal eines Volkes war nur die fortlaufende Kette von Lebensäußerungen eines großen Organismus. Auch hier war das letzte eine treibende Lebenskraft, modificirt durch die Weltlage und die Individualität des Volkes, eingeengt und gesteigert durch Einwirkungen anderer Völker. Nur was dieser nationalen Kraft Stärkung und Gedeihen gab, war in der Politik gut. Auch die politischen Krankheiten entwickelten sich in einem bestimmten Verlauf, und die Leiter der Politik, welche ihre egoistischen Zwecke durchzusetzen suchten, Fürsten und Staatsmänner, waren in ihrem Werthe darnach zu schätzen, ob sie dem großen Ganzen, dem Leben der Völker Förderung oder Beschränkung schufen. So bereitete sich früh in der Seele des Jünglings eine Auffassung des Staats und der Stellung der Fürsten zum Volke vor, welche damals neu und radikal erschien, welche seitdem die feste Grundlage des deutschen Liberalismus geworden ist.

Unter Krieg und großen Katastrophen hatten sich die akademischen Studien Stockmars auf fünf Jahre ausgedehnt. Er war in der Zeit zum Manne gereift, das unruhige Hin- und Herziehen, welches dieser Periode deutscher Entwickelung eigen war, hatte auch ihm eine ungewöhnliche Anzahl fremder Gestalten vor die Augen geführt, er hatte Menschen in außerordentlichen Lagen tief in das Herz gesehen, hatte viele Fremde und Landsleute in Liebe und Haß kennen gelernt, hatte sich leicht in verschiedene Art gefunden und dabei doch gelernt sich

selbst zu behüten. So kehrte er im Jahre 1810 nach Koburg zurück und begann die medicinische Praxis.

Schon im Jahre 1812 wurde er Stadt- und Landphysikus von Koburg. Als Napoleons Zug nach Rußland und die fürchterliche Rückkehr des geschlagenen Heeres über die deutschen Länder kam, da wurde auch ihm die Aufgabe, welche in jener harten Zeit das Leben vieler Aerzte mit tötlicher Gefahr bedroht hat; er wurde Dirigent eines großen Militärlazareths in Koburg. Auch sein Lazareth füllte sich mit den Unglücklichen, welche Seuchen und den Keim des Todes aus dem Eise Rußlands zurückbrachten.

Im Januar 1814 zog er als Oberarzt der herzoglich sächsischen Contingente mit an den Rhein. Bei Mainz angelangt, wurde er als Stabsarzt des fünften deutschen Armeecorps nach Worms beordert, wo er ein unter Steins Verwaltung stehendes Militärhospital leitete.

Stockmars erstes Zusammenstoßen mit Stein war nicht freundlich. Das Militärhospital zu Worms war längere Zeit nicht mit Kranken besetzt und Stockmar that als Arzt seine Pflicht, indem er blessirte französische Gefangene aufnahm. Da strömten auf einmal die deutschen Verwundeten zu, aber das Hospital war gefüllt. Darüber brauste Stein in seiner starken Weise auf, und es gab einen heftigen Wortwechsel, wobei Stockmar ihm nichts schuldig blieb. Seine Bekanntschaft mit Stein hinterließ ihm doch den Eindruck einer großen Persönlichkeit, wie verschieden auch das Leben in den beiden Naturen sich spiegelte, und noch viele Jahre später, als Stockmar von England aus auf der Reise den gewaltigen Mann besuchte, erstaunte er, wie genau Stein in den englischen Geschäften unterrichtet war.

Im Herbst 1814 kehrte er nach Koburg zurück. Wieder zog er 1815 mit dem herzoglich sächsischen Regiment als Regimentsarzt nach dem Elsaß, erst im December des Jahres kam er von dort wieder in die Heimat. Diese Feldzüge zweier

Jahre gaben ihm außer der thätigen Theilnahme an dem Getriebe eines großen Krieges gerade bei seiner Stellung einen guten Einblick in die administrativen Arbeiten einer wirren Zeit, in welcher jeder Wirkenslustige sich zu schicken und wieder gewaltthätig zu disponiren genöthigt ist.

Aber die Feldzüge wurden nach anderer Richtung für das spätere Leben Stockmars entscheidend. Während derselben war er mit dem Prinzen Leopold von Koburg bekannt geworden. Der Prinz gewann Zuneigung zu ihm, und als die Vermählung desselben mit der Prinzeß Charlotte von England entschieden war, berief er Stockmar als Leibarzt, und dieser ging kurz vor der Vermählung, Ende März 1816, nach England, um seine Stelle anzutreten.

In welchem Grade Stockmar in dieser neuen Stellung Vertrauen und Zuneigung des Prinzen gewann, zeigte sich beim Tode der Prinzessin, der schon am 6. November 1817 erfolgte. An dem Lager der geliebten Toten umarmte der Prinz den treuen Mann und forderte von ihm das Versprechen, ihn nie zu verlassen. Das gelobte ihm Stockmar. Und er hat dies Versprechen dem Prinzen und seinem Hause gehalten. Schon in dieser Stunde leidenschaftlicher Bewegung und eines großen Entschlusses übersah der dreißigjährige Mann mit Klarheit das neue Verhältniß, in welches er zu seinem Fürsten getreten war, die Pflichten, welche es ihm auferlegte, und die Haltung, welche ihm selbst dabei vorgeschrieben war. Er hatte in den letzten Jahren sich gewöhnt, in ungewöhnlicher Weise für Andere zu leben und das eigene Dasein größeren Interessen hinzugeben. Gerade deshalb war sein Leben immer wieder durch unerwartete Wendungen bestimmt worden. „Ich scheine mehr da zu sein, für Andere zu sorgen als für mich selbst, und bin mit dieser Bestimmung gar wohl zufrieden," schrieb er wenige Tage nach jenem Versprechen an eine Freundin. Mit heiterer Sicherheit, frei von jeder Selbsttäuschung trat er in den neuen Kreis von Pflichten. Er gab die Pläne auf, welche

er in der Stille für seine eigene Zukunft gefaßt hatte. Auch er war, seit Jena, von der deutschen Sprachwissenschaft angezogen worden, welche darüber arbeitete, Sprache, Sitte, Recht, Poesie der Völker als gesetzmäßige Lebensäußerungen des Volksgeistes aufzufassen, und er trug sich mit dem Plan, ein Wörterbuch der englischen Sprache zu sammeln, wie es von solchem Standpunkt damals ein Deutscher anlegen konnte. Er nahm von diesem Unternehmen und dem ganzen Kreise wissenschaftlicher Interessen, der ihm damit zusammenhing, nicht ohne Resignation Abschied und widmete seine ganze Zeit den praktischen Geschäften seines Fürsten. Die Stellung des Prinzen, der als naturalisirter Engländer seinen Wohnsitz in England behielt, war nach vielen Beziehungen eine schwierige und delikate und erforderte die volle Thätigkeit eines vertrauten Mannes. Der Prinz war deshalb bald veranlaßt, einen anderen Arzt zu nehmen und seinem Stockmar die Verwaltung seines Vermögens und die Amtsgeschäfte eines Hofmarschalls zu übertragen.

Bis 1830 blieb Stockmar mit dem Prinzen in England, ein Aufenthalt, der durch Reisen nach Frankreich, Italien und durch längeres Verweilen in Deutschland unterbrochen wurde. Stockmar hatte zwar 1820 geheiratet und einen Hausstand in Koburg gegründet, aber seine Thätigkeit für den Prinzen hielt ihn doch den größten Theil des Jahres von da entfernt. Jene englische Zeit von 1817 bis 1830 war entscheidend für seine politische Bildung. Er verkehrte mit den hervorragenden Männern aller Parteien, vorzugsweise aber mit den Liberalen und Radicalen. Er wurde gründlich mit dem Parteitreiben und der dortigen Behandlung der Geschäfte bekannt. Während er aber die englische nüchtern verständige Auffassung politischer Dinge sich aneignete, verlor er dabei nichts von der Wärme, dem Wohlwollen und der Liebe, die ihm eigen waren, und nicht die deutsche Eigenschaft, sein Handeln nach den höchsten Gesichtspunkten einzurichten. Die hohe ehr=

furchtsvolle Auffassung von der Entwickelung des Staates aus dem Gemüth und den Bedürfnissen des Volkes, seine Auffassung, daß das Leben einer Nation das Leben eines gewaltigen individualisirten Organismus sei, befestigte sich ihm hier an den Fortschritten eines großen Volkes innerhalb einer freien Verfassung. Er sah, wie Neues wurde, wie in einem kräftig arbeitenden Staatskörper aus den egoistischen Zwecken der Parteien, aus persönlichen Intriguen, aus Einseitigkeit der Bildung sich das Zeitgemäße und Vernünftige, durch die Anstrengungen Einzelner gehemmt, getrübt, gefördert, allmählich entwickelt; er erkannte den Werth eines gesetzlich festen Verfassungslebens für das Heraustreiben solcher Neubildungen, und er wurde eingeweiht in alle Mittel und Wege, durch welche der leitende Staatsmann auf sein Volk einwirkt, und durch welche er selbst in seiner Arbeit beeinflußt wird.

Auf der Höhe des Lebens, in seinem vierzigsten Jahre, wurde ihm zuerst Veranlassung zu selbständiger Betheiligung an diplomatischen Geschäften. Die Candidatur des Prinzen Leopold für den griechischen Thron war der Anfang einer persönlichen Einwirkung Stockmars auf die große Politik. Auch als diese Candidatur, zum Theil wegen des Widerstandes König Georgs IV erfolglos blieb, wurde die politische Thätigkeit Stockmars nur auf kurze Zeit unterbrochen; denn schon 1830 führten ihn die belgischen Angelegenheiten in eine ausgedehntere Wirksamkeit. Bald überwachte er in England als vertrauter Agent seines Fürsten die diplomatischen Verhandlungen, bald half er in Belgien selbst durch klugen Rath das neue Königthum und den neuen Staat gestalten. So machte er in den Jahren 1830 bis 1833 eine bedeutende Schule der äußern Politik durch. In den Verhandlungen mit Frankreich, mit Rom, mit dem Ministerium König Wilhelms von England erwarb er die seltene Personen- und Geschäftskenntniß, durch welche er später in den diplomatischen Kreisen zu einer Autorität wurde, er gewann für seinen König und sich

selbst bei den Leitern der Politik Europas Achtung und persönliches Vertrauen.

Nachdem Belgien sich befestigt hatte, trat er aus seiner dienstlichen Stellung und blieb fortan zum König, von dem er eine Pension genoß, in einem freien Verhältniß vertrauten Verkehrs, häufig zu Rathe gezogen und zu vielen mehr oder minder wichtigen Geschäften verwendet.

In diesen Jahren wurde dem König der Belgier Veranlassung, seine besondere Sorgfalt auf die Familienangelegenheiten des königlichen Hauses von England zu richten. Stockmar war durch seinen langen Aufenthalt in England der Schwester seines Fürsten, der Herzogin von Kent, Mutter der künftigen Königin, genau bekannt geworden. Die junge Prinzeß Victoria lernte ihn früh als den treuen Freund betrachten, der er ihr sein Leben lang blieb. Jetzt kam die Zeit heran, wo die Prinzeß voraussichtlich zur Regierung gelangen mußte. Da veranlaßte der König Stockmar, nach England zu gehen, um die Interessen seiner Schwester und Nichte zu überwachen. Ueber die höchst merkwürdige Zeit, in welcher Königin Victoria den Thron bestieg, fehlt in vieler Beziehung noch der Aufschluß. Inmitten des damaligen heftigen Parteigetriebes war Stockmar der vertraute Rathgeber der jugendlichen unerfahrenen Königin, auch hier wieder in einer ganz freien undefinirten Stellung.

Eine unabweisbare Aufgabe wurde, für die Königin eine bleibende Stütze durch einen Gemahl zu finden. Nachdem sich die Wahl auf den Prinzen Albert gelenkt hatte, der für diesen Beruf moralisch und geistig in seltener Weise ausgerüstet war, übernahm Stockmar die Aufgabe, den jungen Fürsten durch Umgang und Einwirkung für die neuen Verhältnisse vorzubereiten. Als Mittel dazu wurde eine Reise nach Italien gewählt. Diese Reise, 1838—1839, wurde die Grundlage eines seltenen Freundschaftsverhältnisses, wie es nur zwischen einem guten und hochgesinnten Fürsten und einem liebevollen und uneigennützigen Privatmann möglich war, ein inniges festes

Verhältniß, von Seiten des Prinzen unbegrenztes Vertrauen, selbstlose väterliche Empfindung von Seiten des Lehrers. Die ernste, bildungsbedürftige Seele des Prinzen wurde durch die frische Sicherheit, durch die reiche Erfahrung und durch das reiche Gemüth des älteren Mannes für das ganze Leben angezogen.

Tief und dauerhaft war die Einwirkung, welche Stockmar auf die Seele des Fürsten ausgeübt hat. Wer Wesen und Bildung des Prinzgemahls, wie es in den „Speeches and Adresses" jetzt auch weiteren Kreisen vertraulich geworden ist, näher betrachtet, der wird mit starken Zügen dieselbe deutsche und freie Auffassung und dieselbe Methode politischer Bildung ausgeprägt finden, zu welcher Stockmar gekommen war. Jede Erscheinung zu verfolgen bis zu ihrem Ursprung, den Verlauf großer politischer Ereignisse mit dem gespannten Interesse eines Naturforschers zu betrachten, zur Grundlage der Beurtheilung aller irdischen Verhältnisse immer moralische und ethische Forderungen zu nehmen, einen festen Glauben an die Güte der menschlichen Natur zu bewahren, dem Vervollkommnungstrieb der menschlichen Gesellschaft fest zu vertrauen, auch bei Verirrungen und Verbildungen der Individuen und Staaten nicht an der heilenden Kraft zu verzweifeln und die eigenen Hilfsmittel immer auf das Gute, nie auf das Schlechte im Menschen zu begründen, das wurde die letzte Grundlage für das Urtheil und Handeln des Prinzen wie seines Lehrers. Auch in der Unterhaltung konnte man eine ähnliche Methode der geistigen Arbeit beobachten, beide liebten, sich und Andern in deutscher Weise das Einzelne durch allgemeine Gesichtspunkte zu befestigen, beide hatten große Freude an wohlgeordneter Erörterung, in beiden war dieselbe souveräne Verachtung gegen den Schein ohne entsprechenden Inhalt. Die Freundschaft zwischen dem Prinzgemahl und Stockmar, eine ehrliche, männliche Freundschaft, voll von rücksichtsloser Wahrhaftigkeit, hat, das darf man jetzt, wo uns beide entrissen sind, wohl

sagen, einen entscheidenden Einfluß gehabt, die Königin, den Prinzen und die Kinder des königlichen Hauses von England mit Verständniß der Zeit und freien menschlichen Anschauungen zu erfüllen.

Stockmar war der Bevollmächtigte des Prinzen zum Abschluß seines Heiratsvertrags, und er blieb der vertraute Hausfreund der jungen Ehe. Die Zeit von 1837 an und die nächsten Jahre nach der Vermählung wurden für ihn wieder reich an Erfahrungen über das innere Getriebe einer constitutionellen Regierung.

Sein Leben gestaltete sich nun so, daß er fast jedes Jahr während des Winters und Frühjahrs in England verweilte. Dann wohnte er im Buckinghampalast oder Schloß Windsor in unabhängiger Stellung als ein lieber verehrter Freund und Gast. Wenn der Prinz sich von den Geschäften des Tages erholen wollte, fand er Erfrischung auf Stockmars Zimmer, die königlichen Kinder betrachteten ihn wie einen freundlichen Großvater, den sie besonders gern heimsuchten, der „Baron" war die Zuflucht Derer, die um den Hof eine Klage oder einen Wunsch hatten. Der Gast lebte auch in dem Königsschlosse in seiner einfachen diäten Weise fort. Denn war auch dem alternden Herrn die Frische des Geistes und die Fröhlichkeit des Herzens im Verkehr mit Andern unverringert, so beobachtete er doch seinen eigenen Körper schon längst mit starkem Mißtrauen, und war in der Stille geneigt, sich als bedenklichen Patienten zu behandeln. So kam es wohl vor, daß er sich an die feste Tagesordnung des pünktlichsten aller Höfe nicht sorglich kehrte, und daß die Königin und ihr Gemahl einmal vergeblich auf ihn warteten, oder daß der Gast mitten während der Tafel in die Gesellschaft trat und sich gemüthlich auf seinen Platz setzte. Und wenn das Frühjahr gekommen war, dann war der alte Freund auf einmal verschwunden, weil er das Abschiednehmen durchaus nicht leiden konnte, dann fanden die Königskinder an einem Morgen sein Zimmer

leer nnd schrieben fleißig Briefe nach Koburg mit Klagen über seine Untreue und herzlichen Vorwürfen. Und schon im Sommer begannen die dringenden Bitten, er möge doch bald wieder kommen.

In dieser Weise wiederholten sich seine langen Besuche in England zwanzig Jahre durch, von 1837 bis 1857. Das letzte Werk, zu dem er dort hervorragend mitwirkte, war die Vermählung der Prinzeß Victoria mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen.

In den letzten Jahren seines Lebens, bei zunehmender Kränklichkeit konnte er sich nicht mehr entschließen, den Einladungen der englischen Königsfamilie nachzugeben und die Reise dorthin zu machen. Der Wunsch, ihm nahe zu sein, trug dazu bei, den Prinzgemahl und die Königin seitdem zu längerem Aufenthalt in Deutschland zu veranlassen. Wenn sie dann in Koburg verweilten, muthete sich der alte Herr wohl einmal einen Besuch im Schlosse zu, aber häufiger suchten die fremden Gäste ihn in seiner Wohnung auf. Und tagtäglich sah man die königliche Familie und wieder Kronprinz und Kronprinzessin von Preußen zu einem stillen Hause in einer Seitenstraße wandern, um den greisen Freund zu besuchen. Das ruhige Selbstgefühl des Privatmanns, dem diese herzlichen Huldigungen eines Königsgeschlechts dargebracht wurden, und die zarte Aufmerksamkeit der vornehmen Gäste war der natürliche Ausdruck eines festen und innigen Verhältnisses zwischen guten und tüchtigen Menschen, dessen Werth nicht am wenigsten die fürstlichen Gäste empfanden. Alles Große und Kleine, was ihnen in der Seele lag, die Sorge der Politik und die Grundrisse der neuen Farmen des Prinzen, die Erziehung der königlichen Kinder und die kleinen Freuden und Leiden des Tages wurden von der Königin, ihrem Gemahl und ihrer Familie in das treue Herz des klugen Alten gelegt, der mit verständigem Rath, warmer Beistimmung und ernster Warnung durchaus nicht zurückhielt.

Aber wie innig die Beziehungen Stockmars zu den königlichen Häusern von Belgien und England waren, er blieb ein Deutscher. Er hatte schon damals in der Blüthe seiner Jahre, als er dem Hofhalt des Prinzen Leopold vorstand, den Gedanken festgehalten, daß er sein Vaterland nicht aufgeben dürfe, und er hatte im Dienst des englischen Prinzen sich ein Familienleben in der Heimat gegründet. Immer wieder war er aus der Fremde dorthin zurückgekehrt. Seit jener Zeit hatte er das Treiben der deutschen Regierungen, die Zustände des Volkes mit warmer Theilnahme beobachtet. Für ihn freilich und seine Talente war in den Staaten der heiligen Allianz kein Raum, seine entschiedene liberale und entschieden deutsche Richtung schlossen ihn in seinem Vaterlande von jeder staatsmännischen Wirksamkeit aus.

Zu dem Vielen, was wir in den Jahren von 1815 bis 1848 von deutscher Kraft entbehrt und verloren haben, gehört auch sein reifes Urtheil und sein großer Blick. Und wenn er in Nachbarstaaten eine ungewöhnliche persönliche Einwirkung durchsetzte, auch ihm blieb versagt, als Staatsmann in verantwortlicher Stellung, als offener Parteiführer seinen Namen unter den großen Staatsacten einer deutschen Politik der Nachwelt zu hinterlassen.

Seit der Thronbesteigung König Friedrich Wilhelm des Vierten war die Hoffnung, mit welcher er die aufsteigende Volkskraft beobachtete, sehr lebendig. Das Jahr 1848 erregte in dem einundsechzigjährigen Mann wieder etwas von dem Feuergeist seiner Jugend. Er war einer der Ersten, welche aus Patriotismus und unbefangener Würdigung der vorhandenen. Staatsverhältnisse sich entschieden auf den Standpunkt stellten, welchen man seither den kleindeutschen oder preußischen genannt hat. Er hielt sich wiederholt und längere Zeit in Frankfurt auf und verkehrte dort angelegentlich mit Männern seiner Richtung. Allein schon im Frühjahr 1848 wurde ihm klar, daß nicht Frankfurt, sondern Berlin der Ort sei, wo die

große Frage zur Entscheidung kommen müsse. Schon im Juni rieth er dort dringend, die Ruhe und Ordnung wieder herzustellen, um den Boden zu einem gedeihlichen Fortgange des Verfassungswerkes zu gewinnen. Sein Rath mißfiel nach der einen Seite, und die, denen er nicht mißfiel, hatten nicht den Muth und die Energie, ihn auszuführen. Im September wiederholte er denselben Versuch mit demselben Erfolg. Er war in seiner Sorge vor der bevorstehenden Reactionskatastrophe selbst nach Berlin gereist, mit tiefbekümmertem Herzen, weil er fühlte, daß dort die wichtigsten Interessen des Vaterlandes in einem gefährlichen Spiel verdorben wurden.*)

Im Jahre 1850 wurde Stockmar durch das Vertrauen seiner Mitbürger als Abgeordneter nach Erfurt gesandt. Was er dort erfuhr von der Willensschwäche und Unklarheit der preußischen Regierung, gab ihm die Ueberzeugung, daß vor der Hand jede Hoffnung auf eine Neugestaltung Deutschlands aufgegeben werden müsse.

Vom Anfang der Bewegung hatte er dieselbe als einen ersten Anlauf ungeübter Volkskraft betrachtet. Und die eintretende Reaction, längst vorhergesagt, vermochte keinen Augenblick das hoffnungsvolle Vertrauen zu erschüttern, mit welchem er in die deutsche Zukunft blickte. Immer wußte er Muth einzusprechen, und von seiner festen Zuversicht auch in der trüben Zeit, welche jetzt folgte, Anderen mitzutheilen. „Die Deutschen sind ein gutes Volk, leicht zu regieren, und die deutschen Fürsten, die das nicht verstehen, verdienen nicht über ein solches Volk zu herrschen.“ — „Laßt euch nicht abschrecken, ihr Jüngern vermögt gar nicht zu übersehen, wie groß die Fortschritte sind, welche die Deutschen in diesem Jahrhundert zu staatlicher Einheit gemacht haben; ich habe es erfahren, ich kenne dies Volk, ihr geht einer großen Zukunft

*) Varnhagen schreibt in seinem Tagebuch vom 2. October 1848: „Der Baron v. Stockmar war hier, der englisch-koburgische Intrigant.“

entgegen, ihr werdet es erleben, ich aber nicht, dann denkt des Alten."

Sein letzter größerer Ausflug war im Herbst 1858 nach Berlin, wo er sich von dem Glück des jungen Fürstenpaares überzeugte, in das er so große Hoffnungen setzte. Seitdem verließ er seine Heimat nicht wieder und in den letzten Jahren nur selten sein Haus. Der gesellige Verkehr mit Fremden wurde ihm anstrengend, und seine Thür öffnete sich nicht mehr bereitwillig für Jedermann, außer für alte Bekannte und die Freunde des Hauses, am willigsten für die Armen von Koburg.

Diese kannten vortrefflich die steinerne Schwelle, auf der sie mit bangem Herzen die Klingel gezogen, von der sie mit leichtem Gemüth wieder auf die Straße hinabgestiegen waren. Aber für den fremden Neugierigen war nicht mit Sicherheit vorauszusagen, ob er weiter als in den Hausflur gelangen würde, und es kam wohl vor, daß zugereiste Fremde vergebens um Einlaß pochten, auch solche, welche auf ihrer Krone den geschlossenen Goldreif trugen. Er hielt sein Tagewerk für geendigt, sein Ende für nahe. Aber immer noch flammte im Verkehr mit Bekannten, wenn er irgendwie angeregt wurde, das alte Feuer seines Geistes auf; dann sprach er gern und mit großer Offenheit über die Menschen und die Erfahrungen seines reichen Lebens. Und immer erfreute dann den Hörenden die heitere Festigkeit und Größe des Urtheils, der aufleuchtende Blick und die milde Lebendigkeit des Greises. Seit dem letzten Winter wurde seine Schwäche auch für seine Freunde beunruhigend, einem Gehirnschlag folgte schnell das allmähliche Erlöschen des Lebens.

Der Mann, der unter diesen Verhältnissen lebte, hat als Politiker für uns Deutsche eine besondere Bedeutung; denn er war nach seiner ganzen Auffassung von Staat und Volk der erste und älteste Staatsmann desjenigen Liberalismus, welchen jetzt die nationale Partei vertritt. Es war sein und unser Schicksal, daß er den besten Theil seines Lebens im Dienste nachbar-

licher Königshäuser zu wirken hatte. Aber er, der Beamte und Rathgeber der Souveräne, empfand, handelte und lehrte sein Leben lang nach dem Grundsatz, wie die höchste und einzige Berechtigung der Herrscher und Dynastien darin zu finden sei, daß sie achtungsvoll und bescheiden den besten Interessen ihrer Völker zu dienen wüßten. Diese edle Lehre prägte er tief in das Leben zweier großen Fürstenfamilien, deren Politik mit denen seines Vaterlandes so eng verbunden ist. Dieselbe tiefsinnige und spähende Betrachtung alles menschlichen Werdens, welche unserer deutschen Wissenschaft das freie Selbstgefühl gegeben hat, welche jetzt unser ganzes Leben erhebt und adelt, sie wurde zuerst von ihm mit Bewußtsein auf die praktische Politik und die Geschäfte angewandt. Er war in diesem Sinne ein deutscher Idealist, und er war stolz darauf. Aber er war nichts weniger als ein Doctrinär. Vielleicht Niemand seiner Altersgenossen hat eine so ausgezeichnete Kenntniß der Personen und der geheimen Geschichte unserer letzten fünfzig Jahre besessen, Wenige haben so unbefangen und scharf die Beschränktheit der Individuen, die Unvollkommenheit alles Gewordenen zu verstehen gewußt. Es war nie seine Art, von Menschen und Zuständen das Unmögliche zu verlangen; auch für das Mögliche brachte er die menschliche Unvollkommenheit sehr reichlich in Rechnung. Unläugbar war in seinem Wesen etwas, was ihn zum Politiker einer geschlossenen Partei nicht geeignet machte. Ihm war Bedürfniß, sich vor allem Werdenden auf den höchsten und freiesten Standpunkt zu setzen, für die schwankenden Zielpunkte der Parteien hatte er wenigstens in der Stille seines Greisenalters nicht mehr die Resignation und Bestimmbarkeit, die einem thätigen Führer nothwendig sind. Er hatte oft die Beschränkung und den Wechsel der Tagesstimmungen kennen gelernt, und er war vorzugsweise in der Lage gewesen, über die einzelnen Kämpfe hinüber auf die Wirkungen derselben für das Ganze zu blicken. Er hatte endlich sein ganzes Leben hindurch nur selten, weder in

Belgien noch in England, mitten in dem Kampfe der Parteien gestanden, sondern er war an die freie Stellung gewöhnt, die dem Fürsten selbst ziemt, mit klarem Urtheil die Zielpunkte und Kräfte jeder einzelnen Richtung zu verstehen, vielleicht zu übersehen. Aber er war durchaus nicht so geartet, daß er die Parteien mit der Unbefangenheit eines Anatomen betrachtet hätte, sein ganzes warmes Herz, alle Ueberzeugungen eines reichen Lebens stellten ihn auf die Seite der Liberalen, und in seinen Forderungen, die er an ihre Politik stellte, war auch in den letzten Lebensjahren nichts von dem Zaudern und der Bedenklichkeit zu erkennen, welche sich dem höheren Alter häufig anhängen, und was er für sie wollte und rieth, war sehr entschlossen und energisch. In diesem Sinne darf man mit voller Berechtigung sagen, daß wir in ihm den erfahrensten Staatsmann der Volkspartei verloren haben.

Aber noch größer wird sein Verlust Allen erscheinen, die das vortreffliche Gefüge seines Geistes aus eigener Beobachtung kennen gelernt haben. Das einfache, wahrhafte und sichere Wesen, ein Urtheil, das immer sowohl gerecht als fest war, in Geschäften die unzerstörbare Energie, Sicherheit und Frische eines wohlgeordneten Denkens und Wollens.

Geradsinnig, anspruchslos und doch mit Selbstgefühl trat er Fremden gegenüber. Wo er vertraute, theilte er sich mit größter Offenheit mit. Vor Allem, was Schein hieß und hohler Anspruch, hatte er eine tiefinnere Abneigung, und davor konnte er wohl einmal seine milde Heiterkeit verlieren und kurz und ungeberdig abweisen. Vorzüglich aus diesem Grunde war ihm Metternich recht von Herzen zuwider; er hatte mit scharfem Blick die innere Leerheit dieses Mannes „der kleinen Mittel“ erkannt, und er empfand mit patriotischem Haß die Schmach, welche auf den deutschen Namen dadurch gebracht wurde, daß ein so beschränkter Geist sich als Leiter der deutschen Politik durch ein Menschenalter behaupten konnte. Und diese Wahrhaftigkeit war in ihm mit einer rücksichtslosen Aufrichtigkeit

verbunden, welche da, wo es galt, jede mildernde Hilfe verschmähte, vorzüglich im Verkehr mit den Großen der Erde, deren Unglück ist, daß ihnen selbst die Wahrheit fast immer mit vorsichtiger Schonung versetzt wird. Es fehlt nicht an Anekdoten, welche solche Urtheile von ihm, die von Angesicht zu Angesicht gesagt wurden, aufbewahren. Die feste und kühle Weise, womit er in diesen Fällen seine Ueberzeugung den Andern entgegenzustellen wußte, wirkte in der Regel unwiderstehlich; es war gegen ihn nichts zu machen, auch der Gegner fügte sich der Ueberlegenheit und Stärke seines Geistes.

Die Art, wie er seine Unabhängigkeit bewahrte, seinen Rath nie aufdrängte, sich erst suchen ließ, dann aber ein völliges, sicheres Urtheil und durchaus praktische Vorschläge zu geben wußte, das war wahrhaft bewundernswerth. Er verstand wie wenige die Kunst, seine Ideen und Vorschläge in die Seelen Anderer zu leiten, und beobachtete gern, wie in Anderen lebendig wurde und durch sie zur Ausführung kam, was er für sie ersonnen hatte. Wenn einmal vorkam, daß die Maßnahmen, welche er gewollt hatte, von denen, welchen die Ausführung zufiel, gegen ihn selbst als ihre eigenen Ideen geltend gemacht wurden, dann hatte er so seine besondere stille ironische Freude. Vermöchten wir, das Geflecht der leitenden Gedanken, Interessen und Leidenschaften, aus welchen zuletzt auf dem politischen Webstuhl die fertigen Thatsachen entfallen, immer vollständig zu übersehen, wir würden wahrscheinlich bei den meisten großen Actionen, welche von 1831 bis 1863 in Mitteleuropa die Gegenwart vorbereiteten, den guten Einfluß Stockmars erkennen.

Das letzte Geheimniß seines Werthes aber und des Einflusses, den er auf Andere erlangte, lag nicht in der vortrefflichen Grundlage, auf welcher seine politische Praxis beruhte, nicht in der Feinheit und Schärfe seines Blicks, sondern in seinem Gemüth. Daß er ein guter Mensch war mit einem Herzen voll Liebe, dabei von einer fröhlichen Lebenskraft, welche

Anderen sympathetisch von der eigenen Wärme mitzutheilen wußte, das machte ihn Allen unentbehrlich, mit denen er in nähere Verbindung gekommen war. Klar und rein spiegelte sich die Welt in seinem Herzen, alles Gute und Tüchtige erfaßte er mit herzlicher Freude. Die socialen Leiden eines Volkes, die Gefahren, welche der Seele eines Fürsten drohen, und die Sorgen eines kleinen Handwerkers empfand er mit einem menschlichen Antheil, welcher bei ihm immer thatkräftigen Entschluß zur Folge hatte. Und seine Art wohlzuthun darf das Verdienst beanspruchen, daß sie nicht nur in reichem Maße und in der zweckmäßigsten Weise wirkte, auch mit einer Discretion, welche die linke Hand nicht wissen ließ, was die rechte that.

Wenn er in den letzten Lebensjahren nicht ohne Hypochondrie die Abnahme seiner Kräfte beobachtete, so war doch bis an die Grenze seiner Tage nie eine trübe Auffassung des Lebens an ihm sichtbar, sobald es die großen und kleinen Angelegenheiten Anderer galt. Die Hingabe seines Gemüthes war unverwüstlich, und die Theilnahme an Freude und Leid des Volkes, an Freude und Leid der Einzelnen, blieb ihm, bis die Dämmerung der Nacht sein Bewußtsein überschattete und bis sein Herz still stand.

So war sein Thun auf Erden. Aber auch durch sein tüchtiges, erfolgreiches und nach vieler Richtung glückliches Dasein zieht sich etwas von dem alten tragischen Geschick, welches fast in jedes bedeutende Leben irgend einen trüben Schatten wirft. Ihm blieb, solange er athmete, ja noch jetzt bleibt seinen Freunden versagt, an allen einzelnen Thaten seiner öffentlichen Laufbahn den Zeitgenossen zu erweisen, was er war und was er gewirkt hat. Nur in wenigen Fällen kam er in die Lage eines Ministers oder Volksführers, der, was er thut, auch vor dem Urtheil des Volkes und der Geschichte selbst vertritt. Während der bedeutendsten Periode seines Lebens war seine Bestimmung, ein stiller Leiter und Rathgeber zu sein. Die We-

nigen, welche in die großen Geschäfte der Zeit eingeweiht waren, wußten wohl seinen Werth zu würdigen. Für jeden, der außerhalb stand, ja für die Nationen selbst, an deren Glück er arbeitete, war seine Thätigkeit eine undeutliche. Und er, der bei aller Haltung eines Geschäftsmannes von kleiner Geheimnißkrämerei am wenigsten besaß, mußte ertragen, daß er zuweilen Fremden in dem Lichte einer geheimnißvollen Existenz erschien. Auch ihm selbst war sehr klar, daß der vielumfassenden Arbeit seines Lebens eine Beschränkung auferlegt war, nicht die kleinste für ein stolzes Männerherz, die Beschränkung, daß er für sich selbst Verzicht leistete auf den Ruhm für Vieles, was er durchsetzte. Auch nach dieser Richtung hat er mit heiterer Selbstverläugnung sich und seine persönliche Existenz Anderen zum Opfer gebracht. Nie ist seinem Verdienst der Lohn geworden, welcher dem Staatsmann im Amte nach gelungenem Werk durch den Dank der Zeitgenossen und die Anerkennung des Geschichtschreibers gespendet wird. Und man meine nicht, daß dies Anonyme seiner Thätigkeit zuletzt doch seine eigene Wahl gewesen ist. Welche andere Rolle blieb ihm übrig? Er war in England, in Belgien, sogar in Preußen ein Fremder. Seine ganze großartige Wirksamkeit wurde allein dadurch möglich, daß er den Ansprüchen und dem Ehrgeiz der Anderen niemals als Rival in den Weg trat. Wie vermochte ein Deutscher, ein Liberaler aus bürgerlichen Kreisen, der nur auf sich selbst stand, durch amtliche Stellung Einfluß zu gewinnen in einer Zeit, in welcher die Regierung des größten deutschen Staates selbst fast ganz ohne Einfluß auf die Geschichte Europas war.

Wohl vertrauen wir, daß eine Zeit kommen wird, in welcher die politische Bedeutung des Toten durch eingehende Darstellung seiner Thätigkeit in den großen Ereignissen der letzten funfzig Jahre verständlich werden wird. Der kurze Umriß seines Lebens aber, welcher hier gegeben wird, soll nur den Zweck haben, das Bild des Mannes, wie es bei persönlicher Bekanntschaft wirkte, lebendig zu machen.

Die tiefen Eindrücke einer Zeit der Schmach und einer Zeit der Erhebung bildeten seine Jugend. Das unruhige Wandern, welches damals über die Deutschen gekommen war, und das plötzliche Einbrechen neuer Interessen in die Ordnung des einzelnen Lebens sind ihm auch für die spätere Zeit geblieben, ein schnelles Orientiren, der Wechsel der Geschäfte, das Hin- und Herreisen. Während der langen Reactionszeit, welche den Freiheitskriegen folgte, wurde dieser Deutsche im Auslande zu einem Geschäftsmanne im großen Stil, zum Diplomaten und Politiker. Gegenüber der öden und herzlosen Politik des Metternich'schen Systems entwickelte sich in der Seele eines deutschen Bürgerkindes eine freie und hohe Auffassung von dem Leben des Volkes, von den Pflichten des Fürsten und des Staatsmannes. In solcher Gesinnung half er einen Staat gründen und Fürsten bilden.

Wo er die Interessen eines Fürstenhauses wahrnahm, hat er dies immer in solchem Sinne gethan, daß er dadurch die höchsten Interessen der Nationen förderte. Niemand hat mit mehr Treue und Hingebung dem Vortheil Höherer gedient und Niemand hat als Dienender seinen Fürsten sicherer gegenübergestanden als er. Er verstand das Geheimniß, im Herrendienst ein freier Mann zu bleiben, und das größere Geheimniß, solche, denen er sein Leben gewidmet hatte, fester, stärker, besser zu machen. Und die letzte Grundlage seiner Kraft und Klugheit war, daß er mit tiefer Ehrfurcht auf die göttliche Vernunft blickte, welche sich in dem Geist und Herzen der Nation offenbart.

Ernst Baron von Stockmar.

Von dem Vater ging Vieles auf den ältesten Sohn Ernst über. Der ungewöhnliche Scharfblick und die Unbefangenheit in Beurtheilung größerer Verhältnisse und Charaktere, die Redlichkeit und Zuverlässigkeit, und bei großer Schärfe des Verstandes ein warmes und den Freunden treues Gemüth. Auch ein zarter Leib mit einer Anlage zur Kränklichkeit, welche oft in den Familien der Gelehrten und Beamten aus dem achtzehnten Jahrhundert gefunden wird. Was bei solchem Erbe sich in dem Sohn durch seine Eigenart und den Verlauf des Lebens anders als beim Vater entwickelte, versucht diese kurze Lebensskizze wenigstens anzudeuten.

Ernst von Stockmar wurde 1823 als erstes Kind zu Koburg geboren. In dem Elternhause mußte er den Vater entbehren, der damals Hofmarschall des Prinzen Leopold von Koburg und fast immer abwesend war. Zuerst von der Mutter, dann in einer Anstalt und durch Privatunterricht erzogen, ward er 15 Jahre alt zu seinem Oheim nach Paris gesandt, um die französische Sprache gründlich zu erlernen. Dort wurde der deutsche Knabe im College de Bourbon seiner Zeit Primus, er beobachtete mit klugen Augen im Salon des Oheims fremde Männer und das französische Wesen, wurde auch dem König Louis Philipp zu Neuilly genannt und von diesem freundlich begrüßt. Ein Jahr darauf kam er in die Prima des Gymnasiums von Gotha. Dort fühlte er sich sehr wohl, lernte tüchtig und gewann in dieser Zeit den Thüringer Wald so lieb, daß er bis an sein Lebensende gern zu ihm zurückkehrte. Nach einer glänzenden Abgangsprüfung wurde er gegen seine Neigung von dem Vater, der ererbten Landbesitz hatte, auf ein Jahr in die landwirthschaftliche Lehranstalt zu Hohenheim gegeben. Von dort ging er nach Berlin, studirte fleißig Jura, trat in

den preußischen Justizdienst und arbeitete bis 1848 als Referendar auf dem Berliner Stadtgericht. Aber wieder setzte ihn der Vater in neue Verhältnisse, er ließ ihn zur Diplomatie übertreten und unter Bunsen der preußischen Gesandtschaft in London zuordnen. Auch dieser Wechsel war nicht nach seinem Herzen. Die fremde Lebensweise und was er dort von preußischer Politik erlebte, machten ihn, obgleich sein Chef ihm hohes Lob gab, so schwermüthig, daß er nach zwei Jahren den Vater bat ihn loszulassen, er wolle nicht Politiker, sondern Gelehrter werden. Dieser flehentlichen Bitte gab der Vater nach. Ernst ging nach Jena, dort wurde er Doctor und Privatdocent und hielt von 1852 bis 1856 juristische Vorlesungen, zumeist aus dem Staats- und Völkerrecht. Der junge ernste Gelehrte, dem man wohl ansah, daß er in der großen Welt gelebt hatte, wurde von den Studenten gern gehört. Er war in dieser Zeit sehr fleißig, schrieb einzelne Aufsätze und juristische Recensionen, und ihm stand eine gute Laufbahn als Gelehrter bevor. Aber 1856 mußte er wieder auf den Wunsch des Vaters die Universität aufgeben, um eine Stellung im Hofhalt der Prinzeß Victoria einzunehmen, deren Vermählung mit dem Sohne des Prinzen von Preußen bevorstand. Deshalb ging er mit dem Vater nach England, von dort für einige Zeit an den Hof des Prinzen und der Prinzeß von Preußen, Anfang 1858 kam er als Privatsekretär der Prinzessin Victoria mit den neuvermählten jungen Herrschaften in Berlin an. In diesem Amte wurde er Kammerherr und blieb darin bis 1864.

Aber sein Leben, das so hoffnungsvoll aufgegangen und so zweckvoll geformt war, wurde durch eine Krankheit verstört, die ihn allmählich zwang seine dienstliche Stellung aufzugeben und sich auf sein Haus zurückzuziehen, und die ihn Schritt für Schritt mehr von der Welt isolirte.

Schon im Jahre 1852 hatten sich Erscheinungen gezeigt, die er für ein beginnendes Leiden des Rückenmarks hielt. Zehn

Jahre suchte er dasselbe vor Andern zu bergen. Seit 1862 hielt er selbst zuweilen seinen Zustand für hoffnungslos, glaubte an frühen Tod und bereitete sich dazu vor. Im Jahre 1864 mußte er der Krankheit wegen seine Stellung bei den kronprinzlichen Herrschaften aufgeben. Doch machte das Leiden langsame Fortschritte, und seine Freunde durften bei dem Wechsel seines Befindens zuweilen auf seine Genesung hoffen.

Aber alle Kunst der Aerzte, alle Kurorte, in denen er von der Natur Heilung hoffte, erwiesen sich als machtlos. Endlich gab er es auf, die Aerzte um Rath zu fragen. Noch 22 Jahre, nachdem er in das Privatleben zurückgekehrt war, trug er das Leiden, zuletzt an den Beinen gelähmt, auf den Rollstuhl beschränkt, aus dem er sich ohne fremde Hilfe nicht mehr erheben konnte.

Doch seltsam, diese Jahrzehnte der Krankheit waren für sein Gemüthsleben die glücklichsten; denn schon erkrankt, 46 Jahre alt, gewann er seine Gattin. Sie war seine erste und einzige Jugendliebe gewesen, er hatte sie, die eine Freundin seiner Schwester war, kennen gelernt, als er noch keine selbständige Stellung besaß, damals hatte er sich in seiner stolzen Schüchternheit nicht getraut seine Neigung zu erklären. Aber er bewahrte still seine Liebe, und als sie im Jahre 1867 Witwe geworden war, wagte er ihr seine Hand anzubieten. Das Werben freilich hat er sich und der Geliebten so schwer als möglich gemacht und ihr deutlich vorgestellt, welch Opfer sie ihm bringe, und daß sie bei ihm immer Krankenwärterin sein würde. Er fand in ihr eine treue Pflegerin und Vertraute, eine liebenswerthe Frau, deren seltene Anmuth und heitere Laune sein Krankenzimmer verschönte. Sie lernte schnell ihm bei seinen Arbeiten helfen und er führte sie in seine Geisteswelt ein. Der Umgang mit ihr ersetzte ihm immer völliger die übrige Welt, von der er ausgeschlossen war. Durch 17 Jahre war sie Glück und Freude seines Daseins und ihren Namen auf den Lippen ist er gestorben.

Sein Wissen war sicher und umfangreich. Seit früher Jugend ein eifriger Leser hat er bis zu seinem Tode nichts Wesentliches von neuen Erscheinungen der Literatur, vom Roman an bis zur Philosophie, aus dem weiten Gebiet der Sprachwissenschaft, in späteren Jahren auch aus dem der Naturwissenschaften unbeachtet gelassen. Er hatte ein vortreffliches Gedächtniß, eine große Bibliothek und war für seine Bekannten eine wahre Fundgrube aller wissenswerthen Dinge. Als Schriftsteller machte er sich in seiner Gewissenhaftigkeit und einem gewissen Mangel an Selbstvertrauen die Arbeit schwer, aber Alles, was er von seinem Schreibtisch aussandte, war gründlich durchdacht, von bewundernswerther Klarheit, Einfachheit und Kürze des Ausdrucks. So war auch der Stil seiner Briefe. Schon zu Jena schrieb er juristische Aufsätze und Recensionen in die Hinrichs'sche Zeitschrift und einen kleinen Essay über Washington. Später einiges Historische aus der französischen Revolutionszeit in Sybel's Vierteljahrschrift und in „Nord und Süd". Ferner ist von ihm eine anonyme Schrift über den französischen Staatsstreich von 1852. Sein Hauptwerk aber sind die „Denkwürdigkeiten" seines Vaters.

Lange hatten die persönlichen Bekannten der Stockmar das Buch ersehnt. Es war unleidlich, daß einer unserer tüchtigsten Männer aus öder Zeit noch über den Tod hinaus verkannt und in Mißachtung abgefertigt werden sollte. Hatte er sich, da er lebte, für Andere geopfert, so sollte doch wenigstens die Nachwelt wissen, was er werth war. Und ferner, was er geholfen hat in Belgien, in England, was er gewollt hat für Deutschland vor 1848 und nachher, das wurde den Deutschen auch darum wissenswerth, weil es geeignet ist, uns ein bescheidenes Selbstgefühl zu kräftigen. Er war einer von uns, eine originelle Verkörperung unserer Volkskraft während einer Periode, in welcher wir wahrhaftig keinen Ueberfluß an Politikern mit großem Urtheil hatten. Endlich mußte auch die Geschichtschreibung auf ihrem Recht bestehen, von dem zu er=

fahren, was er gewußt und gethan hat. Gerade er, wahrhaft, scharfsichtig und unbefangen, der in Kreisen, die sich spröde gegen die Oeffentlichkeit abschließen, so heimisch war wie wenig Andere, vermag nicht selten als der einzige sichere Zeuge gegen Unwahrheiten, gegen Blendwerk und Phrasen zu helfen, welche dem modernen Geschichtschreiber das Urtheil weit häufiger beirren, als seine gläubigen Leser für möglich halten.

Ernst war der Vertraute des Vaters, im Besitz der hinterlassenen Aufzeichnungen, Correspondenzen und Actenstücke, mit Personen und Geschäften, welche in die letzte Zeit seines Vaters fallen, genau bekannt. Allerdings waren dem Sohne manche Rücksichten gegen Lebende auferlegt, und das Werk lüftet nicht ganz den Schleier, welcher die Thätigkeit des Vaters den Zeitgenossen verhüllte. Mit großer Bescheidenheit ist auch der Sohn bemüht, seinen Antheil an dem Buche mehr zu verstecken als herauszuheben. Wer aber näher zusieht, erkennt überall seine leitende Hand, nicht nur in der Auswahl dessen, was aus dem Nachlasse mitgetheilt wird, auch aus dem ergänzenden, die Einzelheiten verbindenden Bericht und zuweilen aus seinem Urtheil, wenn er auch seinerseits die Kunst der Stockmar, Andere für sich sagen zu lassen, was sie selbst inspirirt haben und am besten darstellen könnten, mit unablässiger Entsagung zu üben weiß. Der reiche Inhalt des Werkes sei in Kürze aufgezählt. Auf eine biographische Skizze folgt: Prinzeß Charlotte von England und ihre Schicksale, Geburt der Königin Victoria, die griechische Throncandidatur des Prinzen Leopold, Wellington von 1829—1852, Polignacs Plan zur Umgestaltung der Karte von Europa 1829, die Gründung des belgischen Staates und König Leopolds Stellung zu England, Englische Politik von 1830—1834, das Lager von Kalisch 1835, Vermählung der Donna Maria von Portugal 1835 bis 1836, Thronbesteigung der Königin Victoria und Vermählung mit dem Prinzen Albert; aus den Jahren 1841 bis 1846, die spanischen Heiraten von 1840—1847, die deutschen

Angelegenheiten 1848 und die folgenden Jahre, die orientalische Verwicklung 1852—1856; aus den letzten Lebensjahren Stockmar's bis 1863. Dazu als Anhang zwei politische Aufsätze Stockmar's: „die erste Kammer in der constitutionellen Monarchie" und „über den Verfassungseid des Heeres".

Die einzelnen Abschnitte, im Ganzen nach der Zeitfolge geordnet, sind von ungleichem politischen Interesse, sie umfassen weder die ganze Thätigkeit des Verstorbenen, noch ist immer seine Betheiligung in den Vordergrund gestellt, aber sie sind mit großem Geschick gewählt, um das allmähliche Werden der wichtigsten politischen Ereignisse in jener Periode zu zeigen und die betheiligten Personen und Verhältnisse durch das Urtheil eines Mithandelnden zu charakterisiren. Nach dieser Richtung ist das Werk eine Geschichtsquelle ersten Ranges, welches eine Fülle von unbekannten Thatsachen bietet und durch die kurze schlagende Charakteristik zahlreicher Fürsten und Staatsmänner auch dem wißbegierigen Leser lehrreich wird. Es überrascht, wie oft die Schilderung, welche Stockmar der Vater während einer Action von den Betheiligten gibt, mit dem übereinstimmt, was die spätere Folgezeit an ihnen erwiesen hat. Hier sei nur an das erinnert, was über Wellington und Kaiser Nicolaus gesagt wird. Für Alle, welche nicht selbst in großen Staatsgeschäften arbeiten, hat das Werk noch einen besonderen Reiz. Es lehrt an einer Reihe von Beispielen, wie in der Politik wichtige Geschäfte zu Stande kommen, während die daran Betheiligten schieben und geschoben werden, während Leidenschaften und kühle Berechnung zusammenwirken und hindern, und wie zuletzt doch das Richtige trotz vieler Querzüge der Individuen mit einer gewissen Naturnothwendigkeit sich geltend macht.

Was wir etwa noch an dem Werke zu wünschen haben, wäre nur größere Vollständigkeit und Reichlichkeit in Darstellung der werdenden Dinge, in Schilderung der handelnden Personen. Der Leser hat die Empfindung, daß er immer die

Wahrheit, zuweilen neue und überraschende Wahrheit erhält, daß aber der Herausgeber nicht selten mehr weiß als er sagt. Ernst arbeitete nach fast überreichem Material und bedauerte bei der Abfassung oft, daß er das Interessanteste nicht habe sagen können. Während aber das Publicum die vorsichtige Haltung manchmal mit einem gewissen Bedauern empfand, hegten manche Betheiligte, namentlich hohe Persönlichkeiten, die Meinung, in dem Werke sei schon allzuviel den Lesern gegönnt. Denn ungern sehen die Mächtigen der Erde sich selbst und die Charaktere ihrer Standesgenossen öffentlich beurtheilt. Und wie sie sehr geneigt sind, die großen Angelegenheiten des Staates als ihre persönlichen Interessen aufzufassen, möchten sie auch für jede fürstliche Arbeit das Recht in Anspruch nehmen, über jeder Kritik zu stehen.

Die Engländer waren befremdet erst jetzt zu erfahren, daß ein Ausländer zuweilen die Entschlüsse ihrer Königin geleitet und thatsächlich großen Einfluß auf die Politik ihres Staates gehabt hatte, die Orleans und ihr Anhang vermerkten übel, daß in dem Buche die spanischen Heiraten zum ersten Mal richtig erzählt und die Unwahrheiten und Treulosigkeiten Louis Philipps und Guizots aufgedeckt wurden. Aber diese und andere Mißklänge in hohen Kreisen ließen den Verfasser sehr ruhig; er hatte beim Schreiben lange gewissenhaft erwogen, und nach dem Druck gab er wenig auf die Kritik der Verletzten.

Wem das Bild des verstorbenen Staatsmannes aus dem Werke seines Sohnes als das eines bedeutenden Mannes entgegentritt, der möge auch daran denken, daß die schwierige Thätigkeit eines geheimen, nicht amtlichen Berathers der Könige nur ausnahmsweise und unter ganz besonderen Umständen ersprießlich sein kann. Nicht Jedem sichert die Freiheit von Verantwortung und der sichere Standpunkt, welcher sich außerhalb der Geschäfte leichter bewahrt, auch das bessere Urtheil. Wer von den Conflicten, den Sorgen, Abspannungen und Versuchungen, welche die Macht bereitet, und von den Be=

schränkungen, welche Verantwortung und die Nothwendigkeit einer gewissen Popularität auflegen, völlig befreit ist, der wird leicht von den Rücksichten, durch welche das Amt gewonnen und bewahrt wird, zu gering denken und mit Ungeduld seine idealere und höhere Auffassung geltend machen. Als der besondere Zug des älteren Stockmar erscheint in dem Werke des Sohnes nicht, daß er den Fürsten, welche ihm vertrauten, große Auffassungen und leitende Gesichtspunkte zu geben wußte, sondern vielmehr die Thatsache, daß er, wo ihm nicht entschiedene persönliche Unwürdigkeit gegenüber stand, immer mit den Staatsmännern im Amt als mit politischen Freunden verkehrte, daß er überall ihr persönliches Vertrauen zu gewinnen und zu bewahren wußte, und daß sie so gern wie ihre Herren, neidlos und in fester Ueberzeugung von seiner Uneigennützigkeit um seinen Rath und seine Hilfe warben. Darin liegt in der That das eigentliche Geheimniß seiner umfangreichen Wirksamkeit. Er vermochte nur darum ein guter Berather der Fürsten zu werden, weil er zugleich ein treuer politischer Freund der Männer war, welche durch ihre amtliche Stellung das Recht hatten, das Vertrauen der Fürsten zu beanspruchen. Mit welcher Ueberlegenheit er in der Stille Manchen von ihnen beurtheilte, erfahren wir aus seinem Nachlaß durch den Sohn. Daß er trotz dieser inneren Kritik immer durchaus loyal, ehrlich und in freundlicher Gesinnung mit ihnen verkehrte, das war seine Größe.

In den letzten zwölf Lebensjahren beschäftigte sich Ernst mit einem Werk über die französische Revolution. Einige Episoden daraus sind in Zeitschriften veröffentlicht, das Uebrige liegt bis auf wenige Kapitel fast druckfertig in seinem Nachlaß, und es ist sehr zu wünschen, daß die Veröffentlichung uns nicht vorenthalten bleibe. Er arbeitete, wie sich bei seinem Wesen voraussetzen läßt, sehr sorgfältig und deshalb auch langsam. In Wahrheit schrieb er zunächst für sich selbst um sich zu beschäftigen und für die

geliebte Frau. Es hat ihm nie viel daran gelegen sich gedruckt zu sehn.

Er war ein treuer Freund, der fest zu Denen hielt, die er einmal in sein Herz aufgenommen hatte, ein eifriger und pünktlicher Briefschreiber, obgleich ihm in den letzten Jahren das Schreiben schwer fiel. Unter seinen nähern Bekannten waren viele, welche an den großen Geschäften der europäischen Staaten Theil hatten, er erfuhr durch sie Manches von schwebenden Verhandlungen, aber verschwiegen wie das Grab empfing er alle vertraulichen Mittheilungen, politische und Privat-Geheimnisse.

Seinen nähern Freunden gegenüber war er offen, herzlich, dankbar für jeden Freundesbeweis und in der Unterhaltung anerkennend und geduldig vor jeder Eigenthümlichkeit, aber in großer Gesellschaft bewegte er sich auch in seinen gesunden Tagen nur ungern. Obgleich er im Verkehr des Hofes die beste Haltung hatte, so mangelte ihm doch völlig der Ehrgeiz, eine Rolle im öffentlichen Leben zu spielen, ganz abgesehn von seiner Krankheit. Auch darin behielt er etwas vom deutschen Stubengelehrten, daß er nicht über sich gewinnen konnte, mit anspruchsvollen Menschen, die ihm unangenehm waren, zuvorkommend zu verkehren.

Wo er nicht besonders achtete, und wo er gar bei dem Andern die Absicht merkte ihn auszuholen, konnte er sehr steif und frostig sein und er hat manchen Hofmann und vornehmen Diplomaten durch eisige Kälte zur Thür hinausgetrieben. Leichte Salonunterhaltung war gar nicht nach seinem Sinn. Er schwieg und ließ das Gespräch einschlafen. Nur eine Ausnahme machte sein gutes Herz gegen alte Damen. Diese, die oft hilfsbedürftig waren, hörte er stets mit großer Geduld an, half und tröstete. Edle, wahrhaft vornehme Frauennaturen zogen ihn stark an und unter ihnen hatte er treue Freundinnen.

Besonders charakteristisch war sein Verkehr mit den ihm näher bekannten Fürstlichkeiten: den englischen, belgischen, badi-

schen und hessischen Herrschaften. Die intimsten Beziehungen hatte er natürlich zum Kronprinzen und zur Kronprinzeß. Diese besuchten ihn häufig zusammen, meist am Sonntag Abend und besprachen mit ihm häusliche und politische Ereignisse, aber auch literarische Fragen und neue Werke. Dem hohen Besuch gegenüber gab er sich völlig unbefangen als Wirth, hörte meist nur zu, um ihnen die Erleichterung zu bereiten, welche in der Mittheilung an einen vertrauten Mann liegt. Nie ertheilte er einen Rath, wenn dieser nicht verlangt wurde, und politische Erörterungen hat er immer nach Möglichkeit vermieden. Wurde aber seine Ansicht gefordert, so gab er diese mit voller Offenheit und Festigkeit und mit der gedrängten Klarheit, die für sein ganzes Wesen charakteristisch war, und er hat sich reichlich das wahre Urtheil verdient: „so vielwissend und gescheidt wie Ernst Stockmar gibt es nur Wenige, aber so rückhaltlos, wahr und offen keinen Zweiten, und es ist dies die Quelle seiner Kraft und seines Einflusses.“ Ernst hatte große Anhänglichkeit nicht nur für die geliebte Kronprinzeß, auch für den Kronprinzen, der ihm nach und nach ans Herz gewachsen war, und diese Gefühle wurden von dem hohen Herrn voll erwiedert. Auch gegen die Kaiserin, der er namentlich in den letzten Jahren Vertrauliches besorgte, hegte er große Verehrung und dem Augustenburgischen Hause war er warm zugethan und noch bei der letzten erfreulichen Vermählung ein Vertrauter.

Will man das lautere stille Wesen dieses ungewöhnlichen Mannes gegen das seines Vaters halten, so wird man neben der großen Aehnlichkeit auch den Gegensatz erkennen, der zwischen Vater und Sohn in einem emporsteigenden Geschlecht häufig zu finden ist. Der Vater thatkräftiger, mehr auf Kampf und Erwerb — für Andere — gestellt, der Sohn kritischer, beschaulicher, vorsichtiger; der erstere ein erfindungsreicher Politiker, der andere ein abwägender Gelehrter, der Vater von seltener Gewandtheit und noch seltenerer Redlichkeit in den

schwierigsten Geschäften, der Sohn von einer ganz einzigen Klarheit und Sicherheit des Urtheils, von einer wahrhaft erhabenen Reinheit in Gefühlen, Gedanken, Verhalten, dazu langsam und vielbedenkend, wo sein Wollen gefordert wurde. Beide treue, warmherzige deutsche Männer.

Moriz Haupt.

Gern geben wir uns dem frohen Glauben hin, daß eine große Nation von aufsteigender Lebenskraft in jeder Zeit die Talente und Charaktere hervorzubringen vermöge, welche ihr nach dem Zuge der Zeit für ihre Fortentwickelung gerade nothwendig sind. Dennoch fühlen wir mit gutem Grunde bei dem Tode jedes Zeitgenossen, der auf irgend einem Gebiet des praktischen oder idealen Lebens als Herr gewaltet hat, daß sein Verlust unersetzlich ist. Denn seine ererbte Anlage, viele Elemente seiner Bildung, der Idealismus seiner Jugend, alle Lebensbedingungen, aus denen Geist und Charakter sich entfalten, formten ihn zur Einheit während einer Zeit, welche uns für immer vergangen ist. Und zuweilen werden wir besonders schmerzlich daran gemahnt, daß jede vergangene Zeit, nahe wie ferne, den Seelen und Charakteren, welche aus ihr stammen, eine fremdartige Schönheit und Größe und ein eigenthümliches Gepräge zutheilt, welches in keiner Folge wieder auf Erden erscheint. Dieser Gedanke hat Vielen das Herz bewegt, welche im Sturm und Schneeschauer des 8. Februar 1874 zu Berlin den Mann zur letzten Ruhestätte begleiteten, der einer unserer größten Gelehrten gewesen ist, stolz, hochsinnig und in seinem Kreise gewaltig wie wenige.

Moriz Haupt wurde den 27. Juli 1808 zu Zittau geboren. Sein Vater Ernst Friedrich, durch lange Jahre Bürgermeister von Zittau, ist der Held jener Jugenderinnerungen, welche in:

„Bilder aus der deutschen Vergangenheit Band IV" gedruckt sind und einen fesselnden Einblick in ein ernstes, sittenstrenges und doch sehr weiches Jünglingsgemüth gewähren, wie es am Ende des vorigen Jahrhunderts für das gebildete Bürgerthum charakteristisch war. In Vielem wurde der Sohn Moriz seinem Vater ähnlich, er erhielt dasselbe reine, gehobene, schwerflüssige Wesen, welches sich selbst nie genug thun konnte, die Heftigkeit und Gewalt in Liebe und Abneigung, die selbstlose Uneigennützigkeit. Aber was dem Vater nur Wunsch und Sehnsucht geblieben war, das wurde dem glücklicheren Sohne zu Theil: der Beruf eines Gelehrten enthob sein Leben den peinlichen Kämpfen und der Resignation, durch welche der Vater in städtischen Wirren seit dem Jahre 1830 verdüstert wurde. Die Lehrjahre des jungen Gelehrten fielen in die Zeit, in welcher die Philologie und Alterthumswissenschaft in Deutschland ihren Zugehörigen wohl ein frohes Herrengefühl zu geben vermochte. Der Kritik waren seit Wolf's Untersuchungen über die Entstehung der Homerischen Gedichte ganz neue großartige Aufgaben gestellt, die Genußfähigkeit und das Verständniß des Schönen hatten sich seit Winckelmann mit ganz neuen Schwingen gehoben, Goethe und Schiller waren um die Wette bemüht gewesen, der Philologie, als der älteren und weiseren Schwester ihrer Kunst, Hochachtung zu erweisen. Und der kritische Scharfsinn sowohl als das Verständniß des Schönen vereinigten sich in der Person Gottfried Hermann's, um einen Philologen heraufzubringen, wie ihn keine Zeit und kein Volk größer geschaut hat. Aber noch weiterer Eroberungen durfte die Philologie der Deutschen sich rühmen. Sie hatte das Geheimniß erschlossen, tief in die Seelen aller fremden und aller vergangenen Völker zu spähen, von denen irgend ein Lebenszeichen in Sprache und Schrift uns zugänglich wird. Sie hatte vor Allem die wissenschaftliche Behandlung unserer eigenen Sprache und der deutschen Alterthumskunde erweckt. Die Brüder Grimm, Benecke, Schmeller hatten unserer ältesten Poesie,

Sprache, den Rechtsalterthümern, der heimischen Mythologie eine wissenschaftliche Grundlage gegeben; mit freudiger Ueberraschung erkannten die Zeitgenossen in verkümmerten Volksüberlieferungen, in mißachteten Bräuchen, in vernachlässigten Handschriften und Urkunden edle Offenbarungen des deutschen Geistes aus anderthalb Jahrtausenden der Vergangenheit. Und jeder große Fund, den die Forscher mit oft poetischer Intuition gewannen, wurde von den deutschen Dichtern mit herzlicher Wärme auch in der modernen Poesie verwerthet. Uhland stand damals in voller Kraft, und der junge Heine zog um die einfache Innigkeit des deutschen Volksliedes die Schnörkel seiner unartigen Laune. In dieser Zeit erwuchs die gelehrte Bildung Haupt's. An der Seite Gottfried Hermann's wurde er zunächst fest in der klassischen Philologie, in welcher damals für Lehre und Kritik die Poesie der Alten obenan stand; und als ihn das jugendfrische Leben der deutschen Alterthumswissenschaft mächtig anzog, gewann er den Vortheil, daß er den germanistischen Studien die sichere kritische Methode der klassischen Philologie und schon damals eine ungewöhnliche Beherrschung des antiken Sprachgeistes zubrachte, ein Vorzug, der außer ihm nur seinem älteren Freunde Lachmann zu Gute kam. Er wurde 1837 Privatdocent, im Jahre darauf Professor an der Universität Leipzig und erhielt 1843 die neuerrichtete ordentliche Professur der deutschen Sprache und Literatur. Seitdem lebte er in glücklichen Familienverhältnissen an der Seite einer bedeutenden und liebenswerthen Frau, einer Tochter Hermann's, umgeben von talentvollen jüngeren Collegen und treuergebenen Freunden. Es waren für die Universität Leipzig und für ihn selbst gute Zeiten. Das Jahr 1848 zog auch ihn aus dem gelehrten Stillleben; er wurde thätiges Mitglied des deutschen Vereins, dessen Tendenz im Ganzen den Ansichten der späteren Nationalliberalen entsprach; er redete gut und feurig unter den Vereinsgenossen und versagte sich nicht, auch im Volke ein wenig gegen die Herrschaft, welche die Linke durch

ihre hochtönenden Phrasen über Bürger und Bauern ausübte, zu agitiren. Aber als im nächsten Jahre die Reaction der Regierungen eintrat und die zweideutige Politik Sachsens den Zorn der Reichsfreundlichen erregte, begegnete ihm, daß er wegen kräftiger Worte, die er in seinem Verein gesprochen hatte, verklagt, in eine Untersuchung verwickelt und von seinem Amte suspendirt wurde. Zwei Jahre zog sich die Untersuchung hin, welche endlich mit seiner Freisprechung endete. Trotzdem wurde ihm seine Entlassung als Universitätslehrer eingehändigt. Diese Maßregel einer engherzigen Politik, welche außer ihm noch zwei jüngere Collegen, Otto Jahn und Theodor Mommsen traf, fügte der Universität Leipzig einen Schaden zu, an welchem sie lange Zeit gekrankt hat. Dieselbe Maßregel wurde aber Veranlassung, daß Haupt 1853 nach Berlin gerufen ward, um an des verstorbenen Lachmann's Stelle die Professur für lateinische Sprache und Literatur zu übernehmen. Er betrieb dort eifrig die Berufung Müllenhoff's für den Lehrstuhl der deutschen Sprache und verzichtete seitdem, um dem Collegen keine Concurrenz zu machen, völlig auf die germanistischen Vorlesungen, obgleich ihm manche derselben lieb gewesen war. In angestrengter Thätigkeit, zu welcher auch das Secretariat an der Akademie der Wissenschaften kam, lebte er dort durch 21 Jahre in der aristokratischen Zurückgezogenheit eines Gelehrten, als ein geehrter und von seinen Gegnern mit Scheu betrachteter Führer der Universität und Akademie. Sein Privatleben wurde durch den Tod seiner heißgeliebten Gattin und durch Krankheitsanfälle verdüstert, welche seine Familie jahrelang in Sorge erhielten; zwei aufblühende Töchter und eine Freundin derselben, welche als Pflegetochter seinem Haushalt vorstand, widmeten ihm liebevolle Pflege. — Er hatte unter dem deutschen Bunde lange Zeit die Ohnmacht und Zersplitterung Deutschlands schmerzvoll gefühlt und von Preußen die Hilfe gehofft. Seit er dorthin versetzt war, fühlte er feurig den Vorzug, einem großen Staatswesen anzugehören. Sein

Vertrauen zu der Kraft und Zukunft des Staates wurde auch durch die öde Thatlosigkeit und die widerwärtigen Erscheinungen der letzten Regierungsjahre Friedrich Wilhelm's IV nicht erschüttert. Und als die neue Zeit hereinbrach und der Staat zum Kriege rüstete, da flammte in ihm die patriotische Begeisterung so mächtig auf, daß ihm kein Opfer, das er selbst zu bringen vermochte, groß genug schien, und die Siege unserer Waffen sind schwerlich irgendwo mit tieferer, leidenschaftlicherer Bewegung gefeiert worden, als von ihm.

Er gehörte zu den Gelehrten, deren Größe und Werth für ihre Wissenschaft nur von den Fachgenossen völlig gewürdigt wird, zuweilen widerwillig zugegeben worden ist. Seine größeren Werke waren kritische Ausgaben lateinischer oder mittelhochdeutscher Dichter, die größte Zahl seiner Arbeiten besteht in — oft lateinisch geschriebenen — Detailuntersuchungen. Aber er war unter den Philologen der Gegenwart wohl der größte Kenner der alten Sprachen, so weit ein solches Verständniß durch eine sichere Kenntniß der Grammatik, durch eine ganz ungewöhnliche und einzige Kenntniß der gesammten erhaltenen Literatur und durch ein wundervolles Feingefühl für das Charakteristische des einzelnen Schriftstellers und seiner Zeitbildung ermöglicht wird. Er war im Griechischen fest, wie wenige der lebenden Gelehrten, und er war im Latein der guten Zeit und im Mittelhochdeutschen des 12. und 13. Jahrhunderts jedem Lebenden überlegen. Damit nicht genug. Er war auch in der altromanischen Literatur so heimisch und vertraut, wie nur Einzelne der Besten. Dies ungeheure Gebiet beherrschte er mit einer Sicherheit des Wissens und mit einem Scharfsinn, welche unter drei, vier Gelehrte getheilt, noch jedem derselben Anspruch auf eine Stellung in der ersten Reihe gegeben hätten. Seine kritische Thätigkeit*), so weit sie sich über

*) Es wird hier genügen, kurz an die wichtigsten seiner Ausgaben zu erinnern: Von Lateinern: Ovid mit Calpurnius und Nemesianus,

ganze Werke erstreckte, kam vorzugsweise dem Text alter Dichter zu Gute; aber man würde irren, wenn man meinen wollte, daß ihm die Prosa, namentlich die lateinische, weniger vertraut gewesen sei. Auch seine Methode, kritisch zu arbeiten, beweist das. Er machte sich verhältnißmäßig wenig schriftliche Vermerke. Wenn er einen Autor herausgab, las er die ganze erhaltene Literatur aus der Zeit desselben durch, dazu Früheres und Späteres. Vielleicht unternahm er diese riesige Arbeit wegen einer kleinen Abhandlung, ja wegen einzelner Stellen eines Textes, vor denen er unsicher war. Daher kam es, daß ihm die Arbeit nicht schnell zu Ende gedieh, aber auch, daß seine Bewandertheit in den Schriftstellern fast unbegreiflich erschien, zumal er durch sein außerordentliches Gedächtniß gefördert wurde. Die Ergebnisse längerer zusammenhängender Forschungen veröffentlichte er fast nur in den kleinen Abhandlungen und Gelegenheitsschriften, welche er in seiner Zeitschrift, für die Universität, in den Berichten der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften und später der Berliner Akademie veröffentlichte. Es sind literarhistorische und kritische Untersuchungen, die große Mehrzahl vom höchsten Werth, in denen auf wenigen Seiten die Resultate tief eingehender Studien zusammengedrängt sind. Je länger er schuf, um so knapper wurden die Mitthei-

---

Catull, Tibull und Properz, Horaz, Vergil mit den anderen poetischen Bildern und Schilderungen der augusteischen Zeit und Kleineres. Von mittelhochdeutschen Dichtern: der gute Gerhard von Rudolf v. Ems, Erec, und die Lieder, die Büchlein und der arme Heinrich von Hartmann v. Aue, Lobgesang von Gottfried v. Straßburg, Engelhard und der heilige Alexis von Konrad v. Würzburg, Winsbeke und Winsbekin, Lieder des Gottfried v. Neifen, die Minnesänger des 12. Jahrhunderts in: „des Minnesangs Frühling" (von Lachmann begonnen), Neidhart von Reuenthal; ferner: Meier Helmbrecht, die Erzählung von Moriz von Craon, vom übeln Weibe, die Warnung, die Marter der heiligen Margaretha, Servatius, Pantaleon, Oswalt und anderes Kleinere. Außerdem gab Haupt mit H. Hoffmann die Altdeutschen Blätter heraus, (1836—40) 2 Bände, und seit 1841 die Zeitschrift für deutsches Alterthum, 16 Bände.

lungen über die schwierigen und zuweilen unbetretenen Wege, auf denen er seine Resultate gewonnen hatte. In früheren Ausgaben alter Schriftsteller gönnte er dem Leser noch Fingerzeige auf die Pfade, die er gewandelt war; in den spätern bot er selten mehr als den gereinigten Text, in dem Text durch gebesserte Stellen die Frucht jahrelangen Suchens und Prüfens. „Wer wissen will, warum dies hier steht, mag selbst untersuchen, wie ich dazu gekommen bin," sagte er wohl. Dieser herbe Stolz, der die eigene mühevolle Thätigkeit und die Größe des Verdienstes zu verstecken liebte, hinderte ihn übrigens nicht, offen zu bekennen, wo er sich einmal geirrt hatte.

Er war ein stolzer und vornehmer Geist. Sich selbst vermochte er selten genug zu thun, er prüfte und erwog immer wieder und konnte sich nicht entschließen, eine Arbeit drucken zu lassen, solange ihm noch irgend etwas daran unfertig erschien. Er sann und besserte vielleicht viele Jahre über Aufgaben, die ihn durch ihre Schwierigkeit oder aus einem anderen Grunde lockten, und wie oft er sie bei Seite legte, er kehrte mit ausdauernder Liebe immer wieder dahin zurück. Und es war ihm eine stille Befriedigung, wenn er durch solches Sinnen endlich einen verdorbenen Text, den frühere Gelehrte mißmuthig aufgegeben hatten, sauber und möglichst in der ursprünglichen Schönheit hergestellt hatte. Auch an Kleinigkeiten erwies er diese Sorgfalt. An dem „Aetna" z. B., einem lateinischen Gedicht aus der Zeit des Nero, dessen Text durch schlechte Abschreiber rettungslos verdorben schien, hat er an 646 Versen 96 Stellen geändert und dadurch das alte Werk in der Hauptsache völlig hergestellt. Auch die andern kleinen Gedichte, welche hinter den Ausgaben des Virgil zu stehen pflegen, sind erst durch ihn genießbar gemacht.

Wer aber meinen sollte, daß diese Freude an feiner Detailarbeit die charakteristische Eigenschaft eines Geistes gewesen sei, dem ein großer Blick, ein freier Wurf, starke Erfindung versagt war, der würde diesen deutschen Professor ganz falsch

beurtheilen. Haupt war zugleich ein geistvoller Mann mit großartiger Auffassung, dem das Einzelne nur deshalb werthvoll wurde, weil es mit vielem Andern verbunden dazu half, das Höchste zu verstehen, was der Mensch zu fassen im Stande ist, das göttliche Walten in dem geschichtlichen Leben des Menschengeschlechts. Er war von warmer poetischer Empfindung, und die Bilder vergangenen Lebens stiegen farbenreich in ihm auf. Wenn er seinen Zuhörern die Zeit der Minnesänger schilderte, wenn er zu seinen Freunden vom Charakter und Wesen eines alten Schriftstellers sprach, so lauschte der Hörer gefesselt durch die festen, genauen Umrisse, die reiche, gehobene Sprache, den witzigen Ausdruck, mit welchem er zu erzählen wußte. Auch in manchen seiner Gelegenheitsschriften bezaubert der Adel und die Größe seiner Seele, so in den Reden über Friedrich den Großen, der Rede zum Geburtstage des Königs im Jahre 1867 und der Rede zum Gedächtniß von Jakob Grimm.

Aber diesem geistvollen und hochgebildeten Mann war vom Vater her eine Eigenthümlichkeit für das Leben mitgegeben, welche sein wissenschaftliches Schaffen in fest begrenzte Bahnen nöthigte, und seine Wirksamkeit auf gelehrte Kreise beschränkte. Eine gewisse Schwerflüssigkeit hinderte ihn beim Schreiben. Er war redegewaltig wie wenige, unter den Freunden, vor seinen vertrauten Zuhörern, so oft ihm kräftige Anregung eine gehobene Stimmung zutheilte. Aber im stillen Arbeitszimmer, wenn er die Feder ansetzte, wurde ihm vor übergroßer Gewissenhaftigkeit schwer, die Gedanken in freiem Fluge über dem Detail zu leiten, er erwog, grübelte und zauderte, ob der Ausdruck die volle und ganze Wahrheit des Gedankens gebe, und er prüfte wieder sorglich die Gedanken, ob sie auch völlig und ganz durch die einzelnen Beobachtungen gestützt wurden, er griff nach den Büchern, und war unvermerkt in neuer Untersuchung über eine unsichere Einzelheit vertieft. Niemand wäre besser im Stande gewesen als er, uns eine Geschichte der römi=

schen und der mittelalterlichen Literatur zu geben; er hat sich beschieden, Anderen eine Reihe der schwierigsten Vorarbeiten zu machen. Er selbst erkannte diese Eigenthümlichkeit sehr gut, und tadelte sie als einen Mangel.

Auch seinem philologischen Wissen, wie intensiv und umfangreich es war, blieben Grenzen gesteckt, über welche hinaus ihm sogar schwer wurde fremdes Verdienst anzuerkennen. Zwar die specifisch historische Forschung und die Archäologie, sofern sie sich nicht in träumerische Combinationen verlor, schloß er noch willig in den Kreis seiner Interessen ein. Aber die vergleichende Sprachforschung war ihm unheimisch. Ihn störte und beängstete das Unsichere in manchen Grundlagen, das Gewagte vieler Schlüsse, und er besorgte von ihrer Ausbreitung ein Eindringen haltloser Hypothesen und das Wuchern eines leichtfertigen Dilettantismus in seiner Wissenschaft. Schon bei Jakob Grimm hatte ihn in der letzten Zeit dessen Freude an gewagtem Combiniren und schnellem Deuten nicht ohne Grund geärgert. Er aber war gar nicht der Mann, seinen Unwillen und seine Abneigung still zu bergen.

Sein Sinn war lauter, sein Gefühl leicht erregt, stark und doch in rührender Weise weich, sein Herz einfältig in Liebe und Abneigung wie das eines Kindes. Wem er gut war und vertraute, den schaute er wohl in einer gewissen idealen Verklärung; wer ihm widerwärtig wurde, wer ihm als wissenschaftlicher Gegner erschien oder wer gar seinen ethischen Anforderungen nicht entsprach, den bildete er sich leicht in seinen Gedanken zu einem argen Gesellen um, und focht dann kräftig gegen sein Phantasiebild in Rede und Schrift. Dennoch war er als Geschäftsmann praktisch, zuverlässig, umsichtig, ein guter Verwalter. Sein Wille, durch ruhige Haltung eines Freundes wohl zu lenken, gebot, wenn er sich bis zu einem Entschluß gehärtet hatte, mit einer fast unwiderstehlichen Kraft und Energie. Denn er war ein heftiger und heißer Mann, sorglich bemüht seine Leidenschaft zu beherrschen, doch wenn er

einmal in hellem Zorne losbrach, so wagten nur Wenige ihm entgegenzutreten. Er hat durch die Heftigkeit seines Naturells, durch seine gelehrte Reizbarkeit, und durch die Tyrannei, mit welcher sein starkes Wesen einengte, Manchen verletzt und bedrückt. Aber er hat auf die Seelen Aller, welche mit ihm in Verbindung traten, eine dauernde Einwirkung ausgeübt, von welcher auch manche seiner Gegner bekennen werden, daß sie ihnen heilsam war.

Denn er war groß in allen großen Dingen. Er war ein strenger, gewissenhafter, hochsinniger Mann von gewaltigem Wesen. Er war von so vornehmer Gesinnung, daß niedrige Selbstsucht und gemeine Motive sich ihm gegenüber furchtsam verbargen. Er herrschte als Gelehrter mit einer unübertrefflichen Klarheit, Sicherheit und Festigkeit wie ein Souverän in seinem weiten Gebiet. Er war ein loyaler und opferfreudiger Patriot, und er war ein treuer Freund, der aus dem reichen Schatz seines Geistes und Herzens gern spendete, und dem durch Worte und Werke zu gefallen für eine hohe Ehre galt.

Von den Werken, welche er vollendet hat, sind die bedeutendsten seine Ausgaben des Catull und der Dichter aus der Zeit des Augustus; von den deutschen: die Minnesänger des 12. Jahrhunderts und sein schönes Hauptwerk: die Gedichte des Neidhart, des genialsten und originellsten Sängers aus dem deutschen Mittelalter. Seine zahlreichen Abhandlungen, welche er wie kunstvoll geschliffene Edelsteine als gelehrten Festschmuck zu verwenden liebte, reichen — die deutschen ungerechnet — von den griechischen Tragikern über Ammianus bis hinab zum kleinen lustigen testamentum porcelli. Seine kritischen Verbesserungen der Texte halfen fast jedem antiken Schriftsteller, vom Homer bis zu den Kirchenvätern.

Es sei gestattet, diese Schilderung mit einem kurzen Briefe Haupts zu beschließen, weil der Brief nicht nur für den Schreiber charakteristisch ist, sondern auch eine Angelegenheit berührt, welche die deutschen Gelehrten und Kunstkenner lange

beschäftigt hat. Seit der Abrechnung mit Frankreich im Jahre 1815 war in Deutschland die Ansicht verbreitet, daß von dem Raube Napoleons I aus deutschen Bibliotheken und Kunstsammlungen Vieles und Wichtiges den deutschen Bevollmächtigten jener Zeit vorenthalten worden sei und sich noch in Paris befinde. Da nun nach den ersten großen Kriegserfolgen im August 1870 eine Möglichkeit gegeben war, dies Entwendete für Deutschland bei einem künftigen Friedensschluß zurückzuerhalten, so war ich veranlaßt worden, von dem Hauptquartier des Kronprinzen aus Gutachten Wohlunterrichteter in der Heimat über unser früheres Eigenthum einzuholen. Es wurde deshalb an Haupt, Friedlaender und einige Andere geschrieben. Von den eingegangenen Berichten ist nur der folgende Brief Haupts in meinen Händen geblieben. Der letzte Friedensschluß mit den Franzosen erfolgte in so großartiger Weise und unter so eigenthümlichen Verhältnissen, daß von einem Verfolgen unserer Ansprüche an einzelne Stücke französischer Sammlungen nicht füglich die Rede sein konnte. Solche Forderungen hätten in Frankreich eine ganz unverhältnißmäßige Aufregung veranlaßt zu großer Verlegenheit der neuen Regierung, die zu kräftigen unser hohes Interesse war. Außerdem erwies sich Umfang und Werth dieses früheren Besitzes viel geringer, als man in Deutschland wohl annahm. — Der Brief von Moriz Haupt aber lautet wie folgt:

Berlin, den 18. August (1870).

Lieber Freund, Ihren Brief vom 10. habe ich gestern Abend erhalten; die Posten sind jetzt langsamer als die Siege.

Es ist gar schön, daß man mitten im Kriegsgetümmel an das Recht deutscher Bibliotheken und Kunstsammlungen denkt. Aber zu beschaffen wird nur sehr wenig sein. Ich gönne den Franzosen jeden Verlust; aber der Deutsche muß sich ehrlich durch die Welt helfen. Wir sind also darin einig, daß durchaus nichts geschehen darf, was irgend an die napoleonischen

Räubereien erinnern könnte. Ich meine, nichts darf ohne klaren Rechtstitel genommen werden. Einen Rechtstitel haben wir z. B. auf die von Ihnen erwähnte sogenannte Manessische Liederhandschrift keineswegs. Es ist ein von dem confusen von der Hagen unermüdlich wiederholter Irrthum, daß diese Handschrift jemals in der Heidelberger Bibliothek gewesen sei. Niemand weiß, wie sie (zu Anfang des 17. Jahrhunderts im Besitze des Rathsherrn Schobinger in St. Gallen) nach Paris gekommen ist, vielleicht durch ganz ehrlichen Kauf. Jakob Grimm, der 1815 mit der Requisition der geraubten Handschriften und Bücher beauftragt war, hat im Jahre 1841 in der Akademie darüber genügend berichtet.

Von dem napoleonischen Raube ist schwerlich etwas Erhebliches in Paris zurückgeblieben. Nur eine Anzahl aus oberitalienischen Bibliotheken geraubter Handschriften hat man an Oestreich nicht herausgegeben (weil Kopitar, von Oestreich mit der Requisition beauftragt, nicht hinreichend Bescheid wußte). Ich kenne einige dieser Handschriften, aber sie gehen uns nichts an, und den Italienern etwas zu schenken, haben wir wahrlich keine Veranlassung.

Zufällig ist eine der Heidelberger nach Paris geschleppten Handschriften, oder vielmehr ein kleiner Theil derselben in Paris geblieben, das letzte Stück der griechischen Anthologie (Anthologia Palatina) von Seite 615 an.

Zurückgeblieben scheint ein kleiner Theil des aus Wolfenbüttel durch Denon Geraubten. Bestimmt weiß ich dies von éiner Handschrift, der des Pseudoplautinischen Querolus.

Aus Wolfenbüttel werden wir uns Nachrichten verschaffen.

Ich bin fest überzeugt, daß alles mit deutscher Rechtlichkeit zu Beanspruchende (Handschriften, Münzen, Kunstwerke) sich auf ein Minimum reduciren wird.

Dagegen wird auch ohne Requisition uns ganz Hübsches zu Theil werden; der Straßburger Münster z. B. wird von Kunstkennern geschätzt.

Lieber Freund, lassen Sie sich durch Blut und Getümmel die Freude an dieser Zeit nicht trüben. Rein und groß werden wir aus diesem Weltgerichte hervorgehen. Was Gutes in den Deutschen ist, kommt zu Tage. Wie oft habe ich gedacht, daß die Süddeutschen zu Deutschen von uns noch geprügelt werden müßten, und nun schlagen sie sich selbst zu Rittern.

Schlecht ist bei uns nur die Poesie; ganz verflucht vergeibelte Verse kommen zu Markte, süßliche Salonpoesie oder Freiligrath'sche Krampfverse.

Heute schon kam uns die Nachricht von Alvenslebens blutigem Siege zwischen Verdun und Metz.

Und so fortan. Ihr getreuer

M. Haupt.

Wolf Graf Baudissin.

Das Geschlecht der Grafen Baudissin gehört zu den Herrenfamilien, welche durch das Waffenhandwerk im dreißigjährigen Kriege heraufgekommen sind. Der Ahnherr Wolf Heinrich von Baudiß suchte das Glück im dänischen, schwedischen und sächsischen Kriegsdienst. Er war ein erfahrener, wenn auch nicht immer glücklicher Feldoberst, gewann Grundbesitz in Holstein, wurde dort unter die landsässige Ritterschaft aufgenommen, vermählte sich mit der Tochter des Statthalters Gerhard Rantzau und starb als polnischer Generallieutenant noch vor dem Ende des Krieges. Doch blieben die Beziehungen der Familie zu Kursachsen auch in den folgenden Geschlechtern bewahrt. Der Urgroßvater des Grafen Wolf, von welchem hier die Rede sein soll, war kursächsischer Cabinetsminister und Generallieutenant und brachte die Grafenkrone an das Haus, der Großvater war Gouverneur von Dresden und verheiratet

mit Susanne Gräfin Zinzendorf, Nichte des Herrnhuters, aus einer Familie, welche ebenfalls seit dem dreißigjährigen Kriege im Herrendienst zu Ansehen gekommen, und von Sachsen aus in Oestreich zu hohen Würden aufgestiegen war. Auch der Vater, Karl Ludwig, stand während seiner Jugend im kursächsischen Heere. Dort hatte er das Unglück, 1787 als Major in einem seiner Zeit viel besprochenen Duell einen Grafen Gersdorff zu töten und zwar, nachdem zwei Kugeln ohne ernstliche Verwundung gewechselt waren und die Secundanten mit Umarmung zum guten Ende Glück gewünscht hatten. Da trat Graf Gersdorff zu seinem Gegner, erklärte sich für befriedigt und die Sache für ausgeglichen, und ersuchte „nur um des Publicums willen noch um eine kleine Vergünstigung mit dem Degen“. Er zog nach diesen Worten plötzlich den Degen, machte einen heftigen Ausfall und drang in die Waffe des überraschten Gegners. Man sagte damals, es sei ihm wegen anderweitiger widerwärtiger Händel wünschenswerth gewesen, entweder einen Gegner zu töten oder zu sterben. Das Duell und die Folgen veranlaßten den Grafen Baudissin nach ausgestandener Festungshaft in den dänischen Dienst überzugehen. Von 1801—1806 war er dänischer Gesandter am preußischen Hofe und starb als Generallieutenant und Gouverneur von Kopenhagen im Jahre 1814. Vermählt war er mit Sophie Gräfin von Dernath, deren Familie ebenfalls im siebzehnten Jahrhundert, und zwar durch kaiserliche Gunst, zu Ehren und Wohlstand aufgestiegen war, und sich seitdem ähnlich wie die Baudissin in Kursachsen und Holstein mit Hofdienst und Landbesitz befestigt hatte. Bis zur Gegenwart erkennt man nicht selten an Söhnen der Herrenfamilien, welche im Jahrhundert des dreißigjährigen Krieges und der Staatsraison dauerhafte Fortune gemacht haben, einen besonderen Zug, wodurch sie sich von den gewöhnlichen Typen der alten landsässigen Geschlechter unterscheiden. An den Besseren eine größere Rührigkeit, unbefangenes Verständniß der Zeit und eroberungslustige Gewandt-

heit, an den Schwächern übergroße Begehrlichkeit und einen abenteuerlichen Sinn, welcher ihnen das ruhige Gedeihen stört. Auch der lautere und maßvolle Geist des Mannes, welcher die dänische Diplomatie aufgab, um im Reiche der Literatur ein Botschafter englischer, französischer und italienischer Poesie zu werden, erwies die ungewöhnliche Frische und Empfänglichkeit seines Geschlechts. Das äußere Leben wurde ihm bis in das reife Mannesalter, selbst da, wo er sich mit freiem Willen entschloß, durch die Ueberlieferungen seiner Familie beeinflußt.

Wolf Heinrich Friedrich Karl Graf Baudissin wurde am 30. Januar 1789 zu Kopenhagen geboren. Ihm folgten drei Brüder und eine Schwester. Sein nächster Bruder war Otto, aus den Feldzügen von 1848—50 als schleswig-holsteinischer General wohlbekannt; der einzige Sohn seiner Schwester Susanne war der 1878 verstorbene preußische Staatsminister von Bülow. Während Wolfs Kindheit lebte die Familie im Winter zu Kopenhagen, Sommeraufenthalt war das holsteinische Gut Rantzau. Dort stand noch das alte Herrenhaus, an welches Heinrich Rantzau, im sechzehnten Jahrhundert der große Gelehrte, Reisende und Staatsmann Holsteins, seinen lateinischen Gruß für Gäste gesetzt hatte. Der Bau, in dessen Mitte ein hoher Thurm ragte, war für die modernen Bedürfnisse eines größeren Haushalts nicht gerade bequem, aber hinter dem weiten Hofraum standen prachtvolle alte Bäume, ein großer Garten bot schattige Gänge und der Umgebung gaben rinnendes Wasser und zahlreiche kleine Seen landschaftlichen Reiz. Das Meer und die Hauptstadt Kiel mit ihren Schiffen waren in der Nähe.

Auf dem Gute wuchsen die Kinder in glücklichem Familienleben heran, mehr von der Mutter als von dem Vater behütet, der durch sein Amt meist in der Ferne festgehalten wurde. Noch war das Französische in der Familie die vornehme Sprache, in welcher die Gatten mit einander und mit den Kindern correspondirten; aber durch gute Hauslehrer wurde

dafür gesorgt, daß die deutsche Bildung jener Zeit in den Kinderseelen Boden gewann, und wenn die Kleinen im Schlosse beim Kerzenlicht artige französische Stücke der Frau von Genlis aufführten, so kämpften sie dafür im Schatten der mächtigen Linden mit Gespielen aus der Nachbarschaft als Ritter und Räuber in echt germanischer Begeisterung ihre Fehden aus.

Wolf war ein lebhafter Knabe, der nach vielen Richtungen Talent erwies, leicht enthusiastisch angeregt, von freundlichem Herzen mit dem Bedürfniß sich warm anzuschließen. Seine Wißbegier war nicht zu ersättigen. Schon als kleiner Kauz von sechs Jahren schrieb er seinem Vater mit riesengroßen Buchstaben: „Kommst du nicht bald wieder und erzählst mir von fremden Ländern und Menschen? Mama weiß so schrecklich wenig.“ Aber die Lebendigkeit und eine ungewöhnliche geistige Begehrlichkeit fanden gutes Gegengewicht in anderen löblichen Eigenschaften, welche bei solcher Anlage nicht häufig sind: in emsigem Fleiß und einer sauberen Accuratesse bei allem, was er vornahm. Er hatte einen zarten Körper, der nur bis zu mäßiger Mittelgröße aufwuchs, und schon als Knabe ein kurzes Gesicht, das vom Vater angeerbt war. Dieser Mangel, welcher die ersten Eindrücke von allem Augenfälligen unsicherer und spärlicher macht und die erobernde Kraft des Menschen oft beschränkt, aber auch die Isolirung erleichtert, vergrößerte ihm die angeborne Schüchternheit und förderte das sinnige Behagen, in welchem er mit sich selber lebte, und die frische Anmuth, in der er sich da aufthat, wo er Zutrauen gewann. Wenn die Kinder des Hauses mit guten Kameraden aus der Umgegend Entführung und Befreiung spielten, so wählte sich Wolf, obgleich er der älteste des Hauses war, nicht die Rolle des siegreichen Helden, sondern lieber die des Vater's oder auch die schmerzliche des Bösewichts, er gab gern die Ideen, und dachte als Regisseur mehr an die Wirkung des Ganzen, als an eigene Erfolge. Die Helden übernahm oft sein Lieblingsgespiele Hudtwalcker — der spätere Senator in Hamburg —

welcher aus einem nahen Pfarrhause herzukam, und ihm bis in das Mannesalter befreundet blieb.

Von den Hauslehrern wurde dem jungen Wolf am werthesten Friedrich Kohlrausch, welcher im Frühjahr 1802 als Lehrer der beiden ältesten Söhne nach Rantzau kam. Kohlrausch, später Verfasser der bekannten „Biblischen Geschichten" wie anderer vielbenützter Lehrbücher, zuletzt hannoverscher Generalschuldirector, war keine reichbegabte Natur und nicht ohne Selbstgefälligkeit, aber redlich, strebsam und in seiner Weise sicher. Sein Unterricht in den alten Sprachen hat bei seinem Zögling den besten Erfolg gehabt, denn er hat diesem das Griechische und Lateinische für das ganze Leben lieb gemacht, so daß Baudissin die alten Dichter und Geschichtschreiber unter den vertrauten Freunden seiner Handbibliothek bewahrte und noch im hohen Alter immer wieder mit größtem Genuß durchlas. In Anderem wurde Kohlrausch Mitlernender des jungen Grafen, sie hörten später auf der Universität manche Vorlesungen gemeinschaftlich und genossen Beide den Vortheil, das Neugelernte mit einander durchzusprechen.

Von entscheidender Wichtigkeit für die gesammte Entwickelung Wolfs wurde seit dem Jahre 1802 das Winterleben zu Berlin, wohin der Vater versetzt war. Dort sah der junge Baudissin aus dem Decker'schen Hause, dem Hotel der dänischen Gesandtschaft, verwundert in das Treiben einer großen Stadt. Noch hatte Berlin keine Universität, aber A. W. Schlegel hielt Literaturvorträge, und im Herbst 1803 begann Fichte die philosophischen Vorlesungen, das Theater unter Iffland stand in hoher Blüthe, die Dramen von Goethe und Schiller wurden mit großer Sorgfalt aufgeführt und von dem Publicum mit warmer Hingabe genossen. Und bereits hatte Berlin denselben Vorzug, welcher bis in unsere Zeit geblieben ist, daß dort aller neue Bildungsstoff eifrig aufgesucht und in der Gesellschaft gemüthlich und kritisch verarbeitet wurde. Auch Wolf hörte Vorträge Fichte's und besuchte die Vorlesungen Schlegel's,

welchem er persönlich bekannt ward. Er trieb fleißig Englisch, übersetzte — fünfzehn Jahre alt — bereits den König Lear, und hatte die Freude, daß Schlegel die Arbeit durchlas und lobte, zumal die Partie des Narren und dessen Lieder. Als diese Jugendarbeit kurz darauf in die Hände des Uebersetzers Voth kam und von diesem für eine neue Uebertragung des Lear benutzt wurde, erschienen einem Recensenten gerade die Stücke, welche von Wolf herrührten, besonders gelungen. Auch die musikalische Bildung des Jünglings erhielt durch die Kunstgenüsse Berlins feste Richtung, durch die Aufführung Gluckscher Opern, die Singakademie und die Concerte, sowie durch die Bekanntschaft mit Zelter. Er übte mit dauerhaftem Fleiß und spielte in einem öffentlichen Concert das Klavier unter vielem Beifall. Schon damals gehörte er zu den begeisterten Verehrern Sebastian Bachs, den er in seinem Entzücken den „heiligen“ nannte.

Unterdeß bot ihm die Hauptstadt auch andere Unterhaltung. Er wurde durch Delbrück den jungen Prinzen zur Gesellschaft geladen, fehlte nicht bei den Kinderbällen des Hofes und hatte Gelegenheit, unter den Augen der Königin Luise seine Tanzkunst zu erweisen. Als er 1803 das erste Reitpferd erhielt, küßte er überrascht und glückselig dem guten Vater die Hand, und der Vater umarmte ihn und unterließ nicht, der Mutter dies in französischem Briefe mitzutheilen. Aber zu derselben Zeit arbeitete der Sohn auch schon an der Seite des Vaters, indem er zu dessen hoher Zufriedenheit Depeschen copirte und auszog. Der Vater nahm ihn zu einem kleinen Herrendiner mit und war erfreut über das einfache, bescheidene Wesen und nicht weniger über das gute Französisch des Sohnes. Damals bildete das Haus Hufeland's einen geselligen Mittelpunkt für Gelehrte und Kunstfreunde. Wolf wurde eingeführt und traf dort außer Fichte, Zelter, Schlegel, Schadow, Frau Hertz und Anderen auch viele zureisende Berühmtheiten, darunter im Jahre 1804 Schiller. Mit jüngeren Mitgliedern dieses Kreises

wurde in der Baudissin'schen Familie eine scherzhafte Akademie für die aufstrebende Jugend eingerichtet und Wolf zum Secretär ernannt; in den Sitzungen mußten die Mitglieder eigene Arbeiten vorlesen, wobei nicht nur Wolf, auch seine Schwester Susanne hohes Lob gewann.

Im Herbste 1805 ging der Jüngling mit seinem Freunde Kohlrausch auf die Universität Kiel, um Jura zu studiren, als Einleitung zu der diplomatischen Laufbahn, für welche er nach den Traditionen seiner Familie bestimmt war. Der Winter verlief in heiterer, fast zu reichlicher Geselligkeit. Wolf fand dort den älteren Bruder seines Vaters, Baudissin von Knoop, der in früheren Jahren ebenfalls dänischer Gesandter in Berlin gewesen und mit einer Tochter des Grafen Schimmelmann vermählt war, ferner Fritz Reventlow von Emkendorf, Christian Bernstorff mit dem dänischen Kronprinzen, Christian und Katharine Stolberg mit Schönborn, und als ständige Mitglieder des Kreises die Professoren Reinhold und Pfaff. In der Gesellschaft wurden eifrig neue und ältere Dichterwerke vorgelesen, oft mit vertheilten Rollen, und nach der Lectüre die Urtheile darüber ausgetauscht. Diese Weise, poetische Schönheit gesellig zu genießen, hat Baudissin dort lieben gelernt und durch sein ganzes Leben gern geübt.

Weniger empfänglich war er für die Freuden höfischer Repräsentation. Als er am Geburtstage des dänischen Kronprinzen von der akademischen Jugend zu einem Anführer des Festzuges gewählt wurde, verbat er sich die Ehre, er wußte seinen Kohlrausch in die ausgezeichnete Stelle zu bringen und freute sich, als dieser in dreieckigem Federhut mit gezogenem Degen und nicht ohne Selbstgefühl Commandoworte durch die Straßen Kiels erschallen ließ. In den Osterferien 1806, wo er von Kiel einen Ausflug nach Kopenhagen machte, erfuhr er eine auch für damalige Seefahrt ungewöhnliche Ungunst des Meeres. Vier Tage lang kämpfte das Schiff auf stürmischer See, zuletzt mußte Wolf mit Boot und Fähre an das Land

fahren, die Rückkehr dauerte gar sieben Tage, diesmal wegen Windstille. Noch öfter in seinem Leben hatte er die Abneigung Poseidons zu ertragen.

Im Herbste 1806 bezog Wolf mit Kohlrausch die Universität Göttingen. Auf dem Wege hörten sie von der Niederlage der Preußen, sie stießen auf lange Züge von Versprengten, die ohne Gewehr und Patrontasche dahinzogen. Kurz vor Göttingen ritt ein französisches Kürassierregiment ihnen entgegen und der Commandeur befahl dem Postillon still zu halten, bis das Regiment vorüber sei. Das war die erste Begegnung mit der französischen Macht.

Daheim in der Familie waren die guten Wünsche für Preußen gewesen. Jetzt erfuhr der Jüngling, daß Preußen verloren sei, und daß der siegreiche Feind im Herzen Deutschlands stehe. Die Reisenden waren betroffen, aber wenig bedeutete dem jungen Geschlechte damals die Politik, am meisten Sorge machte die Möglichkeit, daß die Studien in Göttingen durch das fremdartige Treiben gestört werden könnten. Dies war nicht der Fall. Auch die Göttinger betrachteten den Lauf der Welt mit stillem Kopfschütteln, die Collegien liefen ruhig fort, die Studenten unternahmen in den Ferien fröhliche Fußreisen nach dem Harz und die Weser hinauf. Wolf lernte fleißiger als in Kiel und trieb viel Musik. Sogar daß Göttingen im nächsten Jahre einen fremden König, einen Präfecten und französische Gensdarmen statt seiner alten Schnurren erhielt, ließ den Jüngling noch ungestört zwischen Büchern und Notenheften. Aber die schwere Zeit, in welcher die Welt aus den Fugen ging, wirkte doch leise auf sein Gemüth. Er fing an über sich selbst nachzudenken, unruhig, selbstquälerisch, er ärgerte sich über seinen leichten Sinn, über seine Genußfähigkeit, welche ihm hundertfache geistige Freuden verschaffte, ohne daß er nöthig hatte, sich deshalb ernsthaft zu bemühen; er meinte zwar, daß er deshalb nicht leicht unglücklich werden könne, aber eine starke mannhafte Entwickelung seines Willens

werde ihm eben dadurch erschwert. Und er schreibt unwillig seiner Schwester: „Ich wollte auf alle Talente und die übrigen Annehmlichkeiten des Lebens, ja selbst auf Bildung und Wissen verzichten, wenn ich etwas von einseitiger Willenskraft und Entschlossenheit hätte, ich wollte allen Genuß an fremden Schöpfungen hingeben, wenn ich dafür nur eine Idee von eigener schöpferischer Kraft bekäme." Und er träumt davon, als gemeiner Husar ins Feld zu ziehen oder ohne Geld eine Fußreise in die weite Ferne zu machen. Aber bald erhebt sich in der Seele des Jünglings ein stärkerer Wellenschlag und die politische Bewegung beginnt. Zunächst ist, was ihn aufregt, das Schicksal seines Heimatstaates Dänemark, dem die englische Uebermacht Hauptstadt und Flotte bedroht. Er haßt die Engländer, er wünscht der ungeheuren Kraft Napoleons Sieg, damit der Frieden komme. Er fühlt, daß auch er sein Leben hingeben könnte für das Vaterland, und er ist überzeugt, daß seine Schwester und sein Bruder Otto gerade so empfinden. „Ich begreife nicht," schreibt er, „wie man, wenn's nicht für Andere ist, im mindesten ängstlich sein Leben lieb haben kann, ich fürchte mich jetzt gar nicht vor dem Tode, und für solch eine Sache fechtend zu fallen, würde mir eine wahre Wonne sein." — Damals war es die Noth Dänemarks, welche ihn aufregte. Wenige Jahre später fühlte er sich bereits als Deutscher.

Durch die Lectüre der Dichter war in ihm, der unter dem grauen Wolkenhimmel zwischen zwei Nordmeeren aufgewachsen war, ein heißer Wunsch entstanden, Italien zu sehen. Bis in das Mannesalter blieb Reise und Aufenthalt in dem lichtvollen Lande seine Sehnsucht. Um Italien wenigstens näher zu sein, ging er mit Kohlrausch im Mai 1808 nach der Universität Heidelberg. Dort waren Heinrich Voß und dessen Vater der nächste Umgang, Clemens Brentano und Achim von Arnim wurden Tischgenossen, der Sommer verging in angeregtem und heiterem Verkehr. Den größten Genuß aber bereitete im Herbst

eine Schweizerreise über den Rigi, Luzern, den Gotthard bis nach Isolabella, von da unter heftigen Schneestürmen über die Grimsel in die Berner Alpen und über Straßburg zurück. Nebel, Regen, Kälte und Eis störten dem Reisenden nur selten die gehobene Stimmung. Sein Natursinn und die Empfänglichkeit für landschaftliche Schönheit waren ungewöhnlich stark, eine anmuthige Gegend machte ihn recht von Herzen froh und imponirende Naturformen erfüllten ihn mit Begeisterung. Trotz seinem kurzen Gesicht faßte er die Bilder genau und bewahrte sie treu im Gedächtnisse. Die einfachen Bleistiftumrisse, mit denen er als Reisender Bergformen und alte Gebäude in seine Brieftasche notirte, sind sauber und correct, wie Radirungen, so lebten sie auch in seinem Inneren fort und so vermochte er sie noch nach vielen Jahren lebhaft zu schildern.

Im October 1808 kehrte Baudissin nach Göttingen zurück. Das letzte Jahr ward neben juristischen Collegien — wieder Pandekten bei Hugo — vorzugsweise der Musik und dem Erlernen des Spanischen gewidmet. Wolf wohnte im Hause eines Instrumentenmachers und fand ein großes Vergnügen darin, die neugefertigten Fortepianos zu probiren. Er war ein Lieblingsschüler Forkel's und erlebte den Genuß, zwei Concerte von Sebastian Bach für mehre Klaviere, und zwar das für drei Klaviere in einem wohlthätigen Concerte, welches er zusammengebracht hatte, ausführen zu helfen. Aus dem Spanischen übersetzte er damals für sich den Don Quixote.

Das Jahr 1809, das letzte seiner akademischen Zeit, sollte ihm als Pfingstfreude die persönliche Bekanntschaft Goethe's bringen. Mit seinem Begleiter Kohlrausch und Professor Hugo fuhr er von Göttingen über Weimar nach Jena, wo Goethe damals im Schlosse wohnte. Die Reisenden hatten sich mit wirksamer Empfehlung versehen und wurden von Goethe ins Mineraliencabinet bestellt. Baudissin selbst vergleicht seine Erwartung mit der eines Kindes am heiligen Christtage. Und als der Ersehnte eintrat — in blauem Ueberrocke, gepudertes

Haar ohne Zopf — war der Jüngling in solchem Erstaunen und Anbeten, daß er, wie er selbst schreibt, seine Blödigkeit rein vergaß: „Stirn, Nase und Augen wie vom olympischen Jupiter, die schönen Züge, die herrliche braune Gesichtsfarbe!" Und als Goethe anfing lebhafter zu erzählen und zu gesticuliren — „man kann keine schönere Hand sehen als die seinige, und er gesticulirte beim Gespräche mit einer entzückenden Grazie und mit Feuer, und dabei wurden die Sonnen seiner Augen noch einmal so groß und glänzten und leuchteten so göttlich, daß ihre Blitze nicht zu ertragen sein können, wenn er zürnt. Seine Aussprache ist die eines Süddeutschen, der sich in Norddeutschland gebildet hat. Er spricht leise, aber mit einem herrlichen Organe, weder zu schnell, noch zu langsam. Und wie tritt er in die Stube, wie steht und geht er, ein geborener König der Welt!"

Als Baudissin von Forkel und Zelter erzählte, und äußerte, wenn diese Beiden stürben, würde wohl die ganze Kunst der Musik untergehen, da tröstete Goethe: „das echt Schöne geht nie unter, sondern lebt immer in der Brust weniger Guten, unauslöschlich wie das vestalische Feuer." Auf die zweistündige Unterhaltung folgte am nächsten Tage ein Spaziergang in den botanischen Garten. Goethe rühmte die Fichte'schen Reden an die deutsche Nation, besonders ihren schönen Stil, und sagte von den Deutschen: „Brennholz ist in dieser Zeit ihnen recht brav eingeheizt, aber es fehlt an einem tüchtig zusammenhaltenden Ofen."*) Als der junge Baudissin entzückt von dem Manne schied, der ihm als ein göttlicher Prophet erschien, da ahnte er nicht, daß er den Bau des tüchtigen

---

*) Hier nach einem Briefe Baudissins; die ausführliche Schilderung des Besuches, welche Kohlrausch in seiner Selbstbiographie gibt, scheint in späterer Zeit niedergeschrieben, wenigstens irrt dieser, wenn er berichtet, daß die Reisenden damals zu Weimar den Tasso gesehen hätten. Sie erhielten vielmehr zu spät eine Botschaft, welche Goethe ihnen zugehen ließ, daß in Weimar Iphigenie gegeben werde.

Ofens noch erleben würde, freilich erst als er selbst an Jahren älter war als damals Goethe, und glücklicher, weil er auf ein deutsches Reich stolz sein konnte. — Im Herbste machte er noch einmal zu Pferde einen Ausflug nach Thüringen und Weimar. Ungeachtet vielen Regens vergnügt über die Landschaft und die gutartigen Leute, „und in jeder Wirthschaft ein Klavier!“

Er war einundzwanzig Jahre alt, als er die Universität verließ. In bevorzugter Lage hatte er diese Lehrzeit verlebt, aber er war auch nicht säumig gewesen, sich die Gunst seines Schicksals durch Arbeitsamkeit zu verdienen. Seine juristischen Kenntnisse waren vielleicht nur gerade groß genug, um ihm einen anständigen Erfolg im Examen zu verschaffen, aber er hatte sich eine ungewöhnlich reiche Kenntniß in den Literaturen der großen europäischen Culturvölker erworben, er hatte mit vielen der besten und bedeutendsten Menschen seines Volkes verkehrt, sein Sinn für das Schöne war durch feine Bildung erzogen, er war ein zartfühlender, hochsinniger Jüngling von lauterem Geist und reinen Sitten, liebenswerth und mit einem Herzen, dem es Bedürfniß war zu lieben und zu verehren. Er war schüchtern, aber nichts weniger als furchtsam. Obgleich ihn Schwindel plagte, stieg er doch im Straßburger Münster unter einer gewissen eisernen Stange des Helms hindurch; als ihm auf der Bergfahrt über die Grimsel wegen eines Schneesturmes der Führer versagte und seine Begleiter umkehren wollten, bestand er darauf, mit anderen Führern die Reise fortzusetzen. Und vollends bei großen Ereignissen war er sofort bereit sich einzusetzen für Ideen und für Menschen, die ihm höher standen als das eigene Dasein.

Im Herbst 1809 schied Baudissin von Göttingen, um in die Diplomatie Dänemarks einzutreten. Er durfte annehmen, unter Freunden und Verwandten zu arbeiten, denn der gesammte höhere Dienst Dänemarks am Hofe und bei der Regierung galt für eine Domäne des schleswig-holsteinischen Adels. Und es war etwas Unerhörtes, daß gerade damals ein Däne,

Rosencrantz, das auswärtige Ministerium inne hatte. Schon im December ward Baudissin zum Legationssecretär für Schweden ernannt, und im Januar 1810 ging er mit dem Gesandten Grafen Dernath, einem Bruder seiner Mutter, nach Stockholm ab. Dort erlebte er als thätiger Theilnehmer eine Periode der größten Umwälzungen, durch welche Schwedens Zukunft bestimmt werden sollte. Kurz nach seiner Ankunft starb der beim Volk beliebte Kronprinz, Bruder des Herzogs von Augustenburg, der zum Nachfolger des kinderlosen alten Königs Karl XIII erwählt war. Im Volk verbreitete sich das — nach Baudissins Ueberzeugung unwahre — Gerücht, er sei von der Adelspartei vergiftet worden. Baudissin sah mit an, wie bei dem Leichenzuge des Kronprinzen der Reichsmarschall Graf Fersen in seiner vergoldeten Kutsche vom Pöbel angehalten, in ein Haus gedrängt, wieder auf die Straße gezerrt und dort scheußlich umgebracht wurde, weil er für einen der Mörder galt. Nach dem Tode des Thronerben begann ein emsiges Intriguiren um die Thronfolge. Während Wolfs Oheim dahin arbeitete, die Krone Schwedens an Dänemark zu bringen, und während die große Mehrzahl der Schweden den Herzog von Augustenburg zum König begehrte, gelang es einem entschlossenen französischen Agenten, das Heer, die Stände und allmählich die öffentliche Meinung durch falsche Vorspiegelung für den Marschall Bernadotte umzustimmen. Der kraftlose König mußte nachgeben und der Prinz von Ponte-Corvo wurde zum Kronprinzen und thatsächlichen Regenten Schwedens erwählt.*)

Baudissin war im Anfange durch die weltmännische Frivolität seines Oheims erschreckt und abgestoßen, er fühlte sich

*) Baudissin hat selbst „Im neuen Reich", 1871 Nr. 1 die Verhältnisse in Schweden und die Erfahrungen, welche er damals machte, geschildert. Der kurze Aufsatz — die einzige Episode aus seinem Leben, welche er den Lesern gegönnt hat — ist auch für den Historiker von Interesse, er gibt ein gutes Bild der Zustände in Stockholm.

in den wirren und ungesunden Zuständen des Staates und unter der flachen französischen Verbildung der damaligen Stockholmer Gesellschaft völlig vereinsamt, und nur sein reinliches Wesen und der Fleiß, mit dem er in den Freistunden für sich las und arbeitete, bewahrten ihn davor, in dem nichtigen Treiben der vornehmen Gesellschaft, unter eitlen Männern und gefälligen Frauen, von seinem Gehalte einzubüßen. War er in seinem Leben jemals unzufrieden mit seinem Schicksal, so war er es damals. Allmählich gewann er doch Interesse an seiner Umgebung und er fand, was bei seinem Wesen natürlich war, auch Menschen, welche ihm lieb wurden. Er lernte, freilich in anderer Weise, als sein Oheim einem jungen Diplomaten für wünschenswerth erachtete, das Glück und die Schmerzen eines zarten Verkehrs mit Frauen kennen. Bald empfand er auch Sorge über die Politik seiner Regierung und die persönliche Stellung seines Oheims. Dieser, der in seiner Art dem Neffen aufrichtig wohl wollte, war ein Herr von behendem Geist, im persönlichen Verkehr den meisten seiner Collegen überlegen, aber als Politiker der Sohn einer argen Zeit, in welcher man wenig fand, was als fest und groß zu ehren war. Er hatte eine übermäßige Neigung zu Intriguen und war voll von Projecten, auf denen er in eitlem Selbstvertrauen bestand, und ihm begegnete, was einer ganzen Classe von geistreichen Diplomaten das Spiel zu stören pflegt, er unterschätzte die Bedeutung der realen Verhältnisse, mit denen er zu rechnen hatte, und sah und hörte zu sehr, was seinen Projecten genehm war. Sein Plan war auf Napoleon gestützt, er traute sich zu, Schweden trotz der Wahl des Prinzen von Ponte-Corvo doch noch an Dänemark zu bringen, und er wußte seinen König und das Ministerium seiner Auffassung geneigt zu machen.

Wolf erkannte bei den vergeblichen Bemühungen seines klugen Oheims, wie sorgfältig der Politiker in Geschäften sich vor zu großer Feinheit und vor Selbstgefälligkeit zu hüten hat. Aber während der junge Secretär mit offenen Augen

und mit Nutzen für sich selbst in das unheimliche Treiben sah, welches ihn umgab, blieb es ihm immer noch eine fremde Welt, seine unablässige Sehnsucht war stille Geistesarbeit und sein höchster Wunsch die Reise nach Italien.

In dieser Zeit las er Arndt's Bücher und gewann den Mann von Herzen lieb, der, wie er selbst, als ein Deutscher unter der Landeshoheit eines fremden Fürsten aufgewachsen war, und der doch sein deutsches Wesen so tapfer gegen alle Fremden vertrat. Baudissin schrieb an Arndt und sprach ihm seinen Dank und seine Hochachtung aus. Daraus entstand ein Briefwechsel, der bald einen vertraulichen Charakter erhielt.

Im Sommer 1811 unternahm Baudissin eine schnelle genußreiche Fahrt nach dem schwedischen Norden. Als er zurückkam, sollte er endlich auch in seinem Berufe das Selbstgefühl gewinnen, welches dem bescheidenen Mann durch persönliche Erfolge bereitet wird. Im Herbst 1811 wurde sein Gesandter der fortgesetzten Intriguen wegen in Stockholm unmöglich und als er abgerufen werden mußte, ward Wolf Baudissin zum Geschäftsträger ernannt und blieb durch das Jahr 1812 bis März 1813 Vertreter Dänemarks. Wahrlich in keiner leichten Stellung. Seine Regierung, noch im Besitz Norwegens und der deutschen Herzogthümer, hatte trotz trüber Erfahrungen die Hoffnung nicht aufgegeben, skandinavischer Großstaat zu werden, und war geneigt auf die Unbesiegbarkeit Napoleons zu vertrauen. Auf der anderen Seite wurde für den Kronprinzen von Schweden, wie für Rußland und England die Bundesgenossenschaft Dänemarks höchst erwünscht. Bernadotte ersehnte sich die Führerschaft eines schwedisch-dänischen Heeres, und die Russen boten den Dänen freigebig deutsches Land als Preis des Bündnisses an. Da geschah es, daß der junge Vertreter Dänemarks die Zuneigung und das Vertrauen der erfahrenen diplomatischen Ränkeschmiede erhielt, und daß Stockholm die Stätte wurde, von welcher man die dänische Regierung für das große östliche Bündniß gegen Napoleon zu

gewinnen suchte. Der russische Gesandte Baron Suchtelen wollte lieber durch Baudissin als durch den russischen Gesandten in Kopenhagen seine Anerbietungen machen, und der Kronprinz erklärte geradezu, daß er seinem eigenen Gesandten in Kopenhagen mißtraue und vorziehe durch den dänischen Vertreter mit dem dortigen Cabinet zu verkehren. Seit dem Herbst 1812 wetteiferten der Russe und der Schwede mit Anerbietungen, die in vertraulichster Weise gemacht wurden. Baudissin fand sich in der glücklichen Lage, in der Hauptsache ihrer Meinung zu sein, und vertrat bei seiner Regierung im Widerspruch mit den Plänen seines Oheims die Ueberzeugung, daß Dänemarks Heil ein Bündniß mit den Ostmächten erfordere. Der Gedanke war ihm furchtbar geworden, daß sein Heimatstaat in Waffen gegen eine deutsche Erhebung treten könne. Seine Regierung, welche doch der entgegengesetzten Ansicht zuneigte, war nicht karg mit Lobsprüchen über seine Thätigkeit, und der Minister dankte ihm wiederholt, wahrscheinlich weil man in Kopenhagen bei innerer Unsicherheit den Werth seiner sachlichen Darstellung zu schätzen wußte und weil das Vertrauen, welches die Fremden dem jungen Diplomaten bewiesen, auch daheim angenehm berührte. In der That besaß Baudissin einige der besten Eigenschaften, welche dem Vertreter eines Staates im Auslande wünschenswerth sind. Feste Redlichkeit, schweigsames Anhören, gutes Beobachten, ausgezeichnetes Gedächtniß, und ein sauberes, genaues Wiedergeben empfangener Eindrücke, nichts von eitler Geschäftigkeit und von dem doctrinären Eifer, welcher dazu verleitet, die wirklichen Verhältnisse nach den eigenen Ansichten umzudeuten. Seine Harmlosigkeit und offene Hingabe da, wo er vertraute, wurden doch durch angeborene Vorsicht und durch ein kluges Urtheil über den Charakter seiner Umgebung in Schranken gehalten. Als die Nachricht von Napoleons russischen Niederlagen nach Stockholm kam, erglühte seine Seele von patriotischer Begeisterung und er schrieb seiner Schwester: „Keine Poesie und Beredtsamkeit gewährt solchen

Jubel wie die Politik in diesem Augenblick. Hätte man doch fast seinen Glauben an die Vorsehung aufgeben müssen, wenn die Franzosen nicht gescheitert wären."

Gerade in dieser Zeit hatte Baudissin eine Freude anderer Art. Frau von Staël und August Wilhelm Schlegel waren nach Stockholm gekommen, beide behandelten ihn mit besonderer Auszeichnung und er trat bald zu ihnen in ein näheres Verhältniß. Der Geist der Staël bezauberte ihn, „sie hat die angenehmste Häßlichkeit, die man sich denken kann, sie ist eine Andere geworden", schrieb er, „als sie war, da sie die Delphine drucken ließ, ich möchte sie immer und ewig sprechen hören, und wenn ich Abends von ihren Soupers nach Hause komme, kann ich vor all ihren geistreichen Gedanken und Worten kaum einschlafen, wie wenn man als junger Mann nach einem Balle nicht einschläft." Nach angestrengter Tagesarbeit am Schreibtische eilte er zu den politischen Unterredungen mit dem schwedischen Kronprinzen, zuletzt zum Thee der wandernden Geistreichen, und er wünschte oft, dem Tag einige Stunden zusetzen zu können.

Im März 1813 entschied man sich zu Kopenhagen, dem Sterne Napoleons zu vertrauen. Baudissin verbrannte den Inhalt des Gesandtschaftsarchivs und reiste nach Kopenhagen ab. Dort wurde er wider Erwarten sehr wohlwollend empfangen, der Minister ertheilte ihm große Lobsprüche und König Friedrich VI begrüßte ihn mit den Worten: „Jeder hat seine Ansicht, und Sie haben die Ihre, welche ich nicht theile. Ich bin übrigens mit ihren Depeschen zufrieden gewesen." Aber nur kurze Zeit sollte er sich des Bewußtseins freuen, seine Pflicht gethan zu haben. Im Mai, als er gerade bei Verwandten auf dem Lande war, erhielt er eine geheimnißvolle Botschaft des Ministers Rosencrantz, sofort nach Kopenhagen zu kommen, um am nächsten Tage in einer diplomatischen Sendung abzugehen. Als er nach angestrengter Fahrt in der letzten Stunde am Ministerhotel anlangte, wurde ihm von Herrn

von Rosencrantz eröffnet, er müsse zur Stelle mit dem Minister Kaas in außerordentlicher Gesandtschaft nach Dresden zum Kaiser Napoleon reisen, um das Bündniß abzuschließen.

Diese Nachricht traf ihn wie ein Donnerschlag. Er führte alle, auch sachliche, Bedenken an, welche ihn ungeeignet machten, und bat dringend, einen Anderen mit solchem Auftrage zu betrauen. Der Minister antwortete, es sei zu spät, Baudissin's Name sei bereits in der Instruction genannt und der König habe besondere Gründe gehabt ihn zu wählen. Er eilte zum Könige und sagte diesem gerade heraus, daß er seiner Gesinnung wegen für diese verhängnißvolle Mission nicht passe. Der König antwortete kurz, er müsse gehen und er wünsche ihm glückliche Reise. Da fuhr Baudissin noch zu seinem Vater, der im Herzen seine Gesinnung theilte, dieser aber, an soldatischen Gehorsam gewöhnt, entschied, der Sohn habe durch das offene Aussprechen sein Gewissen bewahrt, den übernommenen Auftrag habe er auszuführen, dann möge er seine Entlassung nehmen. In der nächsten Stunde war Wolf mit Herrn von Kaas auf dem Wege nach Hamburg.

Der junge Diplomat kam sich vor wie ein Verbrecher, dem das Bewußtsein einer tötlichen Schuld die Seele belastet. Auf der See und während der Fahrt durch die Herzogthümer suchte er unabläßig einen Weg, sich von dieser unglückseligen Sendung zu lösen. In Holstein erbat er bei seinem Chef Urlaub für wenige Stunden, um von dem Nachtquartiere Rendsburg aus einen kurzen Besuch zu Emkendorf, dem nahen Gute des Grafen Fritz Reventlow zu machen. In Altona sollte er am nächsten Tage wieder mit dem Minister zusammentreffen. Um 11 Uhr Abends kam er auf dem Gute seiner Verwandten an. Der warme Empfang und die sympathischen Gesinnungen, welche er dort fand, bestärkten ihn in dem verzweifelten Entschlusse, den er gefaßt hatte. Die Freunde, bei denen er weilte, durfte er nicht in den Verdacht bringen, daß sie seinen Widerstand gegen den königlichen Willen unterstützt hätten. Er wollte sich

also in Wahrheit die Möglichkeit nehmen, weiter zu reisen. In gehobener, fast freudiger Stimmung durchwachte er die Nacht. Am Morgen bat er einen jungen Arzt, Dr. Franz Hegewisch, der als Bekannter der Familie zufällig gegenwärtig war, ihm den linken Oberarm auf zwei Stühle zu legen und mit einem kräftigen Hammerschlage zu zerbrechen. Der hohe Ernst und die leidenschaftliche Bewegung des jungen Diplomaten rissen den Arzt hin, der selbst eine enthusiastische Natur war, er erklärte sich bereit, doch müsse der Hausherr zuvor davon wissen. Graf Reventlow billigte mit Wärme den Vorsatz Baudissins, sich dem Auftrage zu versagen, doch nicht durch einen Armbruch dürfe er das thun. Dergleichen wage vielleicht auch ein Conscribirter, um sich dem Militärdienste zu entziehen. „Wollen Sie das Ganze thun, so schreiben Sie sogleich von hier dem Könige, Sie könnten seinem Befehle gegen Ihre Ueberzeugung nicht folgen, Sie seien genöthigt, Ihre mündliche Bitte nach reiflicher Ueberlegung schriftlich zu wiederholen, und Sie seien bereit, sich jeder Strafe zu unterziehen. Erwarten Sie hier den Ausgang. Von diesem Schritte darf Sie der Gedanke nicht abhalten, daß Sie dadurch mich selbst in die Untersuchung verwickeln könnten. Wäre dies der Fall, so würde ich es als eine Ehre betrachten."

Unter diesen verständigen Worten wurde Baudissins Herz leicht. Er schrieb sogleich in solchem Sinne an den König und an seinen Mitgesandten. Umgehend traf die Antwort von Kopenhagen ein, er habe sich als Gefangener auf der Veste Friedrichsort bei Kiel zu stellen. Dort wurde er im Anfange nachsichtig behandelt und durfte frei umhergehen, bald jedoch ging ihm von der dänischen Kanzlei der Bescheid zu, daß er entweder als Staatsgefangener zweiten Grades ein ganzes Jahr abzusitzen oder seine Sache einer gerichtlichen Untersuchung durch den Generalfiskal zu überlassen habe. Der Minister Rosencrantz schrieb ihm vertraulich selbst, er möge das Erstere wählen. Das that Baudissin. Er wurde auf der

Festung in einem kleinen Zimmer verwahrt, erhielt aber doch das Recht, ein Fortepiano und Bücher zu halten und in Begleitung einer Schildwache täglich zwei Stunden auf dem Walle spazieren zu gehen. Fortan lebte er in stiller Arbeit, schrieb an einer Uebersetzung des Dante, durfte zuweilen Besuch von Verwandten annehmen, und wurde durch Zeichen warmer Theilnahme erfreut, welche ihm von Leuten aus dem Volke zukamen.

So verbrachte er als Gefangener den Sommer des großen Jahres. Seine ganze Seele war bei der deutschen Erhebung und er beschloß, nach Beendigung seiner Haft, wenn sich zu Kopenhagen das System nicht gründlich ändere, seinen Abschied zu nehmen und in deutschen Kriegsdienst zu treten; denn sich mit Feder oder Schwert an dem Kampfe gegen Napoleon zu betheiligen, sei auch ihm eine heilige Pflicht.

Die Völkerschlacht bei Leipzig bereitete aber in Dänemark einen Umschwung vor. Zehn Tage nach der Schlacht wurde er durch einen Gnadenact aus seinem Arreste entlassen, wozu der Geburtstag der Königin den Vorwand gab.

Jetzt ließ sich zwar Baudissin auf den Wunsch seines Vaters wieder im dänischen Dienst anstellen; er wurde als Legationssecretär in das Hauptquartier der Verbündeten gesandt, erreichte sie in Troyes und folgte nach Paris, von da ging er nach Wien zu dem Congreß. Sein Chef war Graf Christian Bernstorff, zu dem er schon im Jahre 1812 als Secretär für Wien designirt war. Das bewegte Leben des Feldzuges und die Vorbereitungen zum Congreß gaben ihm eine Fülle von Anregung und belehrenden Eindrücken. Dennoch gefiel es ihm im dänischen Dienst nicht mehr. Wahrscheinlich war in Kopenhagen der frühere Widerstand nicht vergessen, und er selbst sehnte sich jetzt nach der Heimat. Er trat zum zweiten Male aus; diesmal in völliger Ungnade. Die nächste Veranlassung war wohl, daß sein Vater starb und er die Herrschaft Rantzau übernahm. Im Herbst 1814 vermählte er sich mit

seiner Cousine Julie Gräfin Baudissin von Knoop. Er hatte ihr schon im Jahre 1808 eine Beschreibung seiner Schweizerreise in Briefen zugeschrieben, und während seiner Haft in Friedrichsort waren der briefliche Verkehr mit ihr und gelegentliche Besuche der Familie seine beste Erheiterung gewesen. Sein Gegensatz zu Kopenhagen wurde dadurch verschärft, daß er sich als Gutsherr von Rantzau und Mitglied der ritterschaftlichen Deputation an der von Dahlmann geleiteten Vertheidigung der schleswig-holsteinischen Landesrechte mit Wärme betheiligte. Es waren die ersten kurzen Wellen einer deutschen Opposition gegen die dänischen Ansprüche, welche damals aufschlugen. In Kiel und auf den großen Gütern fand er ein reges politisches Leben und bei Vielen seiner Standesgenossen eine warme patriotische Gesinnung. Lebhaft wurde in den Zusammenkünften der Gutsherren über die sogenannte dänische Reichsbank und über eine Steuerverweigerung verhandelt, welche in Holstein gegenüber dem ungesetzlichen Vorgehen der Regierung versucht werden sollte. Im Sommer 1815 wurden die „Kieler Blätter“ von Mitgliedern der Universität gegründet und vortrefflich redigirt. Die Zeitschrift erlangte für den Verfassungskampf in den Herzogthümern schnell eine hohe Bedeutung. Auch Baudissin schrieb seine ersten Artikel hinein, worin er die Beschränkung des Adels und seiner Titel auf die ältesten Söhne als ein Interesse des modernen Staates vertrat. Doch war die Zeit allgemeiner Ermüdung und Reaction diesen Regungen deutscher Selbständigkeit sehr ungünstig. Die Führer der politischen Bewegung in Holstein wurden ihrer einflußreichen Stellung enthoben, und verloren das Vertrauen auf den Sieg. Auch Baudissin empfand den Druck der dänischen Reaction. Er arbeitete still für sich, nahm wieder den Shakespeare vor und übersetzte das letzte historische Drama aus der englischen Geschichte, welches Schlegel nicht übertragen hatte, Heinrich VIII, der als sein erstes Buch 1818 gedruckt wurde. Das Glück der Häuslichkeit, das er in seiner guten Art innig

und mit frommer Dankbarkeit gegen die Vorsehung zu genießen wußte, wurde in dieser Zeit durch die Erkrankung seiner Gemahlin getrübt; — die Ehe blieb kinderlos, — und Badereisen vermochten der Leidenden die völlige Genesung nicht zurückzubringen. Da beschloß Baudissin mit ihr die langersehnte Reise nach Italien zu unternehmen.

Selten ist ein Deutscher mit so großer Genußfähigkeit und so guter Vorbildung für Alles, was Natur und Kunst dem Menschen zu bieten vermögen, über die Alpen gezogen, und selten hat ein Anderer so dauerhaft die heitere Verklärung mit sich herumgetragen, welche das schöne Land den bevorzugten Reisenden gewährt. Als er im Februar 1821 zu Rom eintraf, kam er sich vor wie im Himmel, in einer Art von stiller Seligkeit verkehrte er mit der Kunst und den geistesverwandten Menschen, welche er dort fand. Schnell wurde sein Haus zu Rom der Mittelpunkt für einen Kreis Auserwählter. Kästner, v. Stackelberg, die Rhedeus, Thorwaldsen und eine Anzahl jüngerer Künstler bildeten die heitere Abendgenossenschaft, unter ihnen der junge Schnorr, der von da bis zu seinem Tode in Dresden ein treuer Freund des Hauses bleiben sollte. Und Baudissin schrieb nach der Heimat: „Uns geht es hier viel zu gut, Rom ist das Paradies der Seele und ich klammere mich mit allen Sinnen an die Gegenwart fest.“ Von Rom aus wurde langsam das übrige Italien erobert: Reise nach Toscana, Aufenthalt in Neapel, Villeggiaturen. Und das Liebste von Allem waren doch die guten Menschen, welche er sich gewann. Als nach dreijährigem Aufenthalt 1823 die Baudissins zur Abreise rüsteten, frug Stackelberg traurig: „Sind Sie auch recht gewiß, daß die Freude derer, die Sie erwarten, so groß ist als das Herzeleid, welches Sie uns anthun?“

Und doch, wie glücklich Baudissin sich auch in Italien gefühlt hatte, ganz freiwillig war der lange Aufenthalt in der Fremde nicht gewesen. Schon im Jahre 1821 erhielt er eine anonyme Warnung — sie kam vom Grafen Christian Berns-

torff — er möge für die nächste Zeit nicht wieder in sein Vaterland zurückkehren. Die Briefe, welche er einst von Stockholm an Ernst Moritz Arndt geschrieben hatte, waren unter den Papieren desselben mit Beschlag belegt und direct an den König von Dänemark eingesandt worden. Irgend etwas darin — Baudissin wußte selbst nicht, was — hatte den heftigen Zorn des Königs erregt und bedrohte dem Schreiber die persönliche Sicherheit in der Heimat. Auch als Baudissin zwei Jahre später bei dem Minister Rosencrantz anfragte, wiederholte ihm dieser, es sei besser, wenn er vermeide in die Nähe des Königs zu kommen. Noch zehn Jahre später war der hohe Herr nicht besänftigt. Da Baudissin sich von jeder amtlichen Indiscretion frei wußte, so war es jedenfalls nur ein kräftiger Ausdruck deutscher Gesinnung in jenen Briefen, welcher zu Kopenhagen so tief verletzt hatte, wohl gerade deshalb, weil der Schreiber mit besonderer Gnade bedacht worden war. Erst 1840 vor der Krönung Christians VIII, welchem Baudissin von Kiel und Italien her bekannt war, wurde durch Correspondenz mit dem neuen Könige die Sache ausgeglichen, Baudissin erhielt eine Einladung nach Kopenhagen und ihm wurde der Wunsch ausgesprochen, daß er wieder in den dänischen Dienst zurücktreten möchte. Es war unter anderem davon die Rede, ihn zum Director der Museen zu machen, Baudissin aber vermied darauf einzugehen.

Nun hinderte ihn nach der Rückkehr von Italien die hohe Ungnade zwar nicht, sein Rantzau wiederzusehen, aber der dauernde Aufenthalt und ein sicheres Einleben in der Heimat blieben ihm versagt. So folgten wieder Jahre mit wechselndem Aufenthalt, bis Baudissin endlich 1827 mit seiner Gemahlin nach Dresden übersiedelte. Zur Wahl dieses Wohnsitzes bestimmten ihn nicht allein die landschaftliche Anmuth der Gegend, die Kunstschätze und der bequeme literarische Verkehr, sondern die stille Empfindung, daß seine Familie dort seit alter Zeit heimisch gewesen sei. Es war natürlich, daß

diese Erinnerung ihn gerade damals beeinflußte, wo er anfing sich nach einer sicheren und wohlthuenden Heimat zu sehnen. Diese Annahme seiner Zugehörigkeit trug wohl auch dazu bei, ihm bei Mitgliedern des königlichen Hauses Sachsen Vertrauen zu bereiten, obgleich er als Privatmann lebte, keinerlei Amt oder Dienst für sich wünschte und sich bei Hofe nur sehen ließ, wo dies nöthig war. Denn unsere höchsten Herren rechnen gern die Dienste der Ahnen dem Enkel zu Gute, und wissen in diesem Theil ihrer Hausgeschichte genau Bescheid. Die späteren Könige Friedrich August und Johann gönnten ihm achtungsvolle Zuneigung, dem letzteren wurde er ein Vertrauter bei seinen altitalienischen Sprachstudien.

Für ihn selbst aber wurde die Bekanntschaft mit Tieck am wichtigsten: sie hat wesentlich dazu beigetragen, seinem gesammten Leben einen neuen Inhalt zu geben, denn sie hat sein schriftstellerisches Talent nach der Richtung entwickelt, welche er schon als Student für die seinem Wesen am meisten entsprechende gehalten hatte, in der Thätigkeit eines poetischen Uebersetzers. Zuerst fesselte ihn die hohe gesellschaftliche Liebenswürdigkeit Tiecks und die Virtuosität, mit welcher dieser als Vorleser den Reiz dichterischer Werke zu erhöhen wußte. Dem Dichter aber that die aufrichtige Verehrung, welche ihm von Baudissin gezollt wurde, sehr wohl und ebenso wohl das feine Verständniß und die gebildete Empfänglichkeit für jeden Kunstgenuß. Bald traten die Baudissins zu dem Tieck'schen Hause in ein freundschaftliches Verhältniß. Für Baudissin aber und für uns alle war es ein glücklicher Umstand, daß er Tiecks Bekanntschaft zu einer Zeit machte, wo dieser durch eine zu schnell übernommene Verpflichtung bedrängt wurde.

Der Antheil Baudissins an der Schlegel'schen Uebersetzung Shakespeare's ist selten nach Verdienst gewürdigt worden. Es sei erlaubt, hier kurz das Sachverhältniß zu erzählen.

Schlegel hatte von 1797 bis 1801 sechszehn Dramen Shakespeare's übertragen, denen erst 1810 Richard III folgte, mit

diesem alle aus der englischen Geschichte, nur „Heinrich VIII" ausgenommen; ferner: „Romeo und Julie", „Sommernachtstraum", „Julius Cäsar", „Was ihr wollt", „Sturm", „Hamlet", „Kaufmann von Venedig" und „Wie es euch gefällt". Da Schlegel sich der Fortsetzung des Unternehmens versagte, mußte der Verlagshandlung Tieck als der geeignete Vollender erscheinen, denn Schlegel selbst hatte, während er übersetzte, viel auf Tiecks Rath gegeben, und dieser unmittelbar nach Schlegels Uebersetzung durch sein „Altenglisches Theater" die eigene Kenntniß und Uebertragungskunst bewährt. Als aber Tieck im Jahr 1824 die Fortsetzung des Schlegel'schen Shakespeare übernahm, war er nicht mehr in der Lage, die Arbeit auszuführen. Es fehlte ihm damals nicht sowohl an Zeit, als an dem beharrlichen Fleiß. Er selbst hat auch kein einziges Stück übersetzt, und seine Tochter Dorothee, ein Mädchen von starkem Willen, vortrefflichem Charakter und ungewöhnlicher Begabung, bereitete sich erst lernend vor, um dem Vater bei Erfüllung der übernommenen Aufgabe zu helfen. So kam es, daß von 1825 bis 1826 zwar Band 1, 2 und 4 der neuen Ausgabe erschienen, welche nur von Schlegel übersetzte Stücke — durch Tieck hier und da corrigirt — enthielten, daß aber seitdem der Druck vier Jahre ruhte, weil Meister Tieck kein Manuscript lieferte. Da war diesem hochwillkommen, daß er in dem Hausfreunde Baudissin einen Uebersetzer von ungewöhnlicher Begabung erhielt, welcher seine Kunst bereits an Heinrich VIII versucht hatte. Im Sommer 1829 faßte Baudissin den Entschluß, die umfangreiche Arbeit auf sich zu nehmen. Im November begann er. Zunächst wurde die Jugendarbeit Heinrich VIII revidirt und dadurch die Möglichkeit gewonnen, 1830 den 3. Band herauszugeben, der außer den letzten Stücken von Schlegel noch Heinrich VIII enthielt. Von da begann eine Thätigkeit Baudissins, welche sowohl nach ihrer Energie als nach ihrer Bedeutung eine große Leistung genannt werden darf. In weniger als drei Jahren beendete er die Uebersetzung von

zwölf Stücken, z. B. in einem Jahr 1831 die „Komödie der Irrungen“, „Troilus“, „Die lustigen Weiber“, „Othello“ und „Lear“. Neben ihm war Dorothee Tieck thätig. Für beide Uebersetzer wurden diese Jahre, in denen die letzten fünf Bände der Ausgabe erschienen, zugleich die Zeit einer inneren Erhebung, und ihre gemeinsame Thätigkeit die Grundlage einer achtungsvollen Freundschaft.

Wenn aber Tieck in seiner behenden Weise am Schluß der Gesammtausgabe sich selbst unter verbindlichen Worten für seine Mitarbeiter als den eigentlichen Redacteur und Vollender ihrer Uebersetzungen darstellt, so ist, wenn man der Wahrheit gerecht werden will, auch dieser Antheil ihm nicht zuzuschreiben. In den hinterlassenen Manuscripten Baudissins, nach welchen die Abschriften für den Druck genommen wurden, sind sämmtliche Correcturen von Baudissins Hand. Aus den Tagebüchern desselben ist ersichtlich, daß er eine Uebersetzung erst beendete und dann in den berühmten Lesestunden bei Tieck selbst vorlas oder vorlesen ließ. Dann machte Tieck zu einzelnen Versen seine Bemerkungen, die dem Uebersetzer, namentlich wo sie den Sinn dunkler Stellen zu deuten suchten, nicht immer als Besserungen erschienen.

Nun versteht sich von selbst, daß das Interesse, welches der geistvolle Dichter an den Uebertragungen nahm, dem Ausdruck bei vielen Einzelheiten zu Gute kam; aber dieser Antheil Tiecks ging nicht über den Einfluß hinaus, den jeder sachkundige literarische Freund als Vertrauter einer solchen Arbeit ausübt. Um seine eigene Thätigkeit zu erweisen, beschloß Tieck, die Stücke mit den bekannten Anmerkungen zu versehen, und Baudissin trieb ihn zu der Ausführung. Doch gerade diese Anmerkungen sind ein Zeugniß, wie flüchtig, im Ganzen betrachtet, Tieck das Unternehmen behandelt hat. Auch als 1839 eine neue Ausgabe der Shakespeare-Uebersetzung nöthig wurde, vor welcher Schlegel — nebenbei bemerkt — gegen alle Aenderungen, welche Tieck in den Schlegel'schen Stücken vorgenommen,

protestirte und Wiederherstellung seines ursprünglichen Textes forderte, machte sich die Sache so, daß zwar Tieck der Revision täglich eine Stunde zu widmen beschloß, in welcher er mit Baudissin die Texte durchgehen wollte, daß aber dieser erst zu Hause sorgfältig vorarbeitete und die Vorschläge machte; und Baudissin durfte sich sagen, daß ohne ihn Tieck zu einer Theilnahme an der Revision überhaupt nicht gekommen wäre.

Baudissin übersetzte außer „Heinrich VIII" noch zwölf Stücke: „Der Widerspenstigen Zähmung", „Viel Lärm um Nichts", „Komödie der Irrungen", „Liebes Leid und Lust", „Die lustigen Weiber von Windsor", „Titus Andronicus", „Antonius und Kleopatra", „Maß für Maß", „König Lear", „Troilus und Cressida", „Ende gut, Alles gut", „Othello". Ob er an den sechs Stücken Dorothea's: „Die beiden Veroneser", „Coriolanus", „Das Wintermärchen", „Timon", „Cymbeline" und „Macbeth" irgendwie betheiligt war, wird nicht mehr festzustellen sein. Die Manuscripte Dorothea's allein könnten dies ausweisen. In Baudissins Handschriften, die der königlichen Bibliothek zu Dresden geschenkt sind, findet sich eine Seite, wo Varianten von Dorothee stehen, und eine ganze Seite, wo die Verse abwechselnd mit „D." und „ich" bezeichnet sind, so, als hätten sich die beiden Uebersetzer den Scherz gemacht, abzuwechseln. Aehnliches Zusammenarbeiten mag auch bei anderen Uebersetzungen stattgefunden haben. Dorothea's Begabung und ihr Fleiß waren sehr groß, mit ihrer Sprache, zumal mit dem Klang ihrer Verse war Baudissin oft nicht einverstanden.

Doch die Gerechtigkeit verlangt, Baudissins Antheil an dem Uebersetzungswerke nicht nur dem Umfange nach zu vertreten, auch die Bedeutung seiner Arbeit gegen ungerechte Angriffe zu vertheidigen. Es hat neueren Uebersetzern zuweilen beliebt, die Uebertragung Schlegels, dessen weiter literarischer Ruf Respect einflößte, zwar als unübertrefflich zu rühmen, an der Baudissins aber zu mäkeln. In Wahrheit waren beide, wie

jede Uebersetzung, an einzelnen Stellen der Verbesserung bedürftig, weil die Uebersetzer den Sinn nicht richtig wiedergegeben hatten, oder weil ihnen nicht immer gelang, der eigenthümlichen, von Schwulst nicht freien, Rhetorik Shakespeare's einen leicht verständlichen Ausdruck zu geben.

Beide Uebersetzer arbeiteten ohne die reichen literarischen Hilfsmittel, welche jetzt den Kritikern zu Gute kommen; beide übersetzten nicht immer nach dem relativ besten Texte der alten Drucke, und beide vollendeten ihren Theil der Uebersetzung in der angestrengten Thätigkeit weniger Jahre. Denn auch sechszehn Stücke Schlegels erschienen im Laufe von vier Jahren, und wurden höchst wahrscheinlich in derselben Frist geschrieben. Baudissin aber war in ungünstigerer Lage, er schuf unter dem Zwange einer unerfüllten Verpflichtung, die seinen Freund Tieck bedrängte, seine Uebersetzungen wanderten, sowie sie beendigt waren, in die Druckerei; da ist selbstverständlich, daß sie an Vollendung nicht gleich sind, und daß sich manche leicht zu bessernde Versehen auffinden ließen, an denen es übrigens bei Schlegel auch nicht fehlte. Aber wenn in den tragischen Scenen bei Schlegel und in einem Theile der humoristischen eine stärkere Sprachgewalt und Energie des Ausdruckes zu rühmen ist, so hat auch Baudissin, der gerade mehre der sprachlich schwierigsten Stücke übertrug, in Wiedergabe der launigen sowohl als der epigrammatisch zugespitzten Stellen eine Meisterschaft bewiesen, die bewundernswerth ist und den Vergleich mit Schlegel wahrlich nicht zu scheuen hat. Es sei nur an „Viel Lärm um Nichts", „Antonius und Kleopatra" und nicht zuletzt an „Liebes Leid und Lust" erinnert, sämmtlich als Uebersetzungen Kunstwerke von seltener Tüchtigkeit. Und was seinen tragischen Stil betrifft, so hätte der Uebersetzer des „Lear" und „Othello" schon um dieser Stücke willen vollen Anspruch, unter den besten deutschen Bearbeitern fremder Poesie genannt zu werden. Es ist den Späteren leicht geworden, an seiner guten Arbeit zu feilen und zu ciseliren.

Er selbst wuchs während der Arbeit. In Heinrich VIII war der Stil noch schwerflüssig, und der Uebersetzer ängstlich bemüht, die alterthümliche Farbe wiederzugeben. Allmählich gelangte er zur vollen Herrschaft über die Sprache; er hatte dabei, neueren Uebersetzern gegenüber, den Vortheil, daß durch das fleißige Vorlesen und Anhören dramatischer Dichtungen sein Gefühl für Tonfall und leichte Verständlichkeit gesprochener Verse zu großer Feinheit ausgebildet war.

Hochsinnig überließ Baudissin dem befreundeten Tieck die Ehre, daß dieser der Uebersetzung seinen Namen gab, und ebenso überließ er demselben die buchhändlerischen Resultate der Arbeit. Das Honorar hatte er für die Töchter Tiecks bestimmt.

Aber Tieck muthete dem Freunde noch mehr zu. Ihn hatten besonders die Anfänge Shakespeare's beschäftigt, die Stücke, bei denen Shakespeare's Autorschaft unsicher erschien. Er hielt wenigstens zehn dieser Dramen: den älteren König Johann, den Flurschütz von Wakefield, den — unzweifelhaft echten — Perikles, Lokrine, den lustigen Teufel von Edmonton und den älteren König Lear, außerdem Eduard III, Thomas Cromwell, Oldcastle, und sogar den Londoner Verschwender, für Shakespeare'sche Dramen. Die ersten sechs hatte er früher in seinem Altenglischen Theater in deutscher Uebersetzung herausgegeben.

Wahrscheinlich hat er mit seiner Ansicht bei einem und dem anderen Stücke gegenüber den englischen und späteren deutschen Kritikern Recht. Bei solchen Dramen, wo selbst eine unsichere äußere Beglaubigung fehlt, wird das Sachverhältniß immer unklar bleiben, weil wir die Verhältnisse, unter deren Zwange Shakespeare schuf, nicht mit der nöthigen Genauigkeit abzuschätzen vermögen. Wir wissen zwar, daß das geistige Eigenthumsrecht bei Dramen damals nicht ganz so aufgefaßt wurde wie jetzt, aber wir verstehen vor dem einzelnen Falle nicht, wie weit Shakespeare es doch hätte respectiren müssen. Wir wissen überhaupt nicht, wie weit er als Bear=

beiter durch Aenderungen und Zusätze bei Dramen Anderer thätig war; auch nicht wie weit er dem Tagesbedarf des „Globus“ oder einer anderen Gesellschaft durch flüchtig gearbeitete, volksthümliche Stücke entgegen kam; endlich vermögen wir nicht sicher zu unterscheiden, was seine eigene Jugendarbeit oder das Werk eines getreuen Nachahmers ist, der unter dem Einfluß des Shakespeare'schen Stils schrieb.

Tieck veranlaßte nun den Grafen Baudissin, die vier letzten der genannten altenglischen Dramen zu übersetzen, und da er davon absehen mußte, dieselben der Shakespeare-Ausgabe einzuverleiben, so ließ er sie unter dem Titel: „Vier Schauspiele von Shakespeare, übersetzt von Ludwig Tieck“ (Stuttgart, Cotta. 1836) erscheinen. Bei diesem Werke gönnte er dem Publikum nicht einmal eine Andeutung, daß die ganze Arbeit von einem Andern herrührte.*)

Die vollendete Uebersetzung Shakespeare's wurde Gemeingut der deutschen Nation, eines von den großen Werken, durch welche Bildung und Geschmack des ganzen jüngeren Geschlechts gezogen worden sind, und Baudissin erlebte in späteren Jahren oft, daß ihm in der Unterhaltung Stellen der Uebersetzung mit Lob und Kritik entgegen gehalten wurden, seine eigenen Uebertragungen, welche unter fremdem Namen liefen, dann sah er schweigend mit heiterem Lächeln vor sich nieder.

Wenn aber Tieck bei seiner Aneignung fremder Thätigkeit immer die Entschuldigung für sich hatte, daß sein Freund da-

---

*) Die Autorschaft Baudissins, welche überhaupt in literarischen Kreisen nicht Geheimniß blieb, ist durch diesen selbst bezeugt in dem Artikel Baudissin der neueren Ausgaben des Brockhaus'schen Conversationslexikons, welchem er auf Ersuchen der Verlagshandlung die literarischen Notizen eingesandt hat. Die erwähnte Ausgabe der vier Stücke führte übrigens auf dem äußeren Deckblatte einen anderen Titel: „Vier historische Schauspiele Shakespeare's, herausgegeben von Ludwig Tieck,“ auf dem Rücken gar die Bezeichnung: „Tieds Shakespeare“ mit der Jahrzahl 1834.

von wußte, so kommt späteren Herausgebern dieser Umstand nicht zu Gute. Als die Verlagshandlung im Jahre 1867, neben der von M. Bernays gut besorgten Handausgabe, eine größere revidirte Ausgabe des deutschen Shakespeare veranstaltete, übertrug sie die Redaction der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Allerdings war eine gründliche Revision sehr wünschenswerth geworden. Durch die Thätigkeit der englischen und deutschen Kritiker war eine große Anzahl dunkler Stellen erklärt, für einzelne Stücke auch bessere Grundlage gefunden worden, die gesammte Kritik des Shakespeare'schen Textes hatte eine umfangreiche Literatur gewonnen. Auch war es in der Ordnung, daß jüngere Kräfte diese Revision übernahmen. Da aber geschah es, daß in der literarischen Einleitung, welche Professor Ulrici der neuen Ausgabe vorsetzte, Baudissin als Uebersetzer gar nicht mehr genannt wurde. Sechs Dramen seiner Uebersetzung wurden entfernt, darunter mehre seiner besten Arbeiten, wie „Heinrich VIII", „Liebes Leid und Lust" und „Troilus", an ihrer Stelle neue Uebersetzungen von W. Hertzberg eingestellt. Bei sieben anderen Dramen Baudissin's hatten die Revisoren die Unbefangenheit, sich als „Bearbeiter" vorzuschreiben und Tieck als Uebersetzer, obgleich sie das Sachverhältniß genau kennen mußten. Und ihre Aenderungen sind durchaus nicht immer Verbesserungen. Möge es den Herren von der Shakespeare-Gesellschaft zur Befriedigung gereichen, wenn sie erfahren, daß Baudissin die Rücksichtslosigkeit, mit welcher sie sich auf seinen Stuhl gesetzt hatten, schweigend ertrug, und beim Vorlesen zwar über das, was sie ins Schlechtere geändert hatten, das Haupt schüttelte, aber jede Besserung, die ihnen gelungen, mit warmem Lobe begrüßte. Und doch wußte er, daß seine Arbeit Ehre und Stolz seines Lebens war.

Wie kam es aber doch, daß Baudissin die souveräne Weise, in welcher Tieck über seine Arbeit verfügte, willfährig geschehen ließ, ja, daß er sich befriedigt fühlte durch die artige Erwäh-

nung seiner Thätigkeit in den Anmerkungen des Freundes? Ist solche Selbstlosigkeit nicht zu groß? zumal sie einen Andern verleitete, sich mit falschem Scheine zu umgeben. Und welche Veranlassung haben wir, das Sachverhältniß in unseren Literaturwerken anders darzustellen, als mit Baudissins Wissen in jenen Jahren geschah? Auf solche Fragen gibt es eine zureichende Antwort. Baudissin hatte bis dahin, wahrlich ohne seine Schuld, fast immer als Genießender gelebt. Von seiner diplomatischen Laufbahn, ja selbst von der ruhigen Thätigkeit eines Gutsherrn in seiner Landschaft war er durch Verhältnisse, denen er nicht gebieten konnte, getrennt worden; es ist wahr, immer hatte er mit beharrlichem Fleiße für sich gearbeitet, und sein Dasein war hilfreich und ein Glück gewesen für Alle, welche ihm das Schicksal nahe stellte; aber die männliche Freude, seine Kraft zum Nutzen für Viele zu verwenden und seine eigenthümliche Begabung schöpferisch geltend zu machen, hatte er bis dahin kaum empfunden. Jetzt wurde ihm, dem vierzigjährigen Manne, durch den literarischen Freund Gelegenheit zu einer großen Thätigkeit geboten. Mit einer stillen Erhebung unterzog er sich der neuen Aufgabe. Für die innere Befriedigung, für die edle Erhöhung seines Selbstgefühls blieb der bescheidene Mann dem Dichter Tieck das ganze Leben hindurch dankbar. Aber wenn ihm damals der äußere Erfolg und die Berühmtheit seines Namens als unwesentlich erschienen gegenüber einem innern Erwerbe, der ihm durch die Arbeit zu Theil geworden, so darf uns dieser Umstand nicht mehr bestimmen, ihm den Dank für sein literarisches Verdienst vorzuenthalten.

In den Jahren der Shakespeare-Arbeit hatte sich Baudissin noch die andere Aufgabe gestellt, Alles, was von dramatischen Werken der Zeitgenossen Shakespeare's erreichbar war, für sich durchzulesen. Da erklärte sich Brockhaus gegen ihn bereit, eine Reihe metrischer Uebersetzungen solcher Dramen in Verlag zu nehmen. Baudissin ging sofort an das Werk. So erschien,

diesmal unter seinem Namen: „Ben Jonson und seine Schule" (Leipzig 1836. 2 Bände).

Die Stücke der Sammlung sind: „Der Alchemist" und „Der dumme Teufel" von Ben Jonson; „Der spanische Pfarrer" und „Der ältere Bruder" von Fletcher; „Die unselige Mitgift" von Massinger und Field; „Der Herzog von Mailand", „Eine neue Weise, alte Schulden zu zahlen" und „Die Bürgerfrau als Dame" von Massinger.*) Dazu schrieb er eine sehr lesenswerthe Einleitung. Als er für diese Uebersetzung Honorar erhielt, freute er sich über das erste selbsterworbene Geld. In beiden Bänden erwies der Uebersetzer seine volle Kunst. Noch Schlegel hatte eine Uebersetzung der Stücke Ben Jonson's und der Schule desselben für mißlich erklärt. Man sehe zu, wie meisterhaft Baudissin die Schwierigkeiten, welche ihre Sprache, ihre gelehrte Detailmalerei und die vielen schwerverständlichen Beziehungen auf das Tagesleben jener Zeit dem Uebertragenden bereiten, überwunden hat. „Der Alchemist" z. B. ist nach dieser Richtung eine virtuose Leistung. Auch die große Verschiedenheit in Stil und Sprache der einzelnen Dichter ist mit höchstem Geschick zur Geltung gebracht.

Das Jahr, in welchem dieses Werk im Buchhandel erschien, brachte dem Leben Baudissin's einen herben Verlust. Seine Gemahlin starb, und der Schmerz verdüsterte ihm die nächsten Jahre. Wieder suchte er Erholung in der Fremde. Im Jahre 1838 unternahm er eine größere Reise über Wien und Triest nach Athen, wo er die Bekanntschaft Geibels machte, von dort besuchte er mit Ernst Curtius Mykene, Mistra, Messene, und noch einmal zu Schiffe die Küsten des Peloponnes, fuhr nach Smyrna, sah Konstantinopel und reiste durch das schwarze Meer und die Donaumündungen, die Donau

*) In Baudissin's Nachlaß ist eine handschriftliche Uebersetzung der „Brüder" von Shirley vorhanden, welche wahrscheinlich für dieses Werk bestimmt war.

herauf über Pest nach Dresden zurück. Im Jahre 1840 ging er der königlichen Einladung folgend zur Krönung Christians VIII nach Kopenhagen, es war der letzte Besuch seiner Geburtsstadt. Er wurde damals von der Universität Kiel zum Ehrendoctor der Philosophie ernannt.

Ein neuer Abschnitt seines Lebens begann, als er sich im Herbst 1840 mit Sophie Kaskel vermählte. In dem ruhigen Glück des Hauses verflossen die späteren Jahrzehnte seines Lebens. Zu Dresden, der Heimat seiner Gemahlin, wohnte er fortan den größten Theil des Jahres im regen geselligen Verkehr mit den Besten, welche dort literarische und künstlerische Interessen vertraten, und mit werthen Bekannten, welche aus der Fremde zuzogen.

Bald nahm er auch wieder seine literarische Thätigkeit auf. Er hatte sich zu verschiedenen Zeiten ernsthaft um das Verständniß der mittelhochdeutschen Sprache bemüht. Ihm war das ritterliche Epos zuerst durch die Italiener des sechzehnten Jahrhunderts vertraut geworden; von ihnen ausgehend suchte er Kenntniß der Stoffe und der Behandlungsweise in den romanischen und deutschen Gedichten des Mittelalters, und es ist für ihn bezeichnend, daß ihm besonders die charakteristischen Zusätze und Aenderungen interessant wurden, welche die deutschen Bearbeiter in die romanischen Stoffe hineingetragen hatten. Im Jahre 1845 erschien seine Uebersetzung des „Iwein" von Hartmann von Aue, 1848 „Guy von Waleis", der Wigalois des Wirnt von Gravenberg. Bei der Uebertragung in modernes Deutsch hatte er auch mit den bekannten Schwierigkeiten zu ringen, welche die kurzen Reimzeilen darbieten und eine Sprache, die fast immer mit den Wörtern unseres Deutsch redet, aber die meisten derselben in etwas anderer Bedeutung gebraucht. Es ist ihm gelungen, was das beste Lob solcher Umsetzungen ins Neudeutsche ist, bei fließender, leicht verständlicher Sprache doch eine treuherzige Alterthümlichkeit in Farbe und Ton zu bewahren, welche diese Poesien nicht entbehren dürfen.

Das Jahr 1848 unterbrach die Beschäftigung mit deutscher Vorzeit. Sein Heimatland erhob sich gegen die dänische Herrschaft, sein Bruder Otto, der ihm an Jahren und im Vertrauen am nächsten stand, kämpfte im Felde für das Recht der deutschen Landschaften. In seiner Jugend hatte ihn selbst ein Vorspiel dieses Kampfes dem dänischen Hofe und Staate entfremdet, jetzt rang das deutsche Wesen in Waffen nach Befreiung von dem rechtswidrigen Drucke, den die fremde Regierung auszuüben nicht abließ. Mit jugendlicher Begeisterung ergriff er Partei, er fühlte sich wieder ganz als Holsteiner und als Gutsherr in dem gefährdeten Grenzlande. Es kamen für ihn Jahre großer Sorgen und großer Opfer, aber diese Zeit, in welcher die Zeitung und politische Correspondenz ihn stärker in Anspruch nahmen, als die geliebte Musik und der Kothurn der englischen und französischen Bühne, wurde auch für ihn zu einem Gewinn. Denn jetzt durchlebte er in gereiftem Alter noch einmal die männlichsten aller Gefühle: den Schmerz und Zorn um des Vaterlandes Noth.

Spät und langsam gewann er wieder Freude an dem Schaffen, welches seiner Anlage am meisten entsprach. Das nächste war die Uebertragung eines spanischen Werkes, die einzige seiner Uebersetzungen, welche nicht poetischen Inhalt hat. Die biographischen Essays des Manuel Josef Quintana fesselten ihn durch die schöne Sprache, die fließende Erzählung und vor Allem durch ein redliches und gerechtes Urtheil über die berühmten Männer des spanischen Volkes. Quintana hat nicht die kritische Gelehrsamkeit eines deutschen Historikers, und nicht den Geist und die Darstellungskunst Macaulay's, ihm galt noch die Weise zu erzählen, wie sie durch Plutarch geübt wurde, für musterhaft, aber er berichtet gewissenhaft und treu nach seinen Quellen und erwirbt durch seine Persönlichkeit das Vertrauen des Lesers. Die Uebersetzung erschien unter dem Titel: „Lebensbeschreibungen berühmter Spanier von Don Manuel Josef Quintana, übersetzt durch Wolf Grafen von Baudissin.“ Berlin 1857.

Nachdem Baudissin im Jahre 1862 das Schauspiel Ponsard's „L'honneur et l'argent“ wie zur Probe seiner alten Meisterschaft in Versen übersetzt hatte, entschloß er sich endlich um 1865 Stücke des Molière zu übertragen, zunächst nur einen Band. Aber über der Arbeit wuchsen dem Manne von sechsundsiebzig Jahren der Muth und die Freude. Im Laufe von drei Jahren vollendete er sein zweites großes Werk, das er dem deutschen Theater geschenkt hat, die Uebersetzung des ganzen Molière (4 Bände 1865—67).

Baudissin war mit der französischen Literatur so vertraut und gebrauchte die französische Sprache mit einer Sicherheit und Eleganz in Rede und Schrift, wie nur wenigen Deutschen vergönnt ist. Bei Molière und späteren Arbeiten hatte er in der Uebertragung auch dem altfranzösischen Tone Rechnung zu tragen. Diese Schwierigkeit überwand er in der Sprache des Verses noch besser als in der Prosa und seine Diction ist in den Versen geradezu mustergiltig. Man betrachte nur die Uebersetzung des vornehmsten und kunstvollsten Stückes von Molière, des Misanthrop. Es wäre ja leichter geworden, der fremden Klangfarbe etwas anderes Fremdartiges nachzubilden, wenn Baudissin in Alexandrinern übertragen hätte, und es ist ihm sogar ein Vorwurf daraus gemacht worden, daß er für die Uebersetzung den deutschen dramatischen Vers, unsern jambischen Fünffuß, gewählt hat. Nie war eine Ausstellung ungerechter. Gerade durch diese Aenderung hat er bewiesen, daß er die Anforderungen, welche die Bühne an die dramatische Sprache machen muß, besser versteht als seine Kritiker. Denn der deutsche Alexandriner erhält durch die Eigenart unserer Sprache und Recitation einen ganz andern Charakter als der französische hat, sein Klappern und Klingen wird im Munde des Darstellers lästig, er verleitet selbst den gebildeten Schauspieler zur Declamation und macht es im Lustspiele fast unmöglich, kurze Accente einer schnellwechselnden Stimmung zum Ausdrucke zu bringen. Und es ist eines von den großen Ver-

diensten dieser Uebersetzung, daß sie für sämmtliche Lustspiele des Molière einen Text hergestellt hat, wie ihn die deutsche Bühne braucht.

Es verdient wohl Erwähnung, daß dies energische Schaffen Baudissin's besonders anmuthig wurde durch das Verhältniß, in welches er zu seinem neuen Verleger Salomon Hirzel gekommen war. Dieser, der selbst in höheren Jahren stand, fühlte warme Zuneigung und Verehrung für den älteren Herrn, der mit Goethe zu Jena spazieren gegangen war, und der die literarische Bildung unseres ganzen Jahrhunderts in persönlicher Bekanntschaft mit vielen der Schaffenden in sich aufgenommen hatte. Autor und Verleger erwiesen einander wahrhaft ritterliche Artigkeit. Hirzel war unermüdlich, seltene Bücher, zumal alte französische Drucke zu erspähen und mit zierlichem Gruße zu übersenden, und sprach einst seine Herzensmeinung über Baudissin dahin aus, „er könnte mir zum Verlage anbieten, was er wollte, ich vermöchte ihm nichts abzuschlagen", und Baudissin wieder freute sich über den neuerworbenen literarischen Freund und über die gute Ausstattung seiner Bücher, und jeder Brief des freundlichen Verlegers gab dem Tage, an welchem er eintraf, eine heitere Zuthat und steigerte den Eifer für die Arbeit.

Der Uebertragung des Molière folgte die zierliche Uebersetzung der französischen Proverbes unter dem Titel: „Dramatische Sprichwörter von Carmontel und Th. Leclerq, zwei Bände" 1875, die dem deutschen Publicum die Bekanntschaft mit einem Genre dramatischer Production verschafften, welches in Deutschland wenig bekannt ist, und in dem die Grazie des französischen Geistes ganz besonders sichtbar wird. Baudissin's Absicht dabei war, nicht nur den Theatern, auf denen feines Spiel noch möglich ist, sondern auch Privatkreisen kleine Stücke nahe zu legen, welche sämmtlich im Salon ohne scenische Vorrichtungen gespielt werden können.

Mit warmem Antheile übertrug Baudissin gewissermaßen als Fortsetzung der Proverbes drei Dramen von François

Coppée. Der französische Dichter war durch einen Verwandten Baudissin's in dessen Haus eingeführt worden und hatte als willkommener Gast zu Rantzau geweilt. Baudissin begrüßte in dem ernsten Streben des jungen Fremdlings die Anfänge einer Erhebung des gesunkenen französischen Dramas. Er gab die Uebersetzung der beiden kleinen Stücke: „Das Rendez-vous" und („Le passant") „Vorüber" unter dem Titel: „Zwei dramatische Dichtungen von François Coppée" 1874 bei Hirzel heraus; das dritte, „Der Geigenmacher von Cremona", wurde als Manuscript gedruckt und ist auch auf unseren Theatern heimisch geworden. Eine Novelle Coppée's in Versen, „Olivier", hatte Baudissin übersetzt, aber nicht selbst herausgegeben. Diese Uebertragung ist nach seinem Tode mit einem Vorworte von Paul Lindau im Buchhandel erschienen.

Das letzte gedruckte Werk Baudissin's war ein Band „Italienisches Theater, 1877", die Uebertragung einiger Stücke von Gozzi und Goldoni, del Testa und Giraud, an denen er schon in der romantischen Zeit seiner Jugend Freude gehabt hatte.

Während dieser Arbeiten zogen Jahre und Jahrzehnte über sein Haupt, sie wandelten wenig an seiner Erscheinung, noch weniger bedrückten sie seinen Geist. Die Ordnung des Tages, die Arbeitskraft, die kleinen Erholungen blieben unverändert dieselben. Am Morgen nach dem Frühstücke zuerst Lesen der Zeitungen, dann Briefschreiben und Geschäftliches, dann einige Stunden ernsthafte Geistesarbeit am Schreibtisch; wenn er nicht gerade für das Publicum schrieb, studirte und übersetzte er doch für sich selbst. Darauf ein Spaziergang, nach dem frohen Mittagessen seine geliebte Musik, wobei er am glücklichsten war, wenn er dem Spiel seiner lieben Hausfrau zuhörte. Dann am Theetisch ein Stündchen Vorlesen, das er selbst gern und gut übte. So lebte er in der Stadtwohnung zu Dresden, aus deren Fenstern man ins Freie und nach dem Großen Garten blickte; ebenso mit geringen Aenderungen auf dem Weinberg zu Wachwitz, den er sich erworben, in stattlichem

Landhause an der Elbe: und während des Hochsommers in der Regel zu Rantzau. Denn seinen Gütern bewahrte er die Anhänglichkeit und er baute noch in späteren Jahren das Schloß von Rantzau wohnlich aus. Dort stand er in einem wahrhaft patriarchischen Verhältnisse zu seinen Beamten, Hintersassen und Pächtern. Freilich machte das Majorat auch Sorge, es gewährte lange Zeit nur eine bescheidene Rente, welche in den Jahren der holsteinischen Erhebung ganz dahinschwand. Auch blieben dem Gutsherrn in der aufgeregten Zeit peinliche Erfahrungen durch Undank nicht ganz erspart. Aber im Ganzen gehörte das Verhältniß zu seinen Gutsleuten in die stille Poesie seines Lebens. Seiner Freundlichkeit wurde durch Liebe und Dankbarkeit der Holsteiner gelohnt. Einst, als die Ernte mißrathen war, und er sich weigerte, von einem seiner Pächter die volle Pachtsumme anzunehmen, antwortete der Mann: „Ne, wat ick schrewen hev, dat hev ick schrewen." Einem Pächter brannte Scheune und Stall ab, es war ein Verlust von mehren Tausend Thalern, den Baudissin, nachdem die Feuerversicherung ihren Antheil bezahlt, allein zu tragen hatte, da keine Schuld des Pächters vorlag. Da kam der Pächter und erklärte: „Herr Graf, das kann so nicht angehen. Vielleicht ist doch das Heu nicht völlig trocken gewesen. Ich muß die Hälfte zahlen, sonst hab' ich keine Ruh." Als nach einer längeren Reihe von Jahren die Contracte erneuert werden sollten, war es nicht der Grundherr, sondern es waren seltsamer Weise die Pächter, welche darauf antrugen, „nun aber auch nach den Zeitverhältnissen gesteigert zu werden". Und ein alter Bauer schrieb einst nach Dresden, die Herrschaft müsse in diesem Jahre früher nach Holstein kommen, weil er seine goldene Hochzeit feiern wolle; worauf Baudissin die Sommerpläne nach dem Wunsche des Schreibers einrichtete. Doch auch aus der Ferne wachte das Herrenauge umsichtig über der Gutswirthschaft und über dem Wohlergehen der abhängigen Leute. Und während er an Shakespeare arbeitete

und den Molière übersetzte, gereichte ihm zu großem Behagen, wenn die guten Dinge aus der Wirthschaft, welche der treue Verwalter nach Dresden gesendet hatte, von seinen Gästen als rühmlich für Holstein gelobt wurden.

Auch sein Sommerleben auf dem Weinberge zu Wachwitz glich einer anmuthigen Idylle. Dort nahm er gern alte Bekannte auf und übte gastfrei seine Kunst, Allen, die in seine Nähe kamen, das Leben leicht zu machen. Seine Freundlichkeit genoß jede Creatur, auch die kleinen Vögel, die an seiner Mahlzeit theilnahmen. Als einmal eine Grasmücke in einem Mauerritz ihr Nest gebaut hatte, und er zur Zeit der Nestlinge ein ganz ungewöhnliches Flattern und Zutragen bemerkte, ließ er durch den Diener auf einer Leiter vorsichtig anfragen, was den Haushalt seiner Sommergäste beunruhige. Der Mann fuhr erstaunt zurück, denn in dem Grasmückennest saß nichts als ein ruppiges Scheusal mit großem aufgesperrtem Schnabel, das die Nestlinge herausgestoßen hatte und durch unaufhörliches Krächzen und Fressen die alten Grasmücken zur Verzweiflung brachte. Es ergab sich, daß das junge Ungethüm viel zu groß war, um durch die Oeffnung ins Freie zu gelangen, und daß sich hier eine Tragödie abspielte. Sofort ließ der Hausherr den Schlosser kommen, der zufällig im Hause zu schaffen hatte, und forderte Erweiterung der Oeffnung durch Brecheisen und Hammer. Dabei ergab sich, daß der Schlosser ein großer Naturkundiger war, der das Scheusal für einen jungen Kukuk erklärte, den versammelten Zuhörern vor dem Nest das ganze Räthsel löste, und eine lange lehrreiche Erörterung über die Schlechtigkeit der Kukuke zum Besten gab, bevor er den Ziegel aufbrach. Von oben fiel das Sonnenlicht durch die Blätter der Bäume, aber fröhlicher strahlte das Antlitz des Hausherrn in Freude und guter Laune über die Rettung der Vögel und über seinen warmherzigen, gelehrten Schlosser. Der Kukuk entwich am nächsten Morgen, wie sein Charakter war, ohne Dank.

Vielleicht gewann erst jetzt, in dem ruhigen Stillleben und der glücklichen Häuslichkeit seines späteren Alters, die Liebenswürdigkeit seiner Natur ihren schönsten Ausdruck: seine reiche Bildung, das feine Verständniß jeder künstlerischen und wissenschaftlichen Tüchtigkeit, die wohlthuende bescheidene Anerkennung, die gutherzige Theilnahme an allem Menschenloos; nicht zuletzt eine feine Laune, mit welcher er erzählte und Menschenart beurtheilte. Ueber Allem aber machte ihn liebenswerth die unzerstörbare Frische seines Empfindens. Ihm hatten die Grazien die holdeste Begabung zugetheilt, er wurde nicht alt. Während sonst auch der Reichbegabte und Freigebildete in höherem Alter durch die Gedanken und Thaten jüngerer Jahre wenigstens so weit beschränkt wird, daß sich ihm die Empfänglichkeit für Neues vermindert, und er sich zu dem Unfertigen und Werdenden im Gegensatz fühlt, lebte dieser Mann mit sechzig, siebzig nnd achtzig Jahren fast voller und wärmer mit seiner Zeit, als in seiner Jugend. Was er in seinen jungen Jahren etwa von aristokratischen Anschauungen gehabt hatte, war nie kleinlich und für Andere lästig gewesen, aber er blieb lange geneigt, jeder demokratischen Bewegung mit Mißtrauen zu begegnen, er war mit vierzig Jahren stark legitimistisch gefärbt und ein eifriger Leser der „Gazette de France".

Im Jahre 1848 jedoch wurde er, der Holsteiner, in seinem Herzen selbst Rebell, und seitdem fanden die politischen Ideen, durch welche das jüngere Geschlecht erzogen ward, bei ihm so unbefangene, volle und rückhaltlose Aufnahme, wie nur bei den Besten unserer Liberalen. Ein großer Theil seiner persönlichen Freunde und Bekannten war particularistisch gesinnt, er aber begrüßte jeden Fortschritt, den Deutschland auf dem Wege zu seiner Einigung machte, mit stets gesteigerten Sympathien, und der weitblickende und entschlossene Staatsmann zu Berlin gewann keinen treueren Verehrer, als ihn, der in jungen Jahren zu Stockholm seine Entrüstung hatte verbergen

müssen, wenn Schweden und Russen ihm deutsches Land als Beutegeschenk für Dänemark anboten.

Auch im persönlichen Verkehr bewahrte er sich bis zu seinem Ende eine seltene Frische und Empfänglichkeit für anders geformte Naturen. Neuen Bekannten trug er dieselbe warme Anerkennung entgegen und bewährte er dieselbe Treue, wie den Gefährten seiner Jugend. Und ebenso blieb sein künstlerisches und literarisches Urtheil völlig frei von den Einseitigkeiten des Alters. Das Größte und Schönste im Reiche der Kunst, das ihm längst vertraut war, genoß er mit stets neuer Freude, noch im letzten Lebensjahre wirkte das Anhören eines Quartetts von Mozart so beglückend auf ihn, daß er, nach seinem eigenen Ausdrucke, „in einem Meere von Entzücken schwamm". Die Dichter des Alterthums las er ebenso wie die besten Schriftsteller der modernen Culturvölker von Zeit zu Zeit immer wieder durch, und es konnte keinen Begleiter in die Dresdener Bildergalerie geben, der kundiger und erfreulicher war, denn wo er steben blieb und deutete, sah man ihm selbst das hohe Vergnügen und die Begeisterung an. Aber er begrüßte auch das neue Werk eines jungen Dichters und Künstlers nicht nur mit geistvollem Verständniß für das Gelungene, auch mit der größten Wärme der Empfindung, und er fühlte und hoffte mit dem Strebenden, wie ein Jüngling.

Was ein Mensch seiner Zeit durch Geist, Charakter und Thaten geleistet, ist freilich leichter abzuschätzen als was er durch sein Wesen im persönlichen Umgange gegeben hat. Der Zauber, welchen die Persönlichkeit Baudissin's auf Alle, die ihn gekannt haben, ausübte, lag wohl zunächst in der herzgewinnenden Güte, die sich in seinen Zügen und in seinem Lächeln aussprach, und die sich nicht allein in der unerschöpflichen Großmuth bewährte, mit welcher er seine irdischen Güter — oft unter eigenen Entbehrungen — nahezu mit Andern theilte, sondern zumal in der Theilnahme und Anerkennung, die er allen Menschen entgegentrug. Immer bestrebt, Gutes an An=

deren zu entdecken, gelang es ihm auch, aus Anderen das Beste herauszulocken, was sie zu geben hatten. Oft sprach er aus, daß man von jedem Menschen etwas lernen könne, und es hat wohl nie Jemand gegeben, der, diesem Grundsatze treu, besser zuzuhören verstand. Solche innere Bescheidenheit verlieh seiner Erscheinung bis ins hohe Alter die besondere Anmuth, die zuweilen noch gesteigert wurde durch einen Schimmer seiner alten Befangenheit, der sich auf das heitere Antlitz des ehrwürdigen Mannes legte, wenn er in vertrautem Kreise an seinem Tische eine Gesundheit ausbringen wollte, oder wenn er einen Zettel aus der Tasche holte, mit Versen, die er einem Mitglied der Familie oder einem werthen Bekannten als ehrenvollen Gruß gestiftet hatte.

Immer dem Idealen nachstrebend, das Gute wollend und hoffend, wandte sich seine zart besaitete Seele mit kurzer Entschiedenheit vom Häßlichen und Gemeinen ab. Er mochte nichts davon hören, weil er es nicht verstand und nicht ertragen konnte. Wie viele traurige Erfahrungen er auch an den Menschen gemacht hat, sie konnten seinen Glauben an die Menschheit doch nie verringern, und ein Seufzer, ein Achselzucken allein, hat die Fehlenden gerichtet. Nach Monden erst machte er sich dann wohl mit den begütigenden Worten Luft: „es muß auch solche Käuze geben".

In diesem Sinne war er, man gestatte den Ausdruck, ein rührender Mann, von einer seltenen Lauterkeit und Unsträflichkeit der Seele; in seinem Herzen war kein Arg und es war ein frommes und fröhliches Herz.

Seine unzerstörbare Liebenswürdigkeit konnte man erst im täglichen häuslichen Verkehre ganz würdigen. Dort wirkte sie wie Sonnenschein auf seine Umgebung, und alle Prüfungen der Krankheit vermochten das Licht, welches aus seiner Seele und aus seinem Antlitz strahlte, nie ganz zu verdunkeln.

Ihm ward vom Schicksal vergönnt, bis zu seltenem Alter in unverminderter Gesundheit und Geistesstärke zu dauern;

mit 88 Jahren besaß er die volle Arbeitskraft, die Freude am Dasein, seine heitere Laune, in seiner Handschrift den schönen, gleichmäßigen, festen Zug. Auch als er im letzten Lebensjahre zu kränkeln begann, blieb ihm bis unmittelbar vor seinem Tode, am 4. April 1878, die Klarheit der Gedanken und die Innigkeit der Empfindung.

Er ist uns ein Beispiel, wie reichlich und völlig ein guter Mensch das Schöne menschlicher Kunst aufzunehmen vermag, und wie der weise Genuß des Schönen den Guten freier und edler bildet.

In unserer poetischen Literatur aber wird er für alle Zeiten einen Ehrenplatz behaupten unter den Besten derer, welche die Poesie fremder Nationen bei uns Deutschen heimisch gemacht haben.

II.

Zur Literatur und Kunst.

Karl von Holtei.

1. Schlesische Gedichte. (Breslau, Trewendt 1850.)

(Grenzboten 1850, Nr. 52.)

In neuem Rocke sitzen die kleinen Verse zusammen, welche seit einer Reihe von Jahren das Herz der Schlesier erfreut haben. Gar wenig kennt man in dem übrigen Deutschland das schöne Grenzland gegen Polen, wo die gelbe Oder noch jung und unruhig durch weite Thalflächen zieht und der Granitwall des Gebirges von gräulichen Riesen gegen das Nachbarland Böhmen aufgeworfen ward. Und wenig kennt man das Volk, das dort zwischen Berg und Stromthal lebt; es wohnt ein wenig entlegen, und im Winkel. Das fühlt man in Schlesien und sendet deshalb Boten durch die deutschen Lande, damit sie als gute Schreier, als Maler, Dichter, Musiker, Schauspieler, der Menschheit verkünden, was für Leute hinter den alten Bergen wohnen. Auch Holtei ist ausgezogen, schlesische Laune, Sitte, Poeterei und Sprache in der Welt zu verbreiten und den Schlesiern Ruhm zu verschaffen. Und er hat ihn redlich verschafft. Er ist unglaublich viel herumgereist und hat vielerlei gethan, sein Vaterland berühmt zu machen; hat Stücke geschrieben, Lebensläufe verfaßt, Gedichte gemacht, Komödie gespielt, Theater regiert, gesungen und vorgelesen; Alles mit Gemüthlichkeit und Gefühl, wie

es dem Schlesier geziemt. Auf dem deutschen Parnaß, welcher übrigens etwas flach geworden ist und gar keinen unangenehmen Gipfel mehr hat, sitzen sehr viele Schlesier — ich glaube die Hälfte aller vorhandenen Poeten sind Schlesier — aber Holtei ist der bekannteste; in allen Orten Deutschlands sitzen sehr viele behagliche und ausgezeichnete Menschen, welche sich von anderen Menschen dadurch unterscheiden, daß sie vor dem Mittagessen sagen: „Suppen ber ok ä brinkel“, und nach dem Essen: „Wohl gespeist zu haben“, aber von allen diesen kann keiner diese Wünsche so aussprechen, wie der behaglichste und ausgezeichnetste unter ihnen, nämlich Holtei. Es ist hier durchaus nicht die Absicht, seine Verdienste um Literatur und Theater auszuführen, es ist jetzt nur Holtei der Schlesier, um den es sich handelt, denn er ist der echte und unverfälschte Repräsentant der Empfindungsweise seines Stammes. Nur unsichere Ahnungen hatte man früher in der Außenwelt von dem schlesischen Gemüth: dem allerliebsten Gemisch von polnischer Lebhaftigkeit und altsächsischer Bedächtigkeit, von gutmüthiger Einfalt und calculirendem Scharfsinn, von sentimentaler Weichheit und reflectirender Ironie; von lauter Fröhlichkeit und andächtigem Ernst. Wer unterhält seine Kameraden auf der Gesellenbank? Der Schlesier. Wer weint mit seiner Geliebten im Mondenschein? Der Schlesier. Wer wischt sich diese Thränen mit dem Tabaksbeutel ab und denkt zuletzt: „Es ist alles Wurst“? Der Schlesier. Wem steigt der Wein am schnellsten zu Kopf und wer hält doch am längsten beim Becher aus? Wieder der Schlesier. Wer verzückt sich am tiefsten in mystischer Gottseligkeit und wer spricht am gleichgiltigsten mit dem Teufel? Immer der Schlesier. Alles was man auf Erden nur werden kann, wird der Schlesier mit Leichtigkeit: Engländer und Russe, Minister und Seiltänzer, Posaune und Klapphorn, fromm und gottlos, reich und arm. Am liebsten wird er allerdings Poet, weil ihm das die Einseitigkeit erspart, irgend etwas Specielles zu werden.

Der deutsche Dialekt, welcher sich in diesem Stamme allmählich aus dem Zusammenstoß fränkischer und sächsischer Colonistensprache mit slavischen Lauten gebildet hat, ist so wunderlich, wie die Anlage des Volkes. Bald dehnt er phlegmatisch kurze Vocale zu unerhörter Länge, bald schnellt er ungeduldig lange Silben als kurze heraus; platt und behaglich drückt er die Worte zwischen Zunge und Lippen, dunkle Doppelvocale macht er hell, er dröhnt nicht aus der Brust und rollt nicht aus der Kehle, sondern bildet sich die Laute zur Vermeidung von Anstrengungen im Vordertheil des Mundes mit breiter Zunge und sehr beweglichem Munde. Er ist, wie die Dialekte in allen spät colonisirten Ländern, fast auf jeder Quadratmeile ein anderer, und doch haben alle diese verschiedenen Sprechweisen so viel Gemeinsames, daß sie dem Hörer den Eindruck derselben Individualität machen. Holtei hat vortrefflich verstanden, dies Gemeinsame des Dialekts in der Schrift zuzurichten und dichterisch zu verwenden.

Auch das Wesen des Schlesiers, seine Art zu fühlen, zu denken und zu handeln ist von ihm in den vorliegenden Gedichten gut wiedergegeben, so weit es überhaupt möglich ist, in der Mundart des Volkes die charakteristischen Eigenthümlichkeiten desselben auszudrücken. Denn der Dialekt eines Landes ist zwar selbst aus der besonderen Anlage seines Stammes hervorgegangen, aber als Gegensatz zur gebildeten Sprache ist er doch nur im Stande, einzelne, wenige Kreise von Empfindungen zweckmäßig darzustellen, ungefähr wie die verschiedenen Tonarten in der Musik jede nur gewissen Reihen von musikalischen Empfindungen Ausdruck geben können. Der schlesische Dialekt steht seinem Charakter, nicht seinen Lauten nach, etwa zwischen dem plattdeutschen und dem alemannischen, zwischen der derben trockenen Laune des Nordens und der gefühlvollen Beweglichkeit des Südens. Er klingt breit und behaglich, aber auch kindlich und schelmisch, und einfältiger als irgend ein anderer. Daher gelingt in ihm am besten die Rede pfiffiger

Einfalt, derben Scherzes. Für die flüchtige Sentimentalität des Schlesiers, welche im Volke allerdings ein hervorstechender Zug ist, eignet er sich wenig. Auch in Holtei's Gedichten ist das Einbrechen weichen Gefühls in die drollige Laune häufig, aber nicht immer von guter Wirkung.

Die Gedichte waren zum größten Theil schon früher in einer Sammlung gedruckt, andere sind später entstanden und haben bei verschiedenen Gelegenheiten Freude bereitet. Ein Theil ist singbar, und wer je den Genuß gehabt hat Holtei als Liedersänger in fröhlichem Kreise zu hören, wird bei der Lectüre der leichten Scherze den virtuosen Vortrag des Dichters klingen hören.

---

2. Die Vagabunden, Roman. (Breslau, Trewendt 1852.)

In diesem Roman hat der Altmeister schlesischer Poeten den reichen Schatz seiner Erfahrungen aufgeschlossen und einen großen Kreis von Anschauungen und Erlebnissen verarbeitet, welche den Leser belustigen und in Verwunderung setzen, weil sie ihn in eine fremde Welt einführen, in das Leben der zahlreichen Menschenclasse, welche dem Publicum für Geld Kunststücke vorführt. Theater und modernes Virtuosenthum sind nur beiläufig in ihren größten Talenten, Ludwig Devrient und Paganini, erwähnt, aber Alles, was sonst auf Märkten und Messen, in Sälen und Vorstadtbuden, in Stadt und Dorf die eigenen oder anderer Creaturen Merkwürdigkeit zur Schau trägt, tritt der Reihe nach auf: Riese und Zwerg, Bauchredner, Puppenspieler, Wachsfigurenhändler, Menageriebesitzer, Seiltänzer, Luftschiffer, Kunstreiter, Eskimo, Tanzmeister, Kameeltreiber, falscher Spieler, Canarienvogelabrichter u. s. w.; eine große, freilich nicht immer auserwählte Gesellschaft, aber die Darstellung dieser wunderlichen Käuze

ist ganz vortrefflich. Sie sind keine Caricaturen und Scheusale, sondern wirkliche Menschen mit den Tugenden und Fehlern, welche ihr abenteuerliches Treiben an ihnen ausbildet. Kein Anderer in Deutschland hätte das vagabondirende Volk so treffend schildern können, es gehörte just Holtei's Persönlichkeit dazu, die leichte Empfänglichkeit, seine Laune und Gutherzigkeit und die lebhafte Freude an allem Drolligen und Auffallenden, dazu das bewegte Reiseleben, welches er selbst geführt und das ihn in diesen abgeschlossenen Kreisen heimisch gemacht hat. Der Faden des Romans ist einfach gesponnen: Anton, ein hübscher Bauerknabe, unehelicher Sohn eines Grafen von aristokratischer Haltung, ist bei einer würdigen Großmutter auf dem Dorfe aufgewachsen, und geht nach ihrem Tode in die Welt, wird Menageriewärter, Kunstreiter u. s. w., hat eine große Menge lustiger und tragischer Abenteuer, lernt als Geigenspieler eines Tanzmeisters seine Geliebte kennen, findet als Genosse eines alten Puppenspielers seine Mutter wieder, die er aber erst nach ihrem Tode erkennt, kommt in tragische Conflicte mit seinem legitimen Halbbruder, wird nach dem Tode seines Vaters durch seine edle Stiefmutter Eigenthümer des Rittergutes, auf welchem er als Bauerknabe erwuchs, lernt als glücklicher Familienvater unsern Meister Holtei kennen, und übergibt diesem mit vieler Herzlichkeit seine Memoiren zur Bearbeitung und Herausgabe, was von ihm sehr verständig war. Die merkwürdigen Familienverhältnisse des Helden sind uns, ehrlich gesagt, nicht so interessant, als seine Abenteuer, obgleich Holtei in diesem Romane mit Glück seine kleine Schwäche, die Sentimentalität, zurückgedrängt hat. Die künstlerische Anordnung der Handlung hat ihm offenbar nicht in erster Linie gestanden, und die Charakteristik der Menschen, welche im geraden Gleise des bürgerlichen Lebens fortgehen, ist nicht immer gelungen. Auch macht er sich's leicht, Leute zusammen und auseinander zu bringen; die lustigen Vagabunden stoßen auf allen Straßen an einander,

und solche Personen, welche für den weiteren Verlauf des Romans unnütz werden, beseitigt er, dem Leser zu Liebe, mit wahrhaft orientalischer Gemüthlichkeit, er läßt sie rücksichtslos sterben, und da sehr viele Menschen darin auftreten, so müssen uns auch viele diese große Gefälligkeit erweisen. Indeß, da der ganze Roman mehr auf eine Erzählung von abenteuerlichen Begebenheiten und eine Schilderung merkwürdiger Zustände angelegt ist, als auf eine tiefgehende psychologische Analyse der vielen, sich darin herumtreibenden Menschenseelen, so stört das rücksichtsvolle Absterben den Leser eben nicht sehr, zumal man Holtei's treuherziger Seele vertrauen kann, daß er die Hauptperson nicht wird untergehen lassen. Ehrlich gesagt, trotz aller technischen Bedenken und obgleich der Roman durchaus kein Kunstwerk ist, hat doch diese ganze lebhafte und schlichte Erzählung von wunderlichen Begebenheiten, der es mehr um das Geschehende, als um die Motivirung desselben zu thun ist, gerade jetzt bei dem deutschen Dichter wohlgethan. Jedenfalls ist hier eine Fülle von Stoff, eine sehr große Anzahl von Charakteren und Thatsachen, geschickt, zum Theil vortrefflich dargestellt. Und das ist gewiß eine zweckdienlichere und angenehmere Unterhaltung, als die lang ausgesponnene Schilderung von Seelenzuständen, welche keine ethische Berechtigung haben, oder als die geistreichen Romangespräche über Gott, Kunst und alles mögliche Andere, welche von Romanhelden verführt werden, die auch nicht das Gewöhnlichste zweckmäßig zu thun verstehen. So empfehlen wir diesen Roman am Ende des Jahres als eine fesselnde Unterhaltung und freuen uns, daß der Dichter ein Gebiet betreten hat, auf welchem er Vielen Freude zu machen befähigt ist. Und wenn es uns erlaubt ist, an ihn im gemeinsamen Interesse eine Bitte zu stellen, so wäre es die, daß er sein ausgezeichnetes Talent für launige Schilderungen dazu benutzen möge, in seinem nächsten Roman ein recht lustiges Leben vorzuführen, in welchem die ernsten und gefühlvollen Momente so viel als möglich unter-

drückt sind. Denn diese werden von unserem Jahrhundert ohnedies so reichlich hervorgebracht, daß wir recht blasirt und kritisch dagegen geworden sind. Dagegen wäre der heitere Roman eines erfahrenen Beschwörers jetzt Arznei für die deutschen Leser, und Holtei's Geschick, schnurrige Sachen liebenswürdig zu machen, ist nicht der kleinste Theil seiner dichterischen Begabung.

---

3. Christian Lammfell, Roman. (5 Bände, Breslau 1853.)

Bei Besprechung der „Vagabunden" ist Holtei's Art und Weise der Darstellung bereits näher dargelegt worden. Ein ungewöhnlicher Reichthum von Anschauungen und Erfahrungen, lebhafte, oft anmuthige Schilderung der Begebenheiten, ausgezeichnet gute Laune, viele feine Einfälle voll poetischer Schönheit, und daneben wieder Mangel an Composition, hier und da zu weiche Sentimentalität und eine gewisse lyrische Schwäche im Charakterisiren der Personen, welche Unzweckmäßiges und in ihrer Persönlichkeit Widersprechendes sagen oder thun müssen, einer hinreißenden Situation, oder einem angenehmen Scherz, oder einer pathetischen Stimmung des Dichters zu Liebe. Dieselben Eigenthümlichkeiten finden sich in dem neuen Romane wieder, doch Einiges hat sich in der Darstellung geändert. Die Charakteristik der Hauptpersonen ist viel sorgfältiger geworden, auch die Sprache, welche dem Dichter immer leicht und klangvoll dahinfloß, charakterisirt genauer, dagegen ist die Composition ebenso wenig künstlerisch, als in dem frühern Romane, und die behagliche Dichterfreude, welche der Verfasser an seinen Gestalten hat, sowie die schlesische Leichtigkeit, mit welcher er die Sprache gebraucht, haben ihn zu Längen verführt, welche den guten Eindruck, den der Roman seinem Hauptinhalt nach zu machen berechtigt ist, wesentlich beeinträchtigen.

Sein Inhalt bildet einen vollkommenen Gegensatz zu den „Vagabunden“. Er stellt Leben und Schicksale zweier schlesischen Familien dar, von denen die eine, im Vordergrunde stehende, dem kleinen Bürgerstande, die andere dem Landadel angehört. Die Erzählung beginnt in den letzten Jahren des siebenjährigen Krieges und zieht sich fort bis zum Jahre 1848.

Die Summa des Inhalts ist folgende: Ein gutherziger Hagestolz, Herr Magister Rätelius, Schullehrer in einer kleinen Stadt unweit Breslau, erkennt in einem einarmigen preußischen Husaren, der mit seiner hübschen jungen Frau und einem Säugling in größter Noth durch das Städtchen zieht, einen Verwandten und nimmt ihn zu sich; die Frau des Husaren wird Amme in der Familie eines Gutsbesitzers, welcher die Hausfrau gestorben ist, weiß sich dort durch ihre Tüchtigkeit Geltung zu verschaffen und begründet ein Verhältniß ihrer Angehörigen zu dem adligen Hause, welches für die Zukunft ihrer Kinder verhängnißvoll wird. Die Verschiedenheit der Religion und der politischen Sympathien zwischen den Personen des bürgerlichen Haushalts — Rätel protestantisch und kaiserlich, Husar protestantisch und preußisch, Marie Anne katholisch und kaiserlich — wird durch die Vortrefflichkeit der Menschen und die kräftige gute Laune des Husaren immer glücklich überwunden. Ein kleiner Sohn des Husaren, Christian, der Held des Romans, wird katholisch wie seine Mutter. Christian Lammfell ist eine weiche, poetische, unendlich gutherzige Natur, voll Liebe, ohne große Körper- und Geisteskraft, eine heilige Einfalt. Neben ihm wächst im Hause eine ältere Schwester heran, zwei jüngere Schwestern sterben. Ihr Tod und der darauf folgende des Vaters machen den sinnigen Knaben noch elegischer, als seine ursprüngliche Anlage ist, er wird nach Breslau auf das Gymnasium geschickt, um später daselbst Medicin zu studiren. Dort erlebt er als Primaner den Schmerz, daß ihn ein unwürdiger Freund hintergeht und ihm seine Studiengelder stiehlt, daß sein Mädchen, das er schüchtern,

aber von ganzer Seele liebt, ihm untreu wird, und daß seine ältere Schwester durch den Sohn jenes adeligen Hauses, ihren Milchbruder, verführt wird und verschwindet. So kommt er schon als Jüngling zu einer schwärmerischen Resignation, welche ihn antreibt, der Welt zu entsagen und katholischer Priester zu werden. Er wird Kaplan, und tritt als Diener der Kirche in einem langen Erdenleben mit zwei Generationen jener adligen Familie in vielfache Beziehungen. Er hat häufig Gelegenheit, diesen gegenüber Böses mit Gutem zu vergelten, findet seine ältere Schwester als Nonne kurz vor ihrem Tode wieder, und stirbt endlich als betagter Greis unter den Stürmen des Jahres 1848 als ein einfältiger christlicher Heiliger, fast als der Letzte von den vielen Personen, welche in dem Romane das Interesse der Leser für sich gefordert haben.

Bei einem solchen Inhalt ist Einheit und innerer Zusammenhang der Handlung nicht zu erwarten. Der Held wird erst am Ende des ersten Bandes geboren. Im vierten Bande ist über das Schicksal aller Personen, welche bis dahin ihre Rolle gespielt haben, entschieden; von da ab tummelt sich eine neue Generation durch die Blätter des Romans, und diese neuen Figuren, nicht immer glücklich gezeichnet und weniger ausgeführt, vermögen nicht mehr unser Interesse in Anspruch zu nehmen. Deshalb halten wir den ganzen letzten Theil und was ihn vorbereitet, für unnütz, ja schädlich. Und wieder in den ersten Theilen ist die Darstellung sehr ausführlich und behaglich, zuweilen breit, und mit lebhaftem Bedauern sieht man hier einen Inhalt, welcher mehr zusammengezogen das höchste Interesse mit Recht gefordert hätte, zu weit gedehnt und dadurch in seiner Wirkung geschwächt.

Mit der Tendenz des Romans wollen wir nicht rechten Wer den Dichter selbst lieb hat — und er zählt in Deutschland viele Freunde und Bekannte — der wird mit einer gewissen Wehmuth empfinden, daß die Grundstimmung des

ganzen Romans die einer schwärmenden Resignation ist. Das Leben ist nur eine Vorbereitung zum Tode, die Freuden der Welt sind nichtig; fromme, christliche, demüthige Entsagung gewährt noch den besten Trost. An den Altären der katholischen Kirche ist für ein kindliches Gemüth dieser Trost zu finden. Eine solche Weltanschauung ist bei dem Manne, der auf allen deutschen Bühnen heitere Erfolge errungen hat, der „Drei und dreißig Minuten in Grünberg" und „Die Wiener in Berlin" geschrieben, der in Goethe's Hause heimisch war und für Béranger geschwärmt, doch wohl merkwürdig, freilich auch begreiflich. Die Kritik aber hat kein Recht, darüber abfällig zu urtheilen, denn diese Anschauung des Lebens, wie zweifelhaft auch ihre Berechtigung sei, erscheint in dem Romane nie herb, unschön, unwürdig. Ueberall wird Seelenreinheit, Toleranz gegen Andersgläubige und werkthätige Liebe zu allen Menschen als das Höchste hingestellt, gegen welches aller confessionelle Hader, aller egoistische Ehrgeiz, alle Standesvorurtheile werthlos sind.

Wenn aber in dem Romane Manches befremdet oder ärgert, so ist auch Vieles darin, das vortrefflich genannt werden muß. Denn abgesehen von zu großer Breite in der Ausführung und zu häufiger Variation desselben Themas sind die Hauptcharaktere gut gezeichnet. Der ehrliche Pedant Rätel mit seiner Liebe zu den alten schlesischen Dichtern, der märkische Husar mit seinen witzigen Reden und seinem biedern Gemüth, und die holde, treue Mutter des Helden stellen sich oft so anmuthig und schön vor den Leser hin, daß man vor dem Talent des Darstellers die höchste Achtung bekommt. In der Fülle von guter Laune, mit welcher namentlich der Husar gezeichnet ist, können nur Wenige in Deutschland mit Holtei in die Schranken treten. Auch der Held selbst ist während seiner Schulzeit, in der ganzen Periode seiner Entwickelung mit einer liebenswürdigen Naivetät gezeichnet. Der Briefwechsel zwischen ihm und dem alten Herrn Rätel ist vortrefflich, die drollige Laune,

treuherzige Einfalt, und das behagliche Sichgehenlassen sind meisterhaft wiedergegeben.

Niemals vielleicht hat ein Recensent so viele Lust empfunden, einen Roman unbarmherzig zusammenzustreichen, als der Schreiber dieser Zeilen nach der Lectüre des armen Lammfell. Auf die Hälfte seines Umfangs gekürzt, würde das Werk eine Idylle sein, mit der sich nicht viele in unserer neuesten Literatur vergleichen könnten.

Adelbert von Chamisso.

(Grenzboten 1852, Nr. 47.)

Adelbert von Chamisso, Sohn von Louis Marie Grafen von Chamisso, Vicomte von Ormond, Seigneur von Boncourt u. s. w., aus einem uralten lothringischen Geschlecht, geboren Ende Januar 1781 auf dem Schlosse Boncourt in der Champagne, starb im Jahre 1838 am 21. August zu Berlin an der Spree als Custos am botanischen Garten, als ein Lieblingsdichter der Leute zwischen Rhein und Oder, als ein preußischer Bürger im edelsten Sinne des Wortes, als Katholik von echt protestantischer Gesinnung, als der treueste, gemüthlichste und beste Deutsche von der Welt. Die Persönlichkeit eines solchen Mannes würde der allgemeinsten Theilnahme werth sein, auch wenn er nie einen Vers gemacht hätte.

Als Chamisso neun Jahre alt war, entfloh seine Familie der französischen Revolution und wurde nach Irrfahrten und vielem Trübsal ins Preußenland verschlagen. Dort wurde Adelbert 1796 Edelknabe der Gemahlin Friedrich Wilhelms II, 1798 Officier bei einem Infanterieregiment in Berlin. Seine Familie kehrte nach Frankreich zurück, er blieb in Berlin. So

trat er um das Jahr 1803 in ein inniges Freundschaftsverhältniß mit einer Anzahl junger strebender Männer, unter denen Eduard Hitzig, Varnhagen von Ense, Neumann, Theremin, Koreff später die bekanntesten wurden. Fichte begünstigte den Kreis. Bald darauf wurde Fouqué dem Jünglinge befreundet. Die Freunde bildeten in der Weise der damaligen Zeit eine Verbrüderung, welche sich scherzend der Bund vom Nordstern nannte, und die schwärmerische Innigkeit, mit welcher damals solche Freundschaftsbündnisse strebender Geister geschlossen wurden, verlieh auch diesem Verhältniß Farbe und einen Reiz, welcher für die Edleren unter den Mitgliedern nie verloren ging. Der Musenalmanach, welchen die jungen Dichter im Jahre 1804 und den folgenden Jahren herausgaben, ist jetzt vergessen; was wir aber nicht vergessen sollen, ist die Bedeutung, welche der kleine Bund vom Nordstern auch für uns hat. Der Geist und Ton, welche in ihm lebten, war in der That ein Fortschritt gegen die Tendenzen der romantischen Schule, obgleich das kritische Urtheil und die Poesie derselben auf die Versübungen der jungen Männer einen großen und dauernden Einfluß ausübten. Es war ein Verein von ehrlichen, tüchtigen und rechtschaffenen jungen Leuten, frei von Ueberspanntheit und Mysticismus. Nicht allein klarer urtheilen, gebildeter und feiner empfinden, als die gemeine Menge, war die Tendenz dieses Kreises, sondern vor Allem brav sein, seine Pflicht thun, arbeiten und verständig leben. Schon im Jahre 1804 schreibt Chamisso an einen der Freunde, welcher als Officier in einen Zwiespalt der Pflichten gekommen und nach Frankreich gegangen war: „Du scheinst deinen alten Dienst aufgeben zu wollen, es sei denn. Aber ich dein Freund ermahne, beschwöre dich, durch die ehrliche Pforte hinauszuwandeln, auf daß nicht die Gemeinheit einen Laut des Tadels über dich erheben möge. Fordere bei Zeiten deinen ehrlichen Abschied, und bleibe nicht, wie schon einmal, über Urlaub.“ Und dieselbe Gesinnung zeigt der Dichter bei jeder

andern Gelegenheit. So schrieb er einige Jahre später an Varnhagen: „Apropos, Schulden, das ist ein Wort des Mißtons. Solide Männer, wie es an dem ist, daß wir welche sein sollen, dürfen unter keinerlei Vorwand mehr brauchen, als sie haben. Das ist meine Idee über Schulden. Andererseits will mir bedünken, als schwärmtest du zu sehr bei Leuten umher; habe Sitzefleisch und arbeite." Immer leitet ihn, wie die besseren seines Kreises, der Grundsatz, zuerst ehrlich sein und dann feinfühlend. Man ist gegenwärtig gewöhnt, so etwas, wenigstens in der Theorie, als selbstverständlich vorauszusetzen, damals aber war bei den jüngeren Talenten die Ueberschwänglichkeit des Gefühls so groß, und die Verwirrung, in welche alle sittlichen Grundsätze des Lebens durch die Verirrungen der Schule gekommen waren, so vollständig, daß viele literarische Größen haltlos hin und her getrieben und durch Sophistik und Unklarheit zu den größten Immoralitäten und Schlechtigkeiten verführt wurden; man denke an Zacharias Werner, an Heinse, Lenz u. s. w. Damals war eine solche Betonung des gesunden Menschenverstandes und der ganz gemeinen Sittlichkeit in der Kunst von der größten Wichtigkeit, und die achtbaren Personen, welche sie für uns darstellen, sind als die Vorläufer derselben Richtung, welche dieses Blatt seit Jahren mit größtem Eifer vertritt, zu betrachten. — Manche aus dem Kreise gingen diesem verloren. Theremin wurde fromm, Koreff wurde Modearzt in Paris und lebte noch lange, als er für seine Jugendfreunde bereits gestorben war. Aber der Kern der alten Genossenschaft, Eduard Hitzig, Chamisso und der bewegliche, geschmeidige Varnhagen mit allem Besseren, was sich ihnen anschloß, haben auf solcher tüchtigen Gesinnung ihr Leben aufgebaut. Sie haben sich nicht alle Folgerungen gezogen, welche uns den Jüngeren zu ziehen leichter wird. Ihr Geschmack, ihre Bildung wurde noch mächtig bestimmt durch die Lehrsätze und die Kunst der Schule, aber im Kern ihres Lebens erhielten sie sich gesund und rein; wo

sie handelten, wo sie die Welt beurtheilten, waren sie in Uebereinstimmung mit den großen Grundwahrheiten des menschlichen Lebens. Ein zweiter Grundsatz des Kreises war, dadurch das Herrengefühl zu gewinnen, daß sie etwas Tüchtiges, praktisch Brauchbares aus sich machten, vor Allem etwas Ordentliches lernten. Mit welchem Ernst kümmerten sich die jungen Dichter um Prosodie und Wohlklang ihrer Verse! Sie schreiben einander Briefe wegen eines schlechten Versfußes oder eines unklaren Ausdrucks; sie sind dabei bescheiden, als sie den ersten Jahrgang des Musenalmanachs herausgegeben haben, schreibt Chamisso an Varnhagen, der den schnellen Einfall gehabt hatte, Kritiken herauszugeben: „Freund, laß dir sagen, wir sind Jungen, die da kauen lernen, und lehren zu wollen und aburtheilen zu wollen, würde mir sehr spaßhaft vorkommen; ich erinnere mich des Distichons recht gut:

Das, was sie gestern gelernt, das lehren sie heute schon wieder,
O was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!

und nichts weniger als die Schlegel sind gemeint. Lerne dein A B C.“

Unserem Dichter selbst wurde das Lernen nicht leicht gemacht. Er hatte in seiner Jugend kaum eine Schule besucht, und es fehlte ihm selbst die feste Grundlage für das Wissen, welches ein erträglicher Gymnasialunterricht gibt. Dieser Mangel hat ihn sein ganzes Leben lang schwer gedrückt, denn er verurtheilte ihn dazu, fast überall Dilettant zu bleiben. Aber Mühe hat er redlich auf seine Bildung verwendet, mit eisernem Fleiß warf er sich auf das Griechische, er lernte den Homer und die Tragiker verstehen; später auf das Lateinische, er hat mehre lateinische Abhandlungen geschrieben; noch später lernte er Englisch und übte sich in den romanischen Sprachen. Endlich, erst als er in den dreißiger Jahren war, erfaßte er das Studium der Naturwissenschaften, in welchen er sich das Bürgerrecht gewann und Förderndes zu Tage brachte.

Eine dritte löbliche Eigenschaft der Verbrüderung zum Nordstern war die fröhliche, gemüthvolle Geselligkeit, welche den Kreis belebte. Mit drolliger Laune, lustigen Geschichten und treuherziger Behaglichkeit verkehrten die Jünglinge unter einander. Der empfängliche Chamisso gab sich dem Entzücken dieses Gesellenverkehrs ganz hin. Dort hat er sein berühmtes Tabakrauchen zu der hohen Virtuosität ausgebildet, die ihn bis an sein Lebensende ausgezeichnet hat; dort entwöhnte er sich aber auch von mancher Rücksicht, welche die vornehme Gesellschaft von dem Menschen, der sich darin wohl fühlen will, fordert. Und obgleich er, der französische Edelmann, Formen und Gepflogenheit anspruchsvoller Kreise wohl zu beobachten wußte, wenn es darauf ankam, so fühlte er sich doch darin unbehaglich und machte sich gern davon los, wo er irgend konnte. Er widersprach sehr kräftig, wo Duldsamkeit besser gewesen wäre, schwieg hartnäckig, wo er hätte reden sollen, verfocht gewagte Behauptungen und kleidete sich am liebsten, wie es ihm bequem war, ohne die Leute zu fragen, ob ihnen der Schnitt seines Rockes passend erschien. Darin wurde er ziemlich früh ein Original, welches seine Freunde manchmal in kleine Verlegenheiten setzte. Wenn er später als Student botanisiren ging, wandelte er durch die Straßen Berlins in seltsamem Aufzuge, der seine Begleiter bewog, mit ihm durch enge Gäßchen zu ziehen und die Heerstraßen zu vermeiden. Als er bei Frau von Staël auf den Schlössern lebte, wohin sie der Zorn Napoleons verbannt hatte, wurde ihm das Tabakrauchen auch in seiner Stube nicht gestattet, weil eine Engländerin, welche seine Nachbarin war, sich darüber beklagte, da ging er trotzig wie ein Stachelschwein in die geheimsten Räume des Hauses und räucherte von dort das Haus ein. Als er auf dem Rurik die Reise um die Welt machte, und die russischen Matrosen sich weigerten, dem Gelehrten die Stiefeln zu putzen, trug er kaltblütig drei Jahre lang ungeputzte Stiefeln. Als die erste Nachricht von der Julirevolution nach Berlin kam, lief er,

damals schon ein würdiger Herr, im größten Negligé, ohne Hut, in Pantoffeln, durch die Stadt zu seinem Freunde Hitzig; und als er einst in seiner Zärtlichkeit für die Südsee-Insulaner erklärt hatte, er halte es für höchst comfortabel, im Sommer ganz ohne Bekleidung spazieren zu gehen, hielten ihn seine Freunde für den Mann, der so etwas im botanischen Garten zu Neuschöneberg wohl unternehmen könne. Alle diese kleinen Drolligkeiten waren aber mit so viel guter Laune verbunden und standen ihm so natürlich, daß sie wahrscheinlich von den Genossen seiner Jugend mehr gepflegt als bekämpft wurden. Neben der guten Laune und den Scherzen des Jugendkreises erblühte aber auch eine Innigkeit und Wärme der Freundschaft, die noch jetzt für uns etwas Rührendes hat. Seine Börse mit den Freunden theilen, keine Freude ohne sie genießen, Alles, was der Eine geschaffen, gefühlt und erlebt hat, den treuen Gefährten zur Theilnahme und Kritik vorlegen, das war Gewohnheit und Gesetz. Diese edle und reine Zärtlichkeit, mit welcher die jungen Männer an einander hingen, hat am allermeisten dazu beigetragen, unsern Chamisso zu einem Deutschen zu machen. Auf allen seinen Irrfahrten blieb Berlin und das Herz der Freunde der Angelpunkt, um welchen sich sein Leben drehte. Dort hatte er kennen gelernt, was oft in der Welt verkannt, oft gemißbraucht und zertreten worden ist, und was wir selbst gerade jetzt zu unterschätzen geneigt sind, das deutsche Gemüth, und es war ihm ein größerer Schatz geworden, als alles Andere, was ihm sein Schicksal geschenkt hatte. Es stand ihm über seinem Frankreich, ja über der Liebe zu seiner Familie. Schon im Jahre 1804 wollte er den preußischen Soldatendienst aufgeben, der damals sehr unerfreulich war, und auf eine sächsische Universität gehen; er schrieb deshalb an seine Mutter, sie antwortete ihm mit dem Achselzucken einer vornehmen Französin und dem Zorn einer frommen Frau, welche die Wissenschaft nur erträglich findet, wenn sie dem vornehmen Mann unterhaltend oder nützlich ist, und

abscheulich, wenn sie zur Aufklärung und zum religiösen Zweifel führt. Diesen Brief theilte der junge Chamisso einem der Freunde mit und schrieb dazu: „Empfinde du nach Alles, was zu sagen mir ekelt und dir zu sagen unnütz ist. — Aber wir bleiben uns getreu und nah und fest und fester umschlungen in ernstem, heiligem, ruhigem Gefühle der Freundschaft.“ — Mehr als einmal zog ihn sein Herz und die Verhältnisse nach Frankreich hin, und immer wieder erkannte er dort, daß er nicht mehr Franzose sein könne, daß er ein Norddeutscher geworden sei. Seine Familie wollte ihn festhalten und ihn mit einer reichen Dame verheiraten, er schlug es aus und ging fast ohne Unterhaltsmittel nach Berlin zurück; die Regierung Napoleons wollte ihm eine Professur an einer höhern Lehranstalt in Frankreich geben, er ging nach Berlin und wurde dort Student; die Staël hatte eine Zeitlang Lust, ihn in ihrer Nähe festzuhalten, er erkannte sehr richtig, daß er zu der Französin nicht passe, und ließ sich durch keine Voreingenommenheit oder Eitelkeit verblenden. Als er mit dem Rurik nach Rußland zurückkehrte, hatte er eine förmliche Angst, daß man ihn dort anstellen könne, und lief schnell wie Peter Schlemihl mit seinen Siebenmeilenstiefeln nach Berlin zu seinem Freunde Hitzig zurück.

Man merkte dem Franzosen noch lange den Ausländer an; einzelne kleine Gallicismen hat er bis an sein Ende behalten. Er gab sich sehr viel Mühe und hatte lange zu kämpfen, bevor er ein gutes Deutsch schreiben lernte, in seinen Jugendgedichten tadelten und strichen die Freunde ihm fortwährend französische Wendungen. In der Unterhaltung war er nicht wortreich, bis an sein Lebensende nicht; aber die charakteristische Bedeutung und die zarteste gemüthliche Nüance der Vorstellungen, welche den deutschen Wörtern zu Grunde liegen, hat er schnell und vollständig begriffen. Der Stil seiner Prosa war in seiner Jugendzeit oft wunderlich, er gebrauchte eine Zeitlang die Participien im Uebermaß und schrieb gedrängter

und abgerissener, als für das schnelle Verständniß bequem war. Immer aber, schon in seiner Jugend, liebte er die deutsche Sprache mit Leidenschaft, viel mehr als das Französische. Und wenn er außerhalb Frankreichs für sein Geburtsland immer warme Sympathien hatte, so wurde ihm in Frankreich selbst doch das französische Wesen oft widerlich, und die französische Sprache nennt er in seinem ehrlichen Zorne einmal, als ihn die Verderbtheit des damaligen Frankreich geärgert hatte, eine canaillöse Sprache.

Bevor Chamisso seinen Entschluß ausführen konnte, den preußischen Militärdienst zu verlassen, kam das Jahr 1806 und zwang ihn, gegen sein eigenes Vaterland zu ziehen. Seine Familie, die legitimistisch war, hatte nichts dagegen, daß er gegen Napoleon kämpfen half, ihm selbst aber war der Gedanke sehr schmerzlich. Er bat deshalb um seinen Abschied, bevor der Feldzug begann; er wurde ihm abgeschlagen. Unter Lecocq hatte er die schimpfliche Uebergabe von Hameln mitzumachen. Der Bericht, welchen er davon an Varnhagen schickt (Bd. 5, S. 184), ist sehr merkwürdig, er zeigt die tiefe, sittliche Empörung nicht nur des edeln Chamisso, sondern des ganzen braven Corps, welches dort durch einen unfähigen Menschen verrathen wurde. Er wurde als Officier Kriegsgefangener und erhielt einen Paß nach Frankreich, wohin ihn Familienangelegenheiten dringend riefen. Dort waren unterdeß seine beiden Eltern gestorben, er fühlte sich verlassen, das Land, das Volk waren ihm fremd geworden. Voll Sehnsucht nach seinen Freunden kehrte er nach Berlin zurück; aber auch dort fand er Alles traurig verändert, die Freunde zersprengt, verstimmt, von dem finstern Ernst des wirklichen Lebens ergriffen. Da kam für Chamisso eine böse Zeit. Er war ununterbrochen thätig, beschäftigte sich besonders mit italienischer Sprache und Literatur, ertheilte auch Privatunterricht; aber seinen Studien fehlte ein fester Halt, die Universität Berlin war damals noch nicht errichtet, und er, der Franzose, der

frühere preußische Officier, der sich sogar vor einer militärischen Commission wegen der Schande von Hameln rechtfertigen mußte und glänzend rechtfertigte, lebte ohne Stand und Geschäft, wie er selbst schreibt, und irre an sich selbst. Da drängten ihn seine Geschwister, nach Frankreich zurückzukehren, ein alter Freund der Familie bot ihm eine Professur am Lyceum zu Napoleonville an, und im Januar 1810 verließ er Berlin wieder und ging zum zweiten Male nach Frankreich. Dort fand er mittlerweile die ihm angebotene Stelle aufgehoben, und sollte warten, bis die neue ihm versprochene frei würde. Unterdeß wurde er in den Kreis der Frau von Staël gezogen und lebte bei ihr und ihren Freunden bis zum Sommer des Jahres 1812, in der ersten Zeit mit Studien über ältere französische Literatur und mit einer Uebersetzung der Vorlesungen von Schlegel beschäftigt, später, als die Feindin Napoleons von dem Zorn des Mächtigen nach der Schweiz gedrängt worden war, und dort allein, gebeugt, fast verzweifelnd, von den meisten ihrer Freunde verlassen und verrathen hauste, da hielt der treue Chamisso es für unrecht, die Unglückliche zu verlassen, der es unerträglich war, ohne Anregung, Anerkennung, und ohne Seelen zu sein, welche von ihr abhingen. Diese Zeit seines Lebens hat Chamisso selbst immer für sehr interessant gehalten. Er bildete einen merkwürdigen Gegensatz zu den Persönlichkeiten, mit denen er zusammen lebte. Vortrefflich und höchst ergötzlich sind seine Schilderungen dieser Menschen. August Wilhelm von Schlegel, als artiger, eitler, eifersüchtiger Egoist, ganz in dem Cliquenwesen seiner Schule befangen, ein Tyrann für die kleinen Gefühlslaunen seiner Freundin, die Staël selbst ein imponirender Geist, unserem Chamisso vielfach überlegen, edel und ehrlich in ihrem Empfinden, aber oft wunderlich in ihrer Erscheinung, kleiner Aufregungen und vieler Anerkennung bedürftig, und um sie herum ein Kreis von sehr verschiedenen Persönlichkeiten, die alle durch eine wunderliche Hausordnung zusammengehalten

werden, im Stillen gegen einander Ränke spinnen, in dem Conversationszimmer sich nur schriftlich unterhalten durch kleine Zettel, welche Eins dem Andern zusteckt, und alle mündlichen Erklärungen und Auseinandersetzungen, deren es sehr viele gibt, in einem Baumgang des Gartens abmachen müssen. Diese geistreiche Colonie zieht von Schloß zu Schloß, immer von Napoleon oder durch andere rohe Wirklichkeiten verjagt. So haben sie sich auf dem Schlosse Chaumont mit zweifelhafter Berechtigung einquartiert, und auf einmal kommt der Eigenthümer, der nach der Meinung der Staël Flußbäder im Mississippi nimmt, aus Nordamerika zurück, pocht an die Thür seines Schlosses, und will mit Bonne, Kindern und großem Troß einziehen. Die Staël bittet ihn zu Tische. Er zieht wieder ab und läßt den Ansiedlern drei Tage Zeit, nach einem andern Schlosse zu wandern. Die drollige Laune Chamisso's und seine unendliche Gutherzigkeit waren in diesem Kreise sehr angebracht, sowohl um ihn zu schildern, als auch um darin auszudauern.

Endlich im Jahre 1812, in der Schweiz, fängt Chamisso an Pflanzen zu sammeln und wirft sich mit allem Eifer auf das Studium der Naturwissenschaften. Er geht nach Berlin zurück, läßt sich als Student bei der medicinischen Facultät einschreiben, secirt in der Anatomie und fühlt sich selig, endlich einen Beruf gefunden zu haben und mit einigen seiner Jugendfreunde leben zu können. Die großen Kämpfe der nächsten Jahre verfolgt er mit warmem Interesse, nicht ohne manchen geheimen Schmerz, denn noch kämpfen in ihm die Erinnerungen an sein Vaterland, die in der Ferne wieder lebendig geworden waren. Bei diesem Zwiespalt in seinem Innern ist es ihm oft Bedürfniß, sich abzusondern und zu zerstreuen, und so schreibt er 1813 für die Kinder von Eduard Hitzig das Märchen „Peter Schlemihl". Endlich im Jahre 1815 faßt er den schnellen Entschluß, die russische Entdeckungsreise des Rurik nach dem Nordpol als Naturforscher mitzumachen. Von den Jahren 1815—1818 saß er unter den

Russen, eingestaut in die kleine Brigg, unter Verhältnissen, die vielleicht jedem Andern unerträglich vorgekommen wären. Er aber war schon ein so guter Deutscher geworden, daß er mit größter Gemüthlichkeit und bester Laune das Beschwerliche überwand. Ueber alles Neue hatte er, mit 34 Jahren der älteste Mann der ganzen Schiffsbesatzung, die jugendlichste Freude. Ueberall verstand er sich wohl zu fühlen und in seiner einfachen Weise mit jeder Art von Eingebornen zu verkehren. Immer sah er zumeist das Gute im Menschen und ertrug mit Milde das Unvollkommene und Schlechte. Es war ihm wohl unter seinen Russen — mit einigen Ausnahmen —, er freute sich über die Spanier in Chili und Californien, er schenkte, in einen Schlafrock von Rennthierfell gewickelt, den Aléuten seinen Tabak und rieb mit ihnen die Nase, er botanisirte rauchend unter den Spießen der Südsee-Insulaner und schloß die berühmte innige Freundschaft mit dem braunen Polynesier Kadu auf dem Radak-Archipel. Während der ganzen Reise aber dachte er fortwährend an seine Freunde in Berlin, und nach drei Jahren Abwesenheit trat er an einem Herbsttage zu Eduard Hitzig in die Stube, fiel ihm um den Hals, brannte seine Pfeife an und erzählte den Kindern des Freundes von dem Nordpol und den Sandwichinseln mit derselben Behaglichkeit und Ruhe, mit der er ihnen sonst Märchen und Schwänke erzählt hatte. Von da ab wurde er ein Bürger Berlins. Er erhielt eine Anstellung am botanischen Garten, heiratete, erzog seine Kinder, gab eine Reihe von Jahren den Musenalmanach heraus und theilte seine Zeit zwischen naturwissenschaftlichen und linguistischen Arbeiten, seiner Poesie und dem liebevollen Verkehr mit seinen Freunden. Es war ihm beschieden, fast zwanzig Jahre das ruhige Glück eines Mannes zu genießen, der sich in seiner Familie und Heimat wohl fühlt. Aber noch vor seinem Tode hatte er den Schmerz, seine liebenswerthe Frau zu verlieren; ein Jahr später folgte er ihr nach, beweint von seinen zahl-

reichen persönlichen Freunden und betrauert von der ganzen Stadt, der er ein Liebling geworden war. In den Fieberträumen vor seinem Tode hat er Französisch gesprochen und manchmal im Dialekt der Südseeinseln; so oft er wach war, redete er Deutsch. Gezählt und gerechnet hat er immer in französischer Sprache, aber in der deutschen hat er geliebt.

Ein solches Leben, viel bekannt durch die wiederholten Ausgaben seiner Werke, ist wohl berechtigt, die Sympathien der Deutschen in Anspruch zu nehmen. Es spiegelt sich wieder mit allen seinen Eigenthümlichkeiten in den Gedichten. Vieles haben ihm schon seine Freunde und Zeitgenossen gegen seine Art, poetisch darzustellen, eingewendet, sie haben ihm ins Gesicht gesagt, daß er zu sehr nach Effecten strebe, daß er oft „packende“ Wirkungen auf Kosten der Schönheit suche u. s. w. Manches hat auch die kühle Kritik unserer Zeit an seinem schönen Talent auszusetzen. Aber das alles hat ihn nicht verhindert, einer von den auserwählten Dichtern unseres Volkes zu werden, denn auch da, wo er gegen die hohen Gesetze der Schönheit, welche er selbst so sehr ehrte und zu befolgen suchte, verstoßen hat, da, wo falsche Wirkungen und eine gewisse Sentimentalität zu bemerken sind, ist die Ursache der Fehler eine Eigenthümlichkeit der Seele, welche der Deutsche am meisten liebt, weil sie seinem eigenen Wesen angehört, jenes warme, weiche, leicht erschütterte und über seinen Empfindungen träumerisch brütende Gemüth; dasselbe Gemüth, dessen Regungen unsere europäische Nachbarschaft so lange kritisirt und verlacht, bis sie sich einmal in hinreißender Kraft und Größe zeigen; dann unterwerfen sie wohl die übrige Welt.

Das deutsche Volk hat keinen Reichthum an volksthümlichen Helden, auch das preußische hat keinen, der älter ist, als der große Kurfürst auf der Spreebrücke; und doch hat kein Volk mehr als das deutsche das Bedürfniß, zu lieben und zu verehren. Was Wunder, daß bei uns die hellen Gestalten einer

jetzt abgeschlossenen Literaturperiode zu nationalen Helden geworden sind; daß Goethe, Schiller, Uhland und ihre Zeitgenossen für uns noch eine andere Bedeutung haben, als die englischen und französischen Dichter für ihre Landsleute. Sie sind für unser Leben, was man in blinder alter Zeit Hausgötter oder Schutzpatrone nannte, sind die Freude und der Stolz des Deutschen, in denen er sein eigenes Wesen verschönert und verklärt wiederfindet. Und deshalb sind alle diese Männer in ihrer Wirkung auf die Nation nicht nur zu messen nach dem künstlerischen Werth ihrer Schöpfungen, sondern noch mehr nach der Bedeutung, welche sie auf das Gemüth ihres Volkes ausgeübt haben. Und von diesem Standpunkt ist Adelbert Chamisso einer der namhaftesten Dichter seit Schiller, und einer, dessen gute, liebenswerthe Persönlichkeit verdient, daß sich ein ganzes Volk ihrer erfreue.

Robert Reinick.

(Grenzboten 1852, Nr. 9.)

Noch sind die Wandervögel, welchen der Dichter so hold war, von ihrer Winterreise nicht zurückgekehrt; wenn sie wiederkommen, wird das kleine dumme Volk lustig über dem Grabe seines Freundes hüpfen und singen. — Es ist kein großes, aber ein gesundes und wohlthuendes Dichterleben durch seinen Tod abgeschlossen, und wohl ist der Verstorbene werth, daß sein Volk mit Antheil auf seine vollendete Laufbahn schaue.

Robert Reinick (geboren 1805 zu Danzig, gestorben den 7. Februar 1852 zu Dresden) war in Berlin ein Schüler von Begas, ging von da nach Düsseldorf, machte seine Künstlerreise nach Italien, und ließ sich endlich in Dresden nieder, wo er in glücklichem Familienleben, in weitem Kreise geachtet

und geliebt, in voller Thätigkeit vom Tode weggerafft wurde. Sein Malertalent war wohl nicht die ausgezeichnetste seiner Begabungen, wenigstens war seine Technik in Bezug auf Farbe nicht entwickelt; außer einem größeren Genrebild, welches der Dresdner Kunstverein angekauft hat, ist ein Oelgemälde von ihm nicht allgemein bekannt geworden. Sehr gerühmt werden von seinen kunstverständigen Freunden die flüchtigen Zeichnungen, welche er als Ausbeute von seiner italienischen Reise mitgebracht hat. Dagegen entwickelte sich in dem Verkehr mit Künstlern und in der frohen Geselligkeit des Rheins und der deutschen Colonie zu Rom bei ihm ein lebhaftes Gestalten von Empfindungen und Stimmungen durch den Vers, welches das Charakteristische hatte, daß ein reines, ehrliches, heiteres Gemüth in melodischen Klängen anspruchslos seine Freude am Leben und dem Augenblick aussprach. Auch die künstlerische Fassung dieser Gefühle wurde ihm nicht leicht; er selbst sagte wohl im Scherz, daß ihm dabei immer ein Stück Seele losgehe; aber das Geschaffene hatte doch die Eigenthümlichkeit, daß es ganz musikalisch, wie Gesang empfunden war, und deshalb die Componisten und Sänger zu musikalischer Ausführung mehr aufforderte, als bei berühmteren Liederdichtern der Fall ist. Die Form, in welcher er seine Lieder am liebsten schrieb, war die der einfachen Strophen unserer Volksweisen. Die Empfindungen und Anschauungen, welche sich in ihnen darstellten, hatten weder große Sprünge, noch pikante geistreiche Sinnpausen, noch überraschende Pointen; sie waren aber auch nie zu breit ausgeführt, nie geschraubt ausgedrückt; es war in seinen Versen ein echt poetisches Gefühl fast immer mit den einfachsten Worten so weit angedeutet, daß es einen Eindruck machen konnte. Die Stoffe aber, welche er mit besonderer Vorliebe behandelte, sind echt deutsch, es sind die heiteren Gesellen- und Wanderstimmungen, der Verkehr sorgloser Geselligkeit; immer erscheint der Mensch in fröhlicher Spannung, im frischen Genuß des

Lebens und in gemüthlicher Wechselwirkung mit Andern oder mit der ihn umgebenden Natur. Jeder thut in diesen Gedichten in frohster Weise seine Pflicht. Der Specht hackt am Baume mit Selbstgefühl und Behagen, der Singvogel pfeift sein Lied eifrig und mit Behagen, und sieht vergnügt den Menschen unter sich arbeiten, und der Mann, welcher wandert oder trinkt oder arbeitet, blickt seinerseits mit Behagen auf Sonne und Mond, auf Specht und Amsel, auf seine eigene Liebe und seine Sehnsucht. Alle schaffen, was ihres Amtes ist, und erwarten, daß auch der Andere seine Schuldigkeit thue. Es lebt Alles bei ihm in Freundschaft; für jeden Schmerz, jede Dissonanz gibt es eine Versöhnung, und für jeden menschlichen Zustand finden sich die wohlwollenden Vertrauten in dem weiten Reiche des Lebens; sind es keine Menschen, so ist es der Mond, oder der Wald, oder der Sperling, an guten Kerlchen fehlt es nie und nirgend.

Obgleich der Kreis von Vorstellungen, von Bildern und Gefühlen, in welchen sich der Dichter mit Vorliebe bewegte, nicht übermäßig weit ist, so wußte er doch in diesem Kreise mit liebenswürdiger Gewandtheit und mit einer nicht gemachten, sondern ursprünglichen Lebhaftigkeit des Gefühls auf die anmuthigste Weise immer neu und originell zu sein, und wo er nichts Neues brachte, mit Laune und Zierlichkeit zu variiren. Am meisten natürlich bei solchen Stoffen, die er am liebsten behandelte, bei seinen Wander- und Gesellschaftsliedern. Viel that der Kreis von Menschen, in welchen er lebte, sein poetisches Gefühl frisch zu erhalten. Die Geselligkeit der deutschen Maler hat bekanntlich, wie die unserer Studenten, nur anders und mannichfaltiger eine Fülle von gemüthlichen Beziehungen und Formen, welche den Verkehr derselben unter einander leicht, fröhlich und anregend machen. Daß viele bedeutende Menschen und große Künstler an diesem Treiben mit ganzer Seele Theil nehmen und ihre geniale Kraft in ungezwungenem Verkehr mit den gleichstrebenden spielend in

den Kauf geben, erhält diesem Verkehr, trotz allem burschikosen Wesen, eine gewisse Grazie und Haltung, welche namentlich den jüngeren Künstlern zu Gute kommt. Reinick gewann in Italien und in Düsseldorf durch sein schönes Talent, Stimmungen im Liede zu idealisiren, bald Anerkennung und Geltung. Zwei Künsten angehörig, der Malerei durch seine Bildung, der Kunst melodischen Gesanges durch seine Begabung, verstand er wie kein Anderer die Gefühle und Schicksale, die Freuden und Leiden einer Künstlernatur zu singen. Seine Lieder wurden schnell Begleiter der Maler auf ihren Reisen in der Einsamkeit und bei lustigem Gelage, und wie die ideale Seite des deutschen Künstlerlebens auf seine Lyrik bildend und bestimmend einwirkte, so hat er seinerseits durch seine Lieder viel dazu beigetragen, das Leben seiner Kunstgenossen zu verschönern und den Idealismus darin rein zu erhalten. „Die Lieder eines Malers mit Randzeichnungen“ fast aller bedeutenden Künstler Düsseldorfs sind das Werk, welches ihn zuerst dem großen Publicum bekannt machte, und welches als ein Zeichen von der Innigkeit betrachtet werden kann, mit welcher seine Lieder über den Paletten der Düsseldorfer gebrummt, gepfiffen und gesungen wurden. Das Unternehmen galt bei seinem Erscheinen für ein deutsches Prachtwerk, und war — nebenbei bemerkt — eines der ersten, welches den Geschmack für kunstvolle Illustrationen erweckte. Manche der Illustrationen darin haben einen nicht unbedeutenden Kunstwerth. In ihrer Verbindung mit den kleinen anspruchslosen Gedichten aber, deren Rahmen sie doch sein sollten, wirken sie nicht immer wohlthuend, weil sie die Wirkung derselben nicht erhöhen, sondern in Schatten stellen. — Mit Kugler vereint gab Reinick das „Liederbuch für deutsche Künstler“ heraus, gewissermaßen einen Codex der Fröhlichkeit, noch jetzt das classische Buch aller Künstlergenossenschaften. Seine gesammelten „Gedichte“, welche vor Kurzem in zweiter Auflage erschienen sind, trugen ein genaueres Bild seiner ehrenwerthen Dichterpersönlichkeit durch Deutschland. Er fing durch

sie an, den höchsten Ruhm eines lyrischen Dichters zu erreichen, das heißt, im Volke populär zu werden.

Aber noch in anderer Richtung wußte er anmuthig zu unterhalten. Seit dem Jahre 1845 war er als Jugendschriftsteller thätig. Er gab ein illustrirtes ABC-Buch heraus, welchem von 1849—1852 vier Jahrgänge des „Jugendkalenders" folgten. Dem Vernehmen nach hat er noch für das Jahr 1853 des Jugendkalenders fast das ganze Material hinterlassen. In diesen Kinderschriften, zu welchen noch einzelnes Kleinere kommt, ist unter den Erzählungen in Prosa vieles Hübsche und Originelle, Manches freilich auch nach den alten Schablonen unserer Märchenwelt bearbeitet. Allerliebst aber und der originellste Theil sind die kleinen und großen Verse, welche sehr glücklich auf das Gemüth der Kinder berechnet sind und, immer klar und verständlich, in wohlwollender Lehre, in schalkhafter Laune und in der Nachahmung kindlichen Geplauders ihres Gleichen suchen. Er versteht mit großem Geschick den alten Reimen und Kindersprüchen durch eine kleine Wendung einen poetischen Sinn oder eine tiefere Bedeutung anzuheften; er weiß meisterhaft die Gefühle der Kinder zu idealisiren und ihnen die Erscheinungen der Menschenwelt und die Gebilde der Natur in dem verklärten Lichte der Poesie zu zeigen, ohne die Objecte selbst durch Ziererei und Mystik zu entstellen. Er zeigt sich als ein guter Christ, welcher mit seinen frommen Empfindungen weder liebäugelt, noch sie verläugnet, er ist auch hier, den Kindern gegenüber, einfach und natürlich. Besonders gut versteht er das Kleinleben der Natur, die Unterhaltungen und Schicksale der den Kindern interessanten Thiere zu charakterisiren, und wenn der Hund der Sau Vorstellungen über ihre Unreinlichkeit macht und die Befürchtung ausspricht, daß bei ihrem Wesen auch ihre Kinder zuletzt noch Schweine werden würden, oder wenn gar die Wurst und die Maus als Freundinnen zusammen ihr Mittagessen kochen, und die Wurst der Maus erzählt, daß sie den Kohl so kräftig mache, weil sie

selbst einigemal durchkrieche, und die dumme Maus mit dem entschiedensten Unglück dasselbe versucht, so wirken selbst bei diesem kindlichen Unsinn eine feine Laune und treuherzige Schelmerei sehr erfreulich.

Außerdem hat Reinick im Jahre 1850 Hebel's Alemannische Gedichte für eine prächtig ausgestattete und mit Illustrationen von Richter versehene Ausgabe in die deutsche Schriftsprache übersetzt. Die Hexameter sind ihm nicht gerathen, aber Ton und Farbe des Ganzen hat er gut wiederzugeben gewußt. Auch die Verse zum Rethel'schen Totentanz sind von ihm, und es war ein guter Wurf, den er mit ihnen machte. Eine große Menge von Gelegenheitsgedichten, mit denen er Künstlerfeste und das Leben seiner Freunde zu verzieren wußte, sind ungedruckt geblieben. Gerade in ihnen offenbart sich viel von dem, was ihn als Künstler und Menschen Allen, die mit ihm in Verbindung kamen, werth und vertraut machte, ein gutes Gemüth, welches in der Freude Anderer den größten Genuß des eigenen Lebens fand.

Und deshalb begleitete den Sänger der Wanderlieder auf seinem letzten Wege Alles, was in Dresden von Künstlern und Kunstgenossen weilte, und durch das ganze Land klang es wie eine Trauerbotschaft, daß wieder ein echtes Dichterherz aufgehört hatte zu schlagen. Man wird ihn nicht vergessen. Wo lustige Gesellen zusammensitzen, der Wein im Glase glänzt und die Menschenaugen einander freundlich anlachen, da wird man seiner gedenken; wenn ein rüstiger Wanderbursch durch das Dorf zieht und zwei hübsche Mädchenaugen aus einer geöffneten Hofthür den Vorbeiziehenden ansehn, da wird man auch des Toten gedenken. Wenn der Wald rauscht und die Vögel singen und der Sonnenschein den Menschen das Herz erfreut, da werden sie seiner gedenken. Sie werden an ihn denken, wie man an einen Sänger denken muß, sie werden seine Lieder singen, ohne zu fragen, wer der war, der sie ihnen gemacht hat. — Der Verstorbene war nicht, was die Kritik ein großes

Talent zu nennen pflegt, aber er war ein guter Dichter, und wir alle haben Grund, seinen Tod als einen Verlust für die Kunst zu betrauern, denn er ist wahr gewesen sein ganzes Leben lang, wahr gegen sich selbst, gegen seine Freunde und vor Allem wahr in seiner Kunst.

Wilibald Alexis.

Isegrimm, Roman. (3 Bände. Berlin, 1854.)

(Grenzboten 1854, Nr. 9.)

Wenn es möglich wäre, daß kräftiger Freimuth, Liebe zum Vaterlande und ein feuriges Gefühl für Preußens Ehre, daß diese guten Eigenschaften eines preußischen Mannes den von ihm geschriebenen Roman zu einem schönen Kunstwerk machen könnten, so wäre der vorliegende Roman ein vollkommenes Werk. Denn es ist kaum möglich, mit mehr Wärme den Staat der Hohenzollern und seine hohe Aufgabe zu vertreten, als der Verfasser gethan hat. Sehr bereitwillig sei ihm hier die Freude darüber ausgesprochen.

Der Roman steht in einer lockeren Verbindung zu einem frühern des Dichters, „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", den er der Zeit nach fortführt. Dieselben politischen Verhältnisse bilden den Hintergrund und einige Personen sind beiden gemeinsam. Eine Continuität, zwar nicht der Begebenheit, aber der Gesinnung und Tendenz ist in allen märkischen Romanen von W. Alexis zu erkennen, und „der Roland von Berlin", „der falsche Waldemar", „die Hosen des Herrn von Bredow" und „der Werwolf" bilden zusammen ein großes geschichtliches Gemälde der älteren Zeit, welchem „Cabanis" und der oben genannte als Schilderungen des letzten Jahrhunderts gegenüberstehen.

Der Kunstwerth dieser Romane ist verschieden, aber derselbe kräftige patriotische Sinn, ein gesunder märkischer Stolz auf den Staat der Hohenzollern geht durch alle. In allen finden sich gemeinsame Vorzüge, die bekannten Virtuositäten des Verfassers, eine wirksame, oft vortreffliche Schilderung der märkischen Landschaft und der menschlichen Eigenthümlichkeit, welche ihr entspricht. Die Oede der sandigen Heide, die heiße Luft des Kieferwaldes am schwülen Sommertag, der Landsee im Gebüsch versteckt, die weite Ebene, das Torfmoor, Himmel und Hügel, Luft und Wasser sind in der Regel mit großer poetischer Kraft dargestellt und ihre Beschreibung glücklich benutzt, Stimmungen hervorzubringen. Auch die Menschen, welche in dieser Landschaft hausen, ein zähes, tüchtiges, dauerhaftes Geschlecht, mit ihren Wunderlichkeiten und Verirrungen, der tüchtigen Kraft und Energie sind mit Meisterschaft gezeichnet, so oft sie als Staffage bei Ausmalung charakteristischer Zeit- und Landschaftsbilder auftreten.

Auch in dem neuen Romane sind einzelne solche Schilderungen von nicht gewöhnlicher Kraft und Wirkung: Das weite Moor, das Dorf Querbelitz und seine Bewohner, das Treiben des märkischen Landadels, die Kleinbürger von Nauen, die Stellung der Einwohner zur feindlichen Einquartierung daselbst, die Gegensätze in Art und Benehmen der einzelnen Stände, eine Anzahl origineller und charakteristischer Nebenfiguren. Der Roman beginnt mitten im unglücklichen Kriege von 1806, behandelt die verhängnißvolle Zeit des Jahres 1807 ausführlich, die späteren Stimmungen und Ereignisse bruchstückweise. Die Hauptperson ist ein märkischer Rittergutsbesitzer von Adel, reichlich begabt mit den Vorurtheilen seines Standes und seiner Zeit, mit ungewöhnlich starken Leidenschaften, aber auch ungewöhnlicher Kraft und Energie des Willens, ein Tyrann seiner Familie und Umgebung, dabei ein braver, ehrenwerther Mann und ein treuer Patriot. Er hat drei Töchter von verschiedenen Anlagen, denen er selbst eine sehr verschiedene Zukunft

prophezeit. Diese Prophezeiungen werden durch ein ironisches Schicksal vernichtet. Die elegante, anspruchsvolle Tochter hat das Unglück, mit einem französischen Abenteurer, der Namen und Wappen einer alten legitimistischen Familie angenommen hat, in ein Verhältniß zu gerathen und dem Vater verloren zu gehen, sie wird zuletzt Gemahlin eines Pairs von Frankreich und verfällt einem schwächlichen, süßlichen Legitimismus, wird fromm u. s. w., dem Vater ist sie als Gefallene, als Weib eines Feindes und eines Betrügers tot. Die andere, sparsam, wirthschaftlich, gleichgiltig gegen den adligen Stolz des Vaters, wird die Frau eines Herrn vom hohen Adel, eines mediatisirten Reichsgrafen, und die dritte, der Liebling des Gutsherrn, von tiefem Gemüth und edler Festigkeit, welche nach dem Willen des Vaters die aristokratische Partie übernehmen sollte, heiratet nach langem Harren den Candidaten der Familie, den späteren Pastor des Dorfes. Zwei Söhne, nicht bedeutend, folgen den Strömungen der Zeit. Wenn aber auch die Begebenheiten in der Familie des Freiherrn, die Kämpfe des strengen Vaters mit den Neigungen seiner Kinder, einen großen Theil des Romanes füllen, so kann man doch nicht sagen, daß die Darstellung derselben die Hauptaufgabe des Werkes war.

Den Dichter lockten vielmehr die Zustände im verhängnißvollen Kriegsjahre und der nächstfolgenden Zeit, die Rathlosigkeit, Zerfahrenheit und Anarchie in den regierenden Kreisen und daneben die tüchtige Kraft der Einzelnen, welche die Wiedergeburt des Staates möglich machten, also ein Gebiet von fast unendlicher Ausdehnung mit Perspectiven nach allen Seiten hin. Es ist offenbar, daß eine solche Darstellung die Abrundung eines einheitlichen Kunstwerkes nicht leicht erhalten kann. Auch beabsichtigt der Dichter selbst durchaus nicht eine epische Geschlossenheit der Erzählung, wie sie bis jetzt als unumgängliches Erforderniß eines Kunstwerkes galt, ja es wird ihm wenig darauf ankommen, ob man seinen Roman ein Kunstwerk in dem alten Sinne nenne; der patrio=

tische, also didaktische Zweck steht ihm am höchsten, es war ihm ein lebhaftes Bedürfniß, durch eine Reihe von Persönlichkeiten die kämpfenden Ansichten und Stimmungen jener Zeit zu veranschaulichen, bei denen oft die Anwendung auf die Parteiungen der Gegenwart nahe gelegt ist. Er fordert für diese Art des Schaffens, für eine bis in die Einzelheiten genaue Darstellung wirklicher politischer Verhältnisse in poetischer Verkleidung, von seinem Leser Berechtigung. Das ungefähr ist der Sinn dessen, was der Verfasser in dem Roman selbst für seine Darstellung anführt.

Jede Abweichung von dem bisherigen Brauch der Composition in historischen Romanen soll dem Verfasser gestattet sein, wenn es ihm gelingt, für die Nichtbeobachtung alter Kunstgesetze durch Erreichung neuer, größerer, kunstgemäßer Wirkungen zu entschädigen. Ja, wenn er bei seiner Methode der Darstellung nur durchsetzt, uns ein durchweg fesselndes, bis zum Ende interessantes Buch zu schreiben, so wollen wir ihm seiner patriotischen Gesinnung wegen zustimmen und ihm helfen, der alten pedantischen Theorie einen Scheiterhaufen zu errichten.

Allein das hat er nicht erreicht, und wir sind in der Lage, die Compositionsgesetze des historischen Romans, wie sie namentlich durch Walter Scott in einzelnen Fällen so bedeutend angewandt worden sind, gegen den Dichter selbst vertreten zu müssen. Nicht weil diese Gesetze herkömmlich, nicht weil sie durch ein ästhetisches System geheiligt sind, sondern nur deswegen, weil sie nothwendig sind, dem behandelten Stoff bei dem Leser Wirkung zu sichern, d. h. den Roman als Ganzes dem gebildeten Urtheil gefallen zu machen. Bei einer Anzahl dieser Compositionsgesetze ist ihre ewige Nothwendigkeit nicht schwer einzusehen, wir verweilen hier nur bei den wichtigsten.

Zunächst sei an allgemein Bekanntes erinnert. Wir fordern vom Roman, daß er eine Begebenheit erzähle, welche, in allen ihren Theilen verständlich, durch den innern Zusammenhang ihrer Theile als eine abgeschlossene Einheit erscheint. Diese

innere Einheit, der Zusammenhang der Begebenheit in dem Roman muß sich entwickeln aus den dargestellten Persönlichkeiten und dem logischen Zwange der zu Grunde liegenden Verhältnisse.

Dadurch entsteht dem Leser das behagliche Gefühl der Sicherheit und Freiheit, er wird in eine kleine freie Welt versetzt, in welcher er den vernünftigen Zusammenhang der Ereignisse vollständig übersieht, in welchem sein Gefühl für Recht und Unrecht nicht verletzt, er zum Vertrauten starker, idealer Empfindungen gemacht wird. Wenn nun aber dieser innere Zusammenhang dadurch gestört wird, daß der ganze ungeheure Verlauf des wirklichen Lebens, die ungelösten Gegensätze, die Spiele des Zufalls, welche die Einzelheiten der wirklichen Ereignisse und der Geschichte bei kurz abgerissener Behandlung darbieten, mit hereingetragen werden in den Bau des Romans, so geht dadurch dem Leser das Gefühl des Vernünftigen und Zweckmäßigen bei den Begebenheiten in peinlicher Weise verloren. Dies Bedürfniß einer künstlerischen Composition, einer einheitlichen, abgeschlossenen Handlung tritt bei jedem Stoffe ein, welcher in romanhafter Weise erzählt wird. Bei jedem, wo ein Hintergrund kunstvoll dargestellt ist, wo Ton und Methode der Erzählung Neigung zu freiem Schaffen verrathen, wo Erfindung in Einzelzügen, in Perspective der Haupt- und Nebensachen sichtbar wird, kurz überall, wo auch nur ein Theil der Erzählung die Gesetze, den Zwang und die Privilegien künstlerischer Darstellung zeigt.

In dem neuen Roman von W. Alexis ist der größte Theil ganz nach den Gesetzen des Romans eingerichtet. Die Anlage des frei erfundenen Theiles der Begebenheit ist einfach und kunstmäßig. Durch eine ausführliche Einleitung, welche den Hintergrund, charakteristische Momente, Landschaft und Stimmungen darlegt und das Detail einiger Nebenfiguren in epischer Weise charakterisirt, werden wir in das Leben einer Familie eingeführt, in welcher das Schicksal der Töchter durch ihre

Charaktere und vor allem durch die Persönlichkeit ihres Vaters bestimmt wird. Es sind einfache Verhältnisse, kein Ueberfluß an Personen, eine Begebenheit, welche vollständig geeignet ist, sich in ihrem Verlauf mit logischer Nothwendigkeit, übersichtlich und interessant abzurunden. Daß die Kämpfe und Leidenschaften einer bestimmten Zeit sich in dem Schicksale der Familie abspiegeln, wäre ebenfalls in der Ordnung.

Der Verfasser aber kommt im Verlauf des Romans dazu, die politischen Ereignisse als die Hauptsache zu behandeln und durch die Personen seines Romans, welche zum Theil erfunden, zum Theil geschichtlich sind, in Unterhaltungen auseinander zu setzen. Dadurch wird die freie epische Erfindung unterbrochen und in den Hintergrund gedrängt, sie verliert sich zuletzt fast ganz in Darstellung der geschichtlichen Begebenheiten und in Ausmalung der Aufregungen, in welche die Helden des Romans durch das Unglück des Vaterlandes versetzt werden. So kommt es, daß um das Ende des letzten Bandes die von dem Dichter erfundene Begebenheit noch durchaus nicht zum Ende geführt ist, im Gegentheil recht mitten in einer Krisis hängen bleibt. Der Dichter war genöthigt, um doch irgend einen Schluß zu finden, den weitern Verlauf in kurzen Strichen anzudeuten. Da aber nach der Anlage gerade der Kampf und die innere Versöhnung der entgegengesetzten Charaktere in die Zeit fallen mußten, welche in der Erzählung ganz übergangen ist, so reicht dieser Schluß durchaus nicht aus, den Leser zufrieden zu stellen. Dagegen wird der Leser große Theile der Erzählung ohne Verlust entbehren. Die Zusammenkünfte der Patrioten auf dem Schlosse des Edelmanns, der Abgesandte des Tugendbundes, der Reichsgraf, der begeisterte Bonapartist und vollends der Freiherr von Stein, wirkliche Persönlichkeiten, welche zum Theil dem Roman zu Liebe eine leichte Verhüllung über ihre historische Uniform geworfen haben, erscheinen uns unnütz. Was Stein bei seinen wiederholten Besuchen auf dem Schlosse von Jlitz für Ansichten über die damalige Lage Preu=

ßens geäußert hat, wäre seinem Biographen und uns nur dann interessant, wenn er diese Aeußerungen daselbst wirklich gethan hätte, und wenn wir in der Stimmung wären, dies dem Verfasser zu glauben. Wo geschichtliche Charaktere, wie z. B. Friedrich der Große in „Cabanis“ oder Cromwell in „Woodstock“ auftreten, wollen sie entweder als leichte Arabeske gehalten sein und nur dazu dienen, den Hintergrund zu schmücken, oder sie müssen zweckvoll und ihrem geschichtlichen Wesen entsprechend in den Gang des Romans eingreifen und als ein durchaus nothwendiger Theil der Begebenheiten erscheinen. Beide Stellungen erscheinen uns nicht passend für solche geschichtliche Persönlichkeiten, welche entweder noch am Leben sind, oder unserer Zeit so nahe stehn, daß es uns noch nicht möglich ist, ihr Wesen in dem gebrochenen künstlichen Licht zu vertragen, welches der Geist des erfindenden Dichters auf alle seine Gestalten mit sicherer Macht vertheilt. Unter allen Umständen aber möchte ein Auftreten geschichtlicher Größen, welches ihnen nur erlaubt, sich über ihre politischen Ansichten auszusprechen, im Interesse des Lesers zu vermeiden sein.

Auch die Charakterzeichnung des Romans hat Störungen durch die mangelhafte Composition erlitten. Alle Charaktere eines Romans haben bekanntlich die Eigenthümlichkeit, daß sie fortwährend und mit strenger Folgerichtigkeit geschildert werden in ihrer Beziehung auf die Begebenheit, deren Theilnehmer sie sind. Sie sind für den Zweck des Romans allein vorhanden, nur diejenigen Aeußerungen menschlicher Individualität, welche mittelbar oder unmittelbar dazu dienen, die bestimmte Handlung fortzuführen oder nach irgend einer Seite verständlich zu machen, dürfen in dem Roman in den Vordergrund treten. Die Charaktere müssen deshalb von einfacher verständlicher Anlage sein, in ihrem Handeln stets charakteristisch und zweckvoll, ihre Interessen müssen ganz zusammenfallen mit den Interessen des Romans. Widersprüche in ihrem Wesen, Lebens=

äußerungen, welche sich aus der geschilderten Anlage nicht erklären lassen, dürfen, obgleich sie sich bei den Charakteren des wirklichen Lebens in großer Anzahl vorfinden, in dem Roman nur dann dargestellt werden, wenn sie für die künstlerischen Zwecke desselben nothwendig sind. In diesem Fall wird freilich die Schilderung solcher inneren Gegensätze einer Persönlichkeit oft gerade das Schönste und Reizendste, was die Kunst zu bilden vermag. Nur durch diese zweckvolle und planmäßige Charakteristik entsteht in den Personen eines Kunstwerks der schöne Schein innerer Wahrheit. Diese Wahrheit müssen wir lebhaft empfinden, um an die Personen glauben und uns für dieselben interessiren zu können, und wir werden die Größe des Dichters im Charakterisiren darnach schätzen, ob es ihm gelingt, die originelle Besonderheit des Individuums durch wenige Striche allgemein verständlich und interessant zu machen, und ob er im Stande ist, die bestimmte Originalität in lebhafter Steigerung trotz der Veränderungen, welche der Verlauf der Begebenheiten in derselben hervorbringt, als eine einheitliche erscheinen zu lassen. Wilibald Alexis ist bei seinen Hauptfiguren darin nicht durchweg glücklich gewesen. Er war auch früher zuweilen in Gefahr, der Situation, einem Einfall zu Liebe, die innere Harmonie seiner Charaktere zu stören, vorzüglich dadurch, daß er einen Trieb hatte, dieselben in jedem Moment so geistreich und bedeutend als irgend möglich sich aussprechen zu lassen. Zu diesen Uebelständen, welche bei dem vortrefflichen Dichter aus Einflüssen der Schlegel-Tieck'schen Schule zu erklären sind, kommt noch ein anderer ebenfalls für jene Schule bezeichnender, daß der logische Verlauf der Charakterzeichnung bei ihm zuweilen unterbrochen wird durch ein seltsames mystisches Moment, eine raffinirte Spitzfindigkeit, eine somnambule Handlung oder einen andern romantischen Einfall, welcher gerade ihm bei der realistischen und breiten Anlage seiner Charaktere gar nicht gut steht. So hat er im „falschen Waldemar" der Selbsttäuschung des Be-

trügers einen mystischen Anstrich und eine innere Berechtigung gegeben, welche den schönen Roman fast verdirbt, den Leser geradezu unheimlich berührt. So läßt er im vorliegenden Roman die gesunde Lieblingstochter des Hausherrn bei einem erschütternden Ereigniß plötzlich in eine Art von magnetischem Halbschlaf verfallen, in dem sie ihre Liebe zu dem Candidaten verrathen muß. Dieser Uebelstand hat sich in den letzten Romanen vergrößert, die Personen scheinen mehr dazu da, verschiedene politische und sociale Ansichten in gewählten Worten auszudrücken, als sich consequent in ihrem Thun und im Verlauf der Begebenheiten zu erweisen. Fast jede seiner Hauptfiguren zeigt Unklarheiten in ihrem Handeln und begeht Dinge, die nach den gegebenen Voraussetzungen ihrer Persönlichkeit nicht wahrscheinlich sind. Herr von Quarbitz z. B. soll der Repräsentant jener tüchtigen, charakterhaften Classe von alten märkischen Gutsherren sein, welche jetzt von dem Dichter wohl mit Recht für ausgestorben gehalten wird, trotzig in seinen Standesvorurtheilen und dabei von sehr warmem Gefühl, wahrhaft edel und vornehm in großen Dingen, ein wunderlicher Kauz in den kleinen Stimmungen des Tages. Ist es möglich, daß ein solcher Mann das Liebste, was er außer seinem Vaterlande hat, seine Familie, die Seelen seiner Töchter, einem fremden Candidaten, der den Tag vorher ins Haus gekommen ist, in solcher Weise empfehlen kann, wie er Band 1 Seite 81 thut; einem jungen Mann, dem er bis dahin eine empörende Kälte und Nichtachtung gezeigt hat? Und ist es möglich, eine Persönlichkeit wie die seine als einen Romancharakter zu verstehen, wenn als Beweggründe seines Handelns fortwährend zufällige Stimmungen, Launen und Vorurtheile auftreten? Er erscheint uns allerdings als eine wunderliche Mischung entgegengesetzter Eigenschaften: staatsmännische Weisheit und großer Blick neben grillenhafter Beschränktheit, aber diese Verbindung ist nicht aus innerer Nothwendigkeit hervorgegangen, ist deshalb nicht verständlich und ist zuletzt

nicht viel mehr als ein Aggregat von Einfällen des Dichters. Noch weniger gelungen ist der Candidat Mauritz, frommer Theologe, dann Mitglied des Tugendbundes, Liebhaber der Tochter des Edelmanns, bald sein Vertrauter, bald schnöde von ihm behandelt, eine Figur ohne kräftiges, inneres Leben. Wie ist es möglich, daß er, der doch ein feinfühlender braver Mann sein soll, das Liebesverhältniß mit der Tochter in solcher Weise beginnt und fortsetzt? Wie ist es möglich, daß er, nachdem der Vater ihn nach Entdeckung desselben tötlich beleidigt hat, noch lange Jahre in der Familie bleibt, und wie ist es möglich, daß der Vater selbst ihn darin duldet? Mißlungen ist auch die Zeichnung des jüngern märkischen Gutsbesitzers, welcher von jüdischem Herkommen und geadelt, um die wirthschaftliche Tochter des Hauses ohne Erfolg freit, auch ihm sind verschiedene Eigenschaften wie gelegentlich zugewiesen, welche sich schwer in dem Charakter einer Romanfigur vereinigen lassen. Er ist industrieller Landwirth mit plebejen merkantilischen Neigungen im Gegensatz zu dem aristokratischen Hausherrn, und wieder einmal betrunkener tobsüchtiger Jäger, welcher in Rausch und Wuth den Geliebten einer andern Tochter aus dem Busch niederschießt, und wieder ein feuriger und tapferer Freiwilliger in den Befreiungskriegen, der durch den rauhen Stolz des alten Edelmanns zuletzt bewogen wird, sich mit Selbstgefühl von der Tochter desselben zurückzuziehen; am Ende heiratet er eine geniale, etwas überschwengliche Patriotin von hohem Adel. Der Leser weiß auch aus dieser Figur nichts zu machen, weil der Dichter selbst den Charakter und seine Consequenzen nicht deutlich genug empfunden hat. Eine große Anzahl von Unwahrscheinlichkeiten kommt daher, daß der Dichter nicht Raum gehabt hat, die für Fortführung der Handlung nothwendigen charakteristischen Züge anzubringen, denn in den stattlichen drei Bänden nehmen, wie erwähnt, die Unterhaltungen über den Weltlauf einen unbilligen Theil der Zeilen in Anspruch. Daher geschieht es wohl auch, daß zuweilen

das Ungeheuerste in und mit der Familie gethan und nur mit wenig Worten abgefertigt wird, z. B. als die Franzosen den Neffen des Hauses vor den Fenstern erschießen. — Gut gezeichnet sind, außer einer Anzahl Nebenfiguren, der Vetter von Quilitz, die Hausfrau, die verständige Tochter, alle die Gestalten, welche der Verfasser mit wenig Strichen gezeichnet hat.

Häufig war die Anlage seiner Charaktere schöner, gesünder und stärker, als die Ausführung. Denn da, wo der Verfasser bis ins Einzelne fein ausführen soll, sind ihm romantische, abenteuerliche Situationen, scharfe Gegensätze und andere Reizmittel der Phantasie Hilfsmittel, um mit der Lebhaftigkeit und dem Detail zu empfinden, welche für anschauliche Darstellung nöthig sind. Er ist daher oft geneigt, seine Helden in die wunderlichsten Situationen zu versetzen und man kann daher auch bei seinen scharf gezeichneten Charakteren, bei seinen schönsten Strichen die leise Furcht nicht loswerden, es könne dem Dichter plötzlich einfallen, seine Figuren auf den Kopf zu stellen. Aehnliches thut z. B. der französische Oberst, der frühere Kunstreiter, sehr unerwartet im Walde bei Nauen.

So können wir dem Dichter die Berechtigung nicht einräumen, welche er für ein Werk, das mit Hilfe freier Erfindung eine große Zeit charakterisiren soll, in Anspruch nimmt. Seine Erzählung ist unvollständig, seine Charaktere sind weniger ausgeführt, zum Theil schattenhaft gehalten, die künstlerische Erfindung hat sichtlich darunter gelitten, weil seinem patriotischen Herzen wünschenswerth erschien, die Politik der preußischen Parteien und ihre Gegensätze zur Hauptsache der Darstellung zu machen. Da nun aber auch die Schilderung der politischen Kämpfe und Stimmungen ihrerseits unvollständig und vielfach durch das romanhafte Element beschränkt und abgeändert erscheint, so möchte auch dieser Theil seines Plans nicht so glücklich ausgeführt sein, als wir, politische Freunde des Verfassers und Bewunderer seines Talents, wünschen. Es wäre eine große Aufgabe, preußischen Sinn darzu-

stellen, wie sich dieser in den Einzelnen seit Friedrich dem Großen entwickelt hat, wie er von schwacher und irregeleiteter Regierung durch viele Jahre nicht verstanden und falsch behandelt wurde, wie er endlich in den Freiheitskriegen mit unwiderstehlicher Kraft fast über das Wollen der Regierung durchbrach und den Staat wiederherstellte, um nach dieser großen Action von neuem beargwöhnt, eingeengt und mißverstanden zu werden. Aber die Form des Romans oder einer andern freien künstlerischen Composition ist für einen solchen Stoff nicht geeignet, denn die erste Voraussetzung für eine gedeihliche Behandlung desselben ist nicht künstlerische Wahrheit, sondern historische Wahrhaftigkeit. Sehr ist es zu bedauern, daß Preußen noch keinen Historiker gefunden hat, der es verstanden hätte, in solcher Weise unparteiisch und mit großem Sinn einen langen und imponirenden geschichtlichen Verlauf volksthümlich zu machen.

Was unterdeß W. Alexis versucht hat, das konnte der Künstlerhand nur unvollständig gelingen. Von der Kritik mußte um so mehr auf das Ungenügende und Bedenkliche solcher Darstellung hingewiesen werden, da nicht im Roman allein, sondern fast in allen andern Künsten, in der Malerei wie in der Musik, das Bestreben sichtbar wird, die Grenzen zu überschreiten, welche den einzelnen Künsten durch die Unsterblichen gesteckt wird. Wenn wir aber unserer Pflicht gemäß den Standpunkt der Kunst gegen den Dichter selbst zu vertreten suchten, so wollen wir zum Schluß auch nicht verbergen, daß wir wünschen und hoffen, sein Werk werde doch Viele finden, welche den treuen Sinn, mit welchem dasselbe unternommen wurde, zu ehren wissen.

Ein Weihnachtsgruß für Wilibald Alexis.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 51 u. 52.)

Auf den Ackerbeeten der Mark Brandenburg liegt der Schnee und wo der Südwind ihn geschmolzen, ragen mißfarbig erfrorene Halme empor. Schnee umsäumt die Straßen mit weißem Bande und hängt in runden Ballen um die Gipfel der Föhren. Der Landwirth sieht über sich den wassergrauen Himmel dunkel umsäumt, wie eine rauchgeschwärzte Glasglocke; er überschaut ein stilles Land, dem jede bunte Farbe fehlt, und er wundert sich vielleicht, wie schnell der Winter das ganze reiche Culturleben, das die Menschen über Sand und Haide schufen, verdeckt hat. Der Mann selbst aber ist fröhlich ausgegangen, den schönsten Weihnachtsbaum aus seinem Holze zu wählen, denn diese Weihnacht ist dem Märker ein hohes Fest. Gerade jetzt denkt er mit Selbstgefühl an allen großen Gewinn, den sein Volk seit dem letzten bangen Christfest im fremden Lande und in der Heimat erworben hat. Alle Deutsche hängen diesmal mit besondern Gedanken die bunten Lichter um das Immergrün, keiner mit gerechterem Stolz als der Märker. Seine Heimat ist das Mutterland des neuen Reiches geworden, welches jetzt seine erste Weihnacht erlebt. Die Faust und das Blut seiner Ahnen haben zuerst die Macht der Hohenzollern gefestigt, das harte, knorrige, gescheidte Geschlecht der alten Colonisten von Havel und Spree hat seit dem Ende des Mittelalters durch jedes Jahrhundert schwere Kriegsarbeit gethan und geduldet, zuerst oft gegen seine Dynasten, dann für seine Landesherren. Auch im letzten Kriege haben die Märker mit ihrem Blute reichlich die Ehre bezahlt, das Stammvolk des deutschen Kaisergeschlechtes zu sein.

Aber während die Lebenden sich in mannhaftem Stolz der erkämpften Größe freuen und dabei vergangener Leiden gedenken, ist Einer still von uns geschieden, der so schön und warm wie

kein Anderer die Eigenart des märkischen Volkes und Landes in der Seele getragen und den Zeitgenossen geschildert hat. Wilibald Alexis war einer von den Guten; in trüben, thatenarmen Jahrzehnten Preußens hat er die Empfindung der Landsleute warm verhalten, indem er ihnen von ihrem Ackergrund und den vergangenen Menschen darauf, vom Kampf und der Tüchtigkeit ihrer Vorfahren erzählte. Er war es, der im tiefen Dichtergemüth die Natur der norddeutschen Ebene und der deutschen Colonisten aus jedem der letzten fünf Jahrhunderte poetisch zu verklären wußte. Seine Feder schilderte die Kieferhaide und die Sandsteppe, das braune Moor und die hohen Ränder des dunklen Landsees belebt durch die harten Gestalten der Lebensbewohner, durch die trotzigen räuberischen Junker, wie sie im Busch lauerten und über die Haide ritten, durch die eigensinnigen Vertreter einer tüchtigen Bürgerkraft und die gewaltthätigen Politiker aus den großen Herrengeschlechtern. In so warmen Farben und mit so scharfen Umrissen malte er seine Bilder, daß die alten Gesellen wie leibhaftig vor uns wandeln, umflossen von Sonne und Luft der Mark, von dem Harzgeruch des heißen Kieferwaldes und von dem wilden Eissturm, der dort im Winter über das Flachland fährt. Er beschrieb als ein echter Dichter, was ihm durch eigenthümliches Leben lieb geworden war und geeignet zur Verklärung durch die Kunst, seine Heimat und das Volk darin, wie sie in Wahrheit waren, eckig, derb, baar der zierlichen Anmuth, aber dauerhaft, thatkräftig, hart und durch eine stille überlegene Laune doch Gunst gewinnend. Aber der Dichter fühlte sich dabei immer als Patriot. Seinen Zeitgenossen wollte er ihre Stadt, ihre Natur, den langen Weg, auf dem ihre Ahnen heraufgekommen waren, lieb machen, und immer drängte ihn zu zeigen, wie eisenfest der Märker mit seinem Fürstengeschlecht verbunden ist durch Opfer, Leiden und Siege Beider und wie großartig die märkische Treue aus dem Zwist und den scharfen Gegensätzen des Mittelalters heraus-

gewachsen ist. Das ist der edelste Beruf des Dichters, freier zu machen, reicher und sicher, indem er die Menschen uns werthvoll zeigt, für ihre Beschränktheit ein fröhliches Lächeln, für ihre Tugenden warmes Gefühl aufweist. Immer war er in diesem Sinne ein ehrlicher Dichter und ein guter warmherziger Mann.

Er war nicht in der Mark geboren. Daß er aus Schlesien kam, half ihm wahrscheinlich, das Fremdartige und Charakteristische der Mark lebhafter zu empfinden. Seine Poesie wurde durch zwei scharf abstechende Richtungen gezogen. Von Berlin wirkten die Romantiker und ihr Nachwuchs, die schrullenhafte Genialität Arnims und die Gespenstereffecte Hoffmanns, aus der Fremde die behagliche gesunde Kraft des größten englischen Romandichters auf sein Dichterschaffen. Seine gute Art und ein kräftiger Verstand machten ihn allmählich frei von jenem unheimlichen Gelüst der Romantiker, den vernünftigen Zusammenhang der Erzählung durch Eintragen eines spukhaften Schauers, die Wahrheit realistischer Darstellung durch Einführung phantastischer Schnörkel zu zerbrechen. Und es ist sehr merkwürdig, daß ihm später nur da, wo seine gesunde Kraft einmal ermattete, die Gespenster der alten Romantik durch die Erfindung huschten. Was ihn aber aus der Dichterkrankheit seiner Jugend erhob, war seine Liebe zum Vaterlande, die Achtung vor der Tüchtigkeit seines Volkes, der feste Glaube an die hohe Bestimmung der Hohenzollern und ihres Staates. Es war der Patriotismus eines Mannes, der auch dem Fürsten gegenüber fest auf seinem Recht steht, und einer Herrnlaune trotzig zu widerstehen weiß, ein echt märkischer Patriotismus, der sich Charaktere sucht wie den Bürgermeister Johannes Rathenow, jenen Waldeck des mittelalterlichen Berlins.

Achtzehn Jahre alt war der Dichter zum letzten Feldzug der Freiheitskriege als Freiwilliger eingetreten, im Jahr 1871 drangen, als letztes großes Ereigniß seines Lebens noch die

Siegesbotschaften unserer Heere, die Kunde von dem neugefestigten Reich deutscher Nation, durch den dunklen Flor, den mehrjähriges Leiden ihm um Haupt und Sinne gelegt. War es eine Rache für alte wüste Dichterträume, daß der gespenstige Unsinn, mit dem er als Dichter in der Jugend gespielt, zuletzt die Krallenhände nach seinem eigenen Haupt ausstreckte? Aber die lange traurige Krankheit mochte ihm zwar Rede und Gedanken lähmen, sie vermochte doch nicht die herzliche Empfindung zu verderben für sein Vaterland und für die treue Hausfrau, welche ihm zuletzt fast allein die Ereignisse zu deuten wußte. Er starb mit dem Bewußtsein, daß zur That geworden sei, wofür auch er gesorgt, gearbeitet, gelebt.

Wenn im letzten Feldzug die preußischen Bataillone eine patriotische Kundgebung ihrer Gefühle erstrebten, sangen sie die Wacht am Rhein, ihr vornehmes Lied; wenn sie aber im Soldatenbehagen lagerten, dann klang unter andern Volksweisen herzhaft das Lied des Dichters: „Fridericus Rex, unser König und Herr, der rief seine Soldaten allesammt ins Gewehr“ und dabei wurden unsere tapfern Knaben lustig. Viele Bilder aus den Romanen des Dichters sind in die Phantasie der Zeitgenossen übergegangen: Buschreiter und Zünftler, wendische Leibeigene und die feinen Leute der französischen Colonie von Berlin, der heiße endlose Sandweg durch die Haide und der märkische Edelhof am waldumsäumten Teich. Und wenn jetzt der Hausvater den „Roland von Berlin“ oder den „Cabanis“ auf den Weihnachtstisch seiner Söhne legt, dann möge er sein junges Geschlecht daran erinnern, daß der Dichter auch ein wackerer Mann war, rechtschaffen im Leben, ehrlich in seiner Kunst, und daß er in seinen Geschichten aus sehr alter Zeit immer mit heimlichem Lächeln die Größe und den Ruhm seines Preußenstaates vorhergesagt hat, und der Vater soll die Söhne auffordern, daß sie diese Weissagung hinter den Zeilen lesen und dafür leben, sie als wahr zu erweisen. Von jedem märkischen Christbaum möchten wir auf

seine letzte Ruhestätte ein immergrünes Reis senden. Und wir hoffen, einst kommt die Zeit, wo aus allen seinen Romanen die unübertrefflichen Bilder von der alten märkischen Landschaft und den Leuten darin zu einem echten Volksbuch zusammengestellt werden.

Fritz Reuter.

Dörchläuchting. Novelle.

(Grenzboten 1866, Nr. 36.)

Wieder hat der volksthümlichste Dichter des nördlichen Deutschlands dem Leser sein Jahresgeschenk gemacht, und die neue Novelle erweist alle Vorzüge seines Talents in ebenso heiterer Fülle, wie nur eine seiner frühern Poesien. Es sind wieder Zustände und Personen aus seiner engern Heimat Mecklenburg, diesmal der ansehnlichen Stadt Neubrandenburg und den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts entnommen. Die Novelle erhält dadurch ein gewisses historisches Kostüm, und dieser Zusatz in der Färbung der Charaktere und des Tons gibt ihr eine epische Ruhe und der Laune des Dichters eine Haltung, welche dem Referenten den anmuthigen Eindruck gesteigert hat, und welche nicht einmal von den Lesern, welche vor allem Späße suchen, als eine Verminderung der lustigen Wirkung aufgefaßt werden darf.

Die Art, wie Fritz Reuter das Kleinleben einer norddeutschen Stadt in enger und armer Zeit schildert, ist wahrhaft herzerfreuend. Ein reiches Dichtergemüth, ein Herz voll Liebe zur Menschheit, die heitere und freie Auffassung aller irdischen Verhältnisse geben den unübertrefflichen Einzelzügen seiner humoristischen Darstellung in diesem Werk fast überall die gleichmäßige poetische Verklärung, welche ein Kunstwerk nicht

entbehren darf. Mittelpunkt der Erzählung ist das Verhältniß des wackern Conrectors und Organisten Aepinus, eines tapfern Fünfzigers, zu seiner Wirthschafterin, der Jungfer Dorothea Holze. Die Sonne der Novelle, welche Glanz und Leben auf die Umgebung ausstrahlt, ist der Charakter dieses energischen, verständigen, einfachen und gemüthvollen Bürgermädchens; sie sieht zuletzt den geheimen Wunsch ihres Herzens erfüllt und sich zur Frau Conrectorin befördert. Dies Seelenverhältniß zweier tüchtiger Menschen, welche nicht mehr in grüner Jugend stehen, ist mit einer Innigkeit, Zartheit und edlen Reinheit behandelt, welche der höchsten Bewunderung werth sind. Der Dichter weiß zu machen, daß man das Drollige und Beschränkte seiner Menschen in demselben Augenblick mit heiterem Lächeln empfindet, wo man sich ihres tiefen Inhalts und ihrer tüchtigen Kraft mit Sympathie, ja mit Rührung bewußt wird. Auch der Kreis von Gestalten, in denen sie sich bewegen, umfaßt eine ganze Anzahl von originellen Charakteren, vor andern ausgezeichnet die meisterhafte Gestalt der Bäckerin Schulze und ihres Mannes und die jüngere Schwester der Heldin.

In der humoristischen Darstellung Reuters stehen selbstverständlich die reich ausgeführten Situationen oben an. Das Behagen, womit er die Menschen in ihnen gesellt, der launige Ton der Erzählung, der Reichthum an charakteristischen Zügen und die schlagende Wahrheit derselben, das alles sind Vorzüge einer starken und gereiften Dichterkraft, nicht nur natürlicher Begabung, auch einer Kunst, welche ästhetische Wirkungen sehr gut versteht und an der richtigen Stelle hervorzubringen weiß.

Bei jeder humoristischen Schilderung, welche, wie deutsche Weise ist, die Geheimnisse des menschlichen Gemüthes in breit geschilderten Situationen darlegt, ist der Zusammenhang der Handlung, die Verknüpfung der einzelnen Momente, Bau und Führung der Ereignisse in Gefahr locker zu werden. Was andern Dichtern für ihre künstlerischen Wirkungen obenan stehen muß, behandelt der Humorist gern obenhin, als einen

Bedarf seines Kunstwerks von untergeordneter Bedeutung: die Versuchung, durch Episoden zu wirken, bestimmt ihn zu ungleichmäßiger Ausführung der zu dem Zusammenhange nothwendigen Momente, auch um die Steigerung seiner Wirkungen im weiteren Verlauf der Handlung ist er wahrscheinlich wenig bemüht; was er gibt, wird sich oft einem Schmuck vergleichen lassen, in welchem eine Anzahl schön geschnittener Steine ohne sonderliche Kunst aneinandergereiht sind. Reuter allerdings ist auch in seinen kleinern Erzählungen sich wohl des Werthes bewußt, welchen die Composition für die Gesammtwirkung hat, und er versteht ganz genau, worauf es hierbei ankommt. Nur zuweilen macht er sich die Sache ein wenig leichter, als recht ist, auch er widersteht nicht immer der Versuchung, dankbare Episoden lang zu machen, und beeinträchtigt sich dadurch das Verhältniß der Theile, ein ander Mal bindet er die einzelnen Theile zu sorglos in einen Knoten. Auch in dieser Novelle sieht man dem letzten Schluß an, daß er gemacht ist. Durchaus nicht in der Hauptsache. Das innere Verhältniß der Heldin und ihres Conrectors ist sehr schön zu künstlerischem Abschluß gebracht, aber was darauf folgt, das Eintreten des Herzogs von Schwerin als eines ausgleichenden und segenspendenden Genius, steht nicht ganz auf der Höhe des Vorhergehenden.

Und noch eine zweite Eigenthümlichkeit verringert ihm in einzelnen — nicht häufigen — Fällen die künstlerische Wirkung. Seine schöne Dichterkraft entwickelte sich zuerst an der Schnurre und lustigen Anekdote. Es ist natürlich, daß ihm die Vorliebe dafür geblieben ist, und es begegnet ihm wohl noch einmal, daß er dieser Freude an schnurrigen Geschichten nicht widerstehen kann, auch da, wo sie Charaktere und Handlung nicht fordern. Dann springt seine wohlgehaltene, sichere und merkwürdig wahr empfundenene Charakteristik sogar in die Carricatur über.

Um Alles zu sagen, was ein ehrlicher Kritiker ihm gegen=

über auf dem Herzen hat, in der vorliegenden Novelle sind, außer im Schluß, auch im Anfang einige kleine Flüchtigkeiten; im ersten Kapitel tritt Prinzeß Christel als eine furchtsame Dame auf, welche in ganz ähnlicher Weise wie ihr durchlauchtigster Bruder verkommen ist. In einem der nächsten Kapitel erfährt man beiläufig mit Erstaunen, daß sie viel starken Wein trinkt, in Stiefeln geht, den Cicero liest und eine recht gescheidte Person ist; im weiteren Verlauf der Erzählung kommt sie kaum noch vor. Vor einigen ähnlichen Unregelmäßigkeiten des Hofes von Neustrelitz erklären wir unser Urtheil bereitwillig für unzulänglich und unterdrücken den leisen Zweifel, ob sich Kammerdiener Rand jemals in Gegenwart seiner hohen Herrschaften auf einem hochfürstlichen Sessel zur Berathung niedergelassen hat, ob die gelbe Kammerjungfer, während sie im Dienst stand, wirklich in einem andern Logis gewohnt haben kann, als ihre Prinzessin, und ob es möglich war, daß im Audienzzimmer von Neubrandenburg die Braut- und Ehepaare der Novelle unter Beistand der Durchlaucht von Schwerin so unbefangen aus und ein flogen und sich behabten wie Taubenpärchen in ihrem Schlage.

Wenn aber in diesen unwesentlichen Fällen das historische Kostüm auch mit zu freiem Schalten behandelt sein sollte, in der Hauptsache ist es überall vortrefflich festgehalten. Das kleine, kümmerliche und gedrückte Leben der armen Bürger nach dem siebenjährigen Kriege und dabei die unverwüstliche Kraft und Tüchtigkeit norddeutscher Natur sind so schön und wahr, in so poetischen Farben geschildert, daß das Ganze dem Leser das Herz warm und weit macht.

Und darin liegt ein besonderer Werth und Segen der Erzählungen von Fritz Reuter. Man kann die Bedeutung derselben als Volkslectüre, was sie im besten Sinne des Wortes sind, nicht hoch genug anschlagen. Fast zum ersten Male erblickt auch der kleine Mann in Norddeutschland sein bürgerliches Leben, seine Zustände, sein Fühlen, seinen Charakter in

dem Glanze einer echt poetischen Darstellung. In dem Bilde wird er sich seines Werths bewußt, in den vertrauten Lauten der niederdeutschen Sprache findet er, was in ihm selbst schön und gut, wunderlich und beschränkt ist, von einem fröhlich lachenden Freunde berichtet. Was in ihm als stille Empfindung lag, hat auf einmal reichen Ausdruck gewonnen, sein Urtheil über sich selbst und die Menschen, welche ihn umgeben, wird plötzlich freier und sicherer. Das ist der Werth aller epischen Poesie, welche auf wirklichem Volksleben ruht, und die Griechen wußten das wohl, wenn sie die Gedichte des Homer als ihr edelstes Bildungsmittel hochhielten. In unserer Zeit wird ein großer Strom sehr mannigfaltiger Bildungselemente in das Volk geleitet, vom Prediger auf der Kanzel bis zu den volksthümlichen Schriftstellern der Naturwissenschaft sind Tausende bemüht, dem Volk Verständniß seines Lebens zu geben. Aber man darf zweifeln, ob irgendeine einzelne dieser vielfachen Thätigkeiten so humanisirend auf die Niederdeutschen wirkt, als die bescheidenen Geschichten, welche unter dem Namen „Olle Kamellen" Hausbuch der meisten Bürgerfamilien im Norden des Harz, und liebe Gäste in sehr vielen Häusern bis zum Main hinauf geworden sind.

Ein Nachruf für Fritz Reuter.

(Im Neuen Reich 1874, Nr. 30.)

Er lag in seinem Sarge zwischen Blumen und aufgeschichteten Kränzen, sanft berührt von der Hand des Todes, das Antlitz etwas bleicher als sonst, die mannhaften Züge wie verklärt. Und wer aus dem stattlichen Hause, das er sich am Fuße der Wartburg gebaut hatte, herabsah auf den reichen Blüthenflor der nächsten Umgebung, in das kleine sonnige Thal unter dem Hause und ringsum in die lachende Landschaft, der

merkte, daß die Natur ihre heitersten Farben um den Verstorbenen vereinigt hatte, als wollte sie verkünden, daß der Tod eines Mannes, der dazu auserwählt ist, unvergänglich unter uns zu leben, mehr Erhebung als bitteren Schmerz bereitet. Und wer am Tage der Bestattung von dem Wohnhaus des Dichters nach der Wartburg hinüberblickte, nach den Thürmen und Mauern, die hoch gegen den blauen Himmel ragten, dem durfte wohl einfallen, daß vor 660 Jahren ein anderer großer Dichter dort ein- und ausgegangen war, der sich vergeblich ein Heimwesen im Schatten der Fürstenburg ersehnt hatte. Es liegt eine lange Zeit deutscher Geschichte zwischen Walther von der Vogelweide und Fritz Reuter, zwischen dem ritterlichen Minnesänger, der in kunstvollen Versen die schwäbische Mundart zu einer Schriftsprache von hoher Schönheit ausbilden half und zwischen dem bürgerlichen Niederdeutschen, der die Dialektklänge seiner Heimat zu herzerfreuender Poesie verwerthete. Aber wie verschieden die Gattung der Poesie und wie verschieden die Kunstmittel sind, mit denen die beiden Dichter schufen, gemeinsam ist Beiden, daß sie ihrem Volke den besten Gewinn der schönen Kunst erwarben, denn Beide haben den idealen Bedürfnissen ihrer Zeit reichen und vollen Ausdruck gegeben. Und der Humorist der Gegenwart sicher nicht weniger, als der lyrische Dichter des 13. Jahrhunderts.

In Fritz Reuter hat die Nation wieder einen von den treuen Stimmführern verloren, welche in der engen Zeit vor 1848 zu Männern wurden, welche in hartem Kampf mit widerwärtigen Verhältnissen ihre Kraft festigten und als Lieblinge und Vertraute des Volkes lebten, während Hader und Krieg um die politische Umgestaltung des Vaterlandes tobte. Dem Dichter wurde noch die hohe Freude, das große deutsche Reich, den Traum seiner Jugend, für den er schwer gelitten hatte, in kräftiger Gestaltung zu sehen, aber das Glück dieser letzten Jahre erfuhr er, als sein Haar gebleicht war, und der neue Glanz erhellte ihm nur wie ein Abendlicht die letzte Spanne

seiner Erdenzeit. Er selbst hat härter als die meisten Andern dafür gebüßt, daß er in einer Zeit engherziger polizeilicher Bevormundung heraufwuchs, er wurde aus geebneter Lebensbahn geschleudert; lange Jahre der Unsicherheit, der Entbehrung und eines gedrückten Daseins bildeten in ihm ein Leiden aus, das er später nicht überwand. Aber wie oft er dadurch gestört wurde, die unübertreffliche Frische, Klarheit, Heiterkeit seines Geistes, seine warme Liebe zu den Menschen und die wundervolle Laune, mit welcher er seine Umgebung betrachtete, konnten ihm durch keine trübe Erfahrung und durch keine Krankheit vermindert werden. Er stand unter uns als ein hochsinniger Mann, redlich, opferbereit, wahrhaft, von einer seltenen Reinheit des Gemüthes. Nicht Alle, welche mit fröhlichem Lachen seine Bücher lesen, wissen auch, daß er zugleich in vielen großen Dingen von gereiftem und sicherem Urtheil war, ein warmherziger, aber auch ein besonnener und scharfsichtiger Patriot; von einer guten Natur, welche den Instinkt für das Wahre und das Herz auf dem rechten Fleck hatte, aber auch mit einem vielbewanderten und durch Studien und Denken reichgebildeten Geiste.

Auch als Dichter schuf er nicht wie ein Sorgloser, der nur lustigen Einfällen folgte, die gleich einem nicht zu erschöpfenden Born in seiner Seele quollen. Er war Künstler im besten Sinne des Wortes; wenn er auch einmal einer lustigen Schnurre allzu bereitwillig nachgab, er verstand doch sehr gut, wo und wie er die schönen Wirkungen zu vertheilen hatte, er erwog ernsthaft den Bau und die Composition seiner Erzählungen und war sich auch, wie der Künstler soll, seiner technischen Bildung bewußt. Und es war eine Freude ihm zuzuhören, wenn er einmal von der Arbeit an seinen Poesien sprach. Gerade daran muß hier erinnert werden, denn es fehlt nicht ganz an ungerechten Beurtheilern, welche in seinen Geschichten nur eine Reihe zusammengereihter drolliger Einfälle und Situationen sehen. Diese mögen die technische Arbeit doch näher prüfen

und sie werden finden, daß er auch da, wo er sich die Sache einmal leicht macht, nur als ein sorgloser Meister schafft und nicht als ein unbewanderter Naturalist. Ja, der Künstlertact, mit welchem er seine Charaktere in Haupt- und Nebenfiguren abstuft, die Färbung einer Gestalt durch die abstechende der andern ergänzt und hebt, ist oft geradezu bewunderswerth, und ebenso bewunderswerth ist die sichere Hand, mit welcher er jeden einzelnen Theilnehmer an seinen epischen Handlungen zu seinem Ziele führt.

Schnell freilich empfindet der Leser den Zauber, welcher fast alle Charaktere seiner Erzählungen umgibt. Auch diese Wirkung verdankt der Dichter zum Theil der kunstvollen Weise, in welcher er idealisirt, d. h. künstlerisch zubereitet, denn jede seiner Gestalten erscheint wie aus der Wirklichkeit abgeschrieben, und doch sind sie sämmtlich Idealgebilde; in allen strömt das Leben reich und voll und doch ist jede ihrer Lebensäußerungen zweckbewußt nach der Gesammtidee der Erzählung gerichtet. Wenn ihm einmal begegnet, daß er in sittlichem Eifer die Wirklichkeit copirt — Familie Pomuchelskopp — oder daß er lachend einer geschichtlichen Anekdote folgt — die Durchlaucht von Strelitz — so stechen solche Gestalten von den übrigen, welche völliger künstlerisch gebildet sind, so scharf ab, daß sie als Carricaturen erscheinen, was sie in der That nicht sind.

Freilich war er einer von den Glücklichen, bei denen der Leser gern die Kunst über dem strotzenden Reichthum der Naturkraft vergißt. Fast zahllos sind die Charaktere aus dem Volke, die er dargestellt, und jeder mit einer Fülle von originalen Zügen ausgestattet, ganz unbegrenzt erscheint sein Reichthum an ernsten und komischen Situationen. Ihm war die schönste Gottesgabe verliehen, der Humor. Ein echt deutscher Humor, in welchem über der launigen Darstellung menschlicher Beschränkung und Verkehrtheit überall die herzliche Liebe zu den Menschen fühlbar wird, ein gesunder und kräftiger Humor, der auch da, wo er ans Possenhafte streift, der Grazie nicht

entbehrt und der uns immer die beglückende Empfindung zutheilt, daß es ein guter und lauterer Sinn ist, welcher uns seine lichtvolle Auffassung des Lebens spendet.

Dem echten Dichter wird ein Glück zu Theil, mit dem sonst nur wenige Sterbliche begnadigt sind, er lebt als Individualität auch nach dem Tode in seinem Volke fort, bildend, erhebend und neues Leben erziehend. Der beste Theil seiner Seele und die Summe seiner Erdenarbeit dauern unverändert in seinen Werken. Und wieder sehr wenigen Dichtern unserer Nation ist eine so wirksame Unsterblichkeit beschieden als gerade ihm. Denn er hat, während er unter uns weilte, durch seine Poesie uns Allen das Herz erfreut, das Leben verschönert. Auch den kleineren Kreisen des Volkslebens, wo die Tage mit harter und ernster Arbeit erfüllt sind, und die Strahlen der Kunst das Dasein sonst nur spärlich verschönern, hat dieser Dichter die Familie, das Hauswesen, die Arbeit verklärt wie kein anderer. Hunderttausende haben durch ihn das Bewußtsein erhalten, wie tüchtig und brav ihre Existenz ist, wie viel Wärme, Liebe und Poesie auch in ihrem mühevollen Leben zu Tage kommt. Sie alle sind durch ihn freier, reicher und glücklicher geworden. Und dieses edle Amt eines Vertrauten und Lehrers, der durch herzgewinnendes Lachen stärker und besser macht, wird Fritz Reuter unter uns verwalten, solange die Klänge der niederdeutschen Sprache dauern, solange unser Volksthum etwas von der Kindlichkeit, von der treuherzigen Einfalt und Herzensgüte bewahrt, welche in den Gebilden des Dichters jetzt mit unwiderstehlichem Reiz auf den Leser wirken.

Neue epische Dichtungen auf dem deutschen Büchermarkt.

(Grenzboten 1856, No. 8.)

Es ist charakteristisch für die veränderte Art, poetisch zu empfinden, daß in den letzten Jahren die Zahl der lyrischen Gedichte junger Talente auf unserem Büchermarkt abgenommen hat und dagegen eine Zunahme kleiner epischer Dichtungen zu bemerken ist. Während noch vor zehn Jahren der erste Schritt, den ein Dichter in die Oeffentlichkeit that, kaum anders geschehen konnte, als durch ein Heft Gedichte in Heine's oder im schwäbischen Ton, lockt jetzt vorzugsweise die glänzende Färbung, der längere Fluß und der, wenn auch lockere, doch mit einiger Berücksichtigung des gesunden Menschenverstandes zu ordnende Zusammenhang einer epischen Begebenheit. Die Anschauungen der Dichter fahren nicht mehr vorzugsweise auf den kurzen Wogen persönlicher Empfindungen daher, sondern sie zeigen sich in längerer Strömung, in gestaltenreichem Erfinden. Insofern ein Streben nach eigenartigem Bilden auch dieser Richtung zu Grunde liegt, muß sie mit Theilnahme verfolgt werden; nur ist dabei selbst für ein nennenswerthes Talent das Mißlingen viel bedenklicher, als bei kurzen Gedichten.

Zwar war es einer jungen Dichterseele bei lyrischen Gedichten sehr schwer geworden, die eigne Empfindung originell darzustellen. Denn die Fülle von vorhandenen Formen, Stoffen, lyrisch zubereiteten Ideen, von Bildern und Pointen ist gegenwärtig so groß, daß unsere Dichtersprache ganz damit gesättigt ist, und dem neuen Dichter, ohne daß er es ahnt, sich bereits in andern Gedichten vorhandene Rhythmen, Stoffe, Gedanken und Phrasen unterschieben, so daß sein Gedicht für den kühlen Leser in der Regel nichts Anderes wird als die neue Variation eines bekannten Themas. Und obgleich der Zauber, welchen nach Schiller der Stil Uhlands und Heines

ausübte, die Phantasie der Schaffenden vorzugsweise in die Bahnen dieser Dichter zog, so haben doch auch andere namhafte Talente der neuern Zeit, die selbst zum großen Theil an Vorgänger sich anlehnen, wie Lenau, Freiligrath, Herwegh, ähnliche übermächtige Einwirkung auf Einzelne ausgeübt, und es ist interessant zu betrachten, wie die Fluth der lyrischen Poesie, seit Goethes Jugend aus wenigen starken Quellen entsprungen, in die reihenweise hintereinander aufgestellten Schalen hinabfließt bis zur Gegenwart. Aus einer Schale in die andere, aus der ältern Dichterseele in die jüngere, oft anders gefärbt, durch manchen neuen Zufluß bereichert, im Ganzen aber sich immer mehr zertheilend bis zu feinem Staub und dem Rinnen einzelner Tropfen. Aber wie sehr wir deshalb auch in den lyrischen Dichtungen der jungen Generation die Ursprünglichkeit vermissen, es wäre doch noch möglich, in dem einzelnen Gedicht mit tadelloser Form Artiges und Erfreuliches auszudrücken, und es ist sehr zu verwundern, daß unsere Lyrik, fünfzig Jahr nach Goethe, neben wenigen sicheren, melodienreichen Talenten, wie Geibel, schon eine solche Masse unbehilflicher, schülerhafter und roher Versuche zeigt.

Dagegen steht die epische Poesie ganz anders. Auch wenn sie sich nicht die unlösbare Aufgabe stellt, breite Heldenstoffe in der Art der großen epischen Dichtungen alter Zeit zu behandeln, kann sie größere Bildung und Selbständigkeit der Dichter, eine durch künstlerische Technik geregelte Phantasie, kurz ein stärkeres Talent nicht entbehren. Schon der Vers eines solchen Gedichts bietet erhebliche Schwierigkeiten. Unsere Sprache hat bis jetzt keine Versform, welche durch häufige und erfolgreiche Behandlung für epische Zwecke so ausgebildet wäre, daß sie dem Schaffenden einen wirksamen Ausdruck seiner Anschauungen leicht machte. Was unsere Lyrik nach langer Blüthenzeit zu viel hat, Zurichtung und Vorbilder, das hat unser Epos, welches solche Stützen vielleicht länger ertragen könnte, noch zu wenig. Weder der Hexameter von Hermann und Dorothea, noch die

italienischen Stanzen der Uebersetzer, noch die Nibelungenstrophe in den kleinen Cabinetsstücken von Uhland, noch irgend ein anderes strophisches Maß sind nach den metrischen Gesetzen unserer Sprache überall praktisch. Der Hexameter ist einst bei einem fremden Volk aus Klangverhältnissen der Wortsilben entstanden, die wir durch unsere Hebungen und Senkungen nur unvollständig nachahmen können, er macht, wenn seine Schulregeln streng beobachtet werden, den Redegang unvermeidlich steif und geschraubt und er wird durch den trochäischen Fall, den er im Deutschen erhält, bei nachlässiger Behandlung nur zu leicht einförmig. Es gehörte der feine Sprachsinn Goethes dazu, ihn mit Freiheit zu gebrauchen. Die italienischen Strophen sind noch schlimmer; der starke Versklang und die Reimfülle stören dem deutschen Dichter die Individualisirung und verführen zu Sentenzen und poetischen Phrasen. Der Nibelungenvers hat bei dem modernen Verhältniß der deutschen Hoch- und Tiefbetonungen eine große Monotonie erhalten, die er im Mittelalter nicht hatte. Die Cäsur in der Mitte theilt ihn leicht in zwei klappernde Theile, und die Verbindung des Langverses zu vierzeiliger Strophe vermehrt bei langathmigen Gedichten noch diese geräuschvolle Eintönigkeit. Hier und da hat man eine freiere Behandlung desselben ohne Strophen in fortlaufendem Flusse versucht, nicht ohne Glück. Immer aber bleibt ihm eine starke, eigenthümliche Farbe, welche zu vielen Stoffen nicht paßt. Da nun die Wörter unserer Sprache einen vorwiegend trochäischen Fall haben und längere trochäische Verse deshalb nicht in festem Band zusammenzuhalten sind, sondern unvermeidlich in Stücke auseinanderfallen, so bleibt zuletzt dem epischen Dichter kein anderes Maß übrig, welches einen bequemen Gebrauch verstattet, als derselbe Vers, den wir im Drama ausgebildet haben, der fünffüßige Jambus. Dieser Vers, welcher zu dem gleichförmigen Fluß der deutschen Wörter den entsprechenden Gegensatz bildet, ist allerdings der handlichste. Er hat am wenigsten Farbe

und läßt sich wohl mit den durchsichtigen Lasuren der Malerei vergleichen, welche über jeden Farbenton des Stoffes gezogen werden können. Es sind feine Wirkungen mit ihm hervorzubringen, aber er verlangt eine schöpferische Kraft, welche ihn geschickt dem jedesmaligen Stoff anzupassen weiß. Auch bei ihm sind für einen jungen Dichter Schwierigkeiten zu überwinden; zunächst macht gerade sein durchsichtiger, nie stark in das Ohr fallender Rhythmus eine große Herrschaft über die Sprache nöthig. Gerade bei ihm ist die Behandlung der Cäsuren, das Maß der rhythmischen Freiheiten, die Verwendung männlicher oder weiblicher Ausgänge und die Benutzung des Reims von großem Einfluß auf seinen Charakter, und jede Unbehilflichkeit des Dichters, die bei andern Versen eher durch den Klang des Metrums und des Reims überdeckt wird, tritt an ihm unverhüllt zu Tage. Zweitens aber ist dieses Maß, wie geschickt man es auch gebrauche, doch vorzugsweise zu ruhiger Erzählung und feiner Malerei mit kürzeren Strichen geeignet. Die Macht und Fülle langathmiger Erzählung vermag der jambische Fünffuß, der aus zwei für unsere Sprache kurzen Theilen besteht, nicht leicht wiederzugeben.*)

So leiden unsere epischen Dichter an dem Umstand, daß schon das Versmaß bei der gegenwärtigen Bildung unserer Sprache für sie besondere Schwierigkeiten hat. Allerdings ist die Wahl des Versmaßes nicht willkürlich, ja bei dem, welcher mit Beruf schafft, nicht einmal vorzugsweise das Ergebniß verständiger Ueberlegung, sondern die Folge eines innern Dranges, welcher die Arbeit der Phantasie in ein bestimmtes Maß kleidet.

Größere Schwierigkeiten des epischen Schaffens in Versen

---

*) Von den Theilen, in welche der jambische Fünffuß durch die Cäsur zerfällt, ist, im Durchschnitt betrachtet, der erste bei gehobener schmuckvoller Rede etwas kürzer, als die Mehrzahl der einfachen Satztheile, aus denen sich die Sätze der deutschen Rede zusammenfügen, während der Nibelungenvers noch jetzt in Silbenzahl und rhythmischem Fall am besten dem Gang der natürlichen Satztheile in der deutschen Sprache entspricht.

liegen im Inhalt des Gedichtes, sowohl in der Erfindung und Composition der Erzählung selbst, als in Ton und Farbe derselben.

Das moderne Epos hat kein Gebiet von Stoffen, auf welches dasselbe vorzugsweise angewiesen ist, ja ihm fehlt gerade der Kreis, in welchem sich die großen Epen früherer Zeit bewegt haben. Die Heldensagen der Deutschen und fremder Völker sind für uns schon mehr oder weniger poetisch zugerichtet, ihre Grundlage ist eine Weltanschauung und eine Stellung der Menschen zueinander, welche wir nicht ohne Mühe verstehen und in welche sich eine starke schöpferische Kraft nur mit Hindernissen und in der Regel mit Widerstreben hineinarbeitet. Für die kunstmäßige Darstellung solcher Ereignisse aber, welche in unserem Leben wurzeln, oder doch von uns modernen Menschen in ihren innern Motiven und ihrem Zusammenhange am leichtesten verstanden werden können, hat sich im Roman eine neue Form der Poesie entwickelt, welche den Vers ganz entbehrt und welche sich, gemäß unserer Betrachtung menschlicher Verhältnisse, ähnlich zur Geschichte und Biographie verhält, wie das Heldenepos zur sagenhaften Ueberlieferung aus alter Zeit. Seit diese Gattung epischer Erzählung gefunden ist, hat die prosaische Darstellung das Recht, überall einzutreten, wo eine längere reichgegliederte Erzählung mit genauer Ausführung verschiedener sich durchkreuzender menschlicher Interessen und eine besondere Schilderung des menschlichen Herzens, seiner Leidenschaften und Verirrungen wirksam werden soll, d. h. fast überall, wo ein Stück unseres modernen Lebens aus dem ungeheuren Zusammenhange von Ursachen und Wirkungen herausgehoben und für die Kunst verwerthet wird. Dem Epos in Versen bleiben deshalb fast nur kleinere Stoffe, in denen eine einheitliche Stimmung so mächtig hervortritt, daß sie dem Dichter erlaubt, auch die Motive zu vereinfachen, den Fluß der Charaktere in ein geradliniges Bett zu leiten und der Sprache gesteigerten Ausdruck, Schwung und Klang des Verses zu

geben. Von Hermann und Dorothea bis zu Byrons Don Juan zeigen solche Stoffe Einfachheit und verhältnißmäßig geringen Umfang der erzählten Begebenheit. Aber auffallend ist bei den meisten dieser Stoffe, daß auch ihre Darstellung in Prosa, als Roman oder Novelle, an sich nicht unmöglich gewesen wäre, so daß ihre Bildung in Versform nicht in der Art unbedingte Nothwendigkeit war, wie der Ausdruck einer musikalischen Stimmung bei einem lyrischen Gedicht oder der Wahnsinn Lears in dramatischer Darstellung. Wie groß auch der Unterschied in der Wirkung sei, welcher immer noch zwischen Goethes Hermann und Dorothea und einer in Prosa geschriebenen guten Novelle gleiches Inhalts stattfinden würde, es ist kein Gattungsunterschied, wie zwischen der Wirkung eines lyrischen Gedichtes und eines Dramas, und es wird in dem ersten Stadium des poetischen Schaffens für die meisten Dichter sehr wohl möglich sein, den epischen Stoff, für welchen sie sich erwärmt haben, auch in prosaischer Darstellung kunstmäßig herauszubilden. Deshalb fehlt der versificirten Behandlung epischer Stoffe bei uns in vielen Fällen die Nothwendigkeit.

Ja, der Drang, einen epischen Stoff in Versen nach den vorhandenen Mustern zu behandeln, ist in vielen Fällen ein unberechtigter. Nicht selten ist es Trägheit der Phantasie, oder gar Mangel an Begabung, was zum Verse treibt. Unter den epischen Gedichten der letzten Jahre sind nicht wenige — es sei hier nur Hans Haideguckuck von Roquette erwähnt —, deren Stoff sich viel besser für einen Roman geeignet hätte, wenn er in der Phantasie der Dichter vollständig genug herausgearbeitet worden wäre.

Bei ihm und bei andern scheinen die Erzähler in dem Wahn befangen, daß eine gewisse schwungvolle Skizzirung einzelner Situationen und tönende Worte den Mangel an verständigem Zusammenhang in der Begebenheit überdecken können. Die Begebenheit, welche im ernsten Epos erzählt wird, muß

an sich fähig sein, in dem Lesenden Antheil an den Personen, durch welche sie getragen wird, zu erwecken. Sie wird nicht nur einfach, sondern auch in ihrem Verlaufe verständlich und folgerichtig sein müssen. Sie wird ferner, eben weil sie von einfacher Anlage ist, auch nach eigenthümlichen Gesetzen die Steigerung des Interesses einrichten. Durch den Kampf menschlicher Leidenschaften, den Gegensatz der geschilderten Verhältnisse oder durch eine originelle Stimmung, welche der Dichter seiner Erzählung zu geben weiß, muß eine kräftige Spannung entstehn. Diese Spannung wird sich erhöhen müssen, bis gegen das Ende, wo sie in einer Katastrophe mit reicher Ausführung gelöst wird, so daß die Grundstimmung des ganzen Gedichtes wohlthuend zu Tage tritt. Ferner wird auch die Charakteristik der Menschen, deren Schicksale erzählt werden, einfach in großen Zügen geschehen müssen, aber sie soll deswegen nicht weniger wahr und anziehend sein. Je weniger ins Einzelne gehend die Ausführung, desto reiner müssen die Umrisse sein. Die Helden dürfen nur das Nothwendige, ihrer einfachen Anlage Entsprechende sagen und thun; jede Willkür des Dichters in Schilderung von unnöthigen Zügen, jeder fremdartige Zug, auch wenn er psychologisch erklärbar ist, stört. Diese Gesetze scheinen einfach und selbstverständlich, und doch ist in den meisten Gedichten, welche vorliegen, dagegen in auffallender Weise gesündigt. Der Vers ist ein schlechter Ueberzug für eine Erzählung ohne Interesse, ohne Zusammenhang und logische Folgerichtigkeit.

Wer in Versen erzählt, wird auch in der Auswahl der charakterisirenden Momente, durch welche er schildern oder stimmen will, große Sicherheit besitzen müssen, denn ihm stehen verhältnißmäßig weniger Momente zu Gebote, als dem Erzähler in Prosa. Ein einzelnes Bild muß oft die Stärke einer leidenschaftlichen Bewegung, zwei, drei kleine Striche vielleicht eine Oertlichkeit, z. B. einen landschaftlichen Hintergrund, lebendig vorführen. Wenn das Gemüth des Dichters das Zweckmäßige

hier nicht kräftig empfindet, wird aller Wortreichthum unnütz sein. Der Vers unterstützt in großartiger Weise die Wirkung einer richtig empfundenen Charakteristik, weil er das wahr Empfundene viel vornehmer zu sagen vermag, als der prosaische Satz, aber er wird peinlich, wenn er den Mangel solcher Empfindung durch sein Geklapper ersetzen soll. Und gerade sein Klang verführt leicht zur Phrase.

Für junge Novellendichter.

(Im Neuen Reich 1872, No. 2.)

Zu den zarten Verpflichtungen, an welche das Neujahr den Schriftsteller mahnt, gehört auch der Dank für jüngere Collegen, welche aus der Ferne vertrauend über ihre Dichterpläne berichtet und vielleicht guten Rath für sich eingefordert haben. Es wird kein Vertrauensbruch in dem Geständniß liegen, daß solche Anfragen meist von Frauen ausgingen, welche ihren ersten Ausflug in das Lesepublicum noch nicht gewagt hatten, und daß die erklärenden Schilderungen ihres eigenen Lebens zuweilen geeignet waren, warmes Mitgefühl für ernsthaftes Streben hervorzurufen. Nicht immer war möglich, solchem Vertrauen durch eingehende Antwort zu entsprechen, selbst dem Manuscripte junger Damen gegenüber mußte Schreiber dieser Zeilen einigemal mit mehr Wahrheit als Ritterlichkeit seinen Mangel an Muße bedauern. Darum mögen hier einige Bemerkungen gestattet sein, welche durch die zahlreichsten Einsendungen, durch ungedruckte und gedruckte Novellen veranlaßt werden. Es ist dabei durchaus nicht die Absicht, eine Technik der Kunst zu entwickeln, oder Recepte niederzuschreiben, welche Romanen und Novellen beifällige Aufnahme verschaffen könnten, noch weniger treibt der Wunsch, neue Versuche her-

vorzurufen; wohl aber ist zeitgemäß, an einige — nicht neue und nicht unbekannte — Wahrheiten zu erinnern, deren Anwendung auf die eigenen poetischen Arbeiten werthen Collegen der jüngsten Altersclasse billig überlassen bleibt.

Wer menschliches Thun und Leiden in Roman oder Novelle künstlerisch behandeln will, muß dasselbe zweckvoll so zurichten, daß der Leser eine einheitliche, abgeschlossene, vollständig verständliche Geschichte empfängt, die ihn erfreut und erhebt, weil ihr innerer Zusammenhang dem vernünftigen Urtheil und den Bedürfnissen des Gemüthes völlig Genüge thut. Deshalb wird der Dichter vor allem bedenken müssen, daß er eine Begebenheit erzähle, deren Inhalt werth ist, daß sich die Leser dafür interessiren. Der Inhalt aber fesselt uns entweder, weil die geschilderten Ereignisse an sich bedeutend sind, oder weil sie sich über Menschen vollziehen, die uns durch den Dichter besonders lieb gemacht wurden, oder weil der Dichter durch Farbe und schöne Laune das an sich Geringe wirkungsvoll mit seiner Seele zu erfüllen weiß. Der epische Dichter bedarf darum vor allem ein starkes und freudiges Gemüth, voll von gutem Zutrauen zur Menschheit, nie verbittert durch das Schlechte und Verkehrte, dazu die Kenntniß des Lebens und menschlicher Charaktere, welche durch reiche Beobachtungen gefestigt ist. Es ist ein Vergnügen zu sehen, wie in der deutschen Gegenwart auch bei enger begrenzten Talenten die stille Freude an den Erscheinungen des Lebens zugenommen hat. Wir haben bange Jahrzehnte durchlebt, in denen die deutsche Umgebung, ihre Menschen und Zustände den Schriftstellern reizlos erschienen; aber der große sociale und politische Fortschritt hat den jungen Dichtern größere Ehrfurcht vor unserem Volksthum und schärferen Blick für das eigenartige Wesen moderner Menschen zugetheilt. Nicht das Abenteuerliche, Seltsame, in feindlichem Gegensatz zu der gewöhnlichen Lebensordnung Ringende ist noch vorzugsweise Gegenstand künstlerischer Behandlung, sondern Heiteres oder Rührendes, das aus

unserem Alltagsleben herauswächst. Auch in der Technik sind überall in Deutschland große Fortschritte sichtbar; die drei ersten Erforderniſſe der ausgeführten Erzählung: eine klare Exposition, eine fesselnde Verwickelung, welche in ausgeführtem Höhepunkte gipfelt, und eine kräftige Katastrophe werden häufig mit bestem Glück erfunden; auch unsere Schriftstellerinnen schlingen den leicht geflochtenen Zopf ihrer Novelle zuweilen recht kunstvoll zum Knoten: es ist nicht das kleinste Verdienst der Dame Marlitt, daß diese Kunstfertigkeit ihr zu Gebote steht.

Dagegen wird ein anderer Uebelstand bei den neuen Arbeiten jüngerer Männer und Frauen so häufig fühlbar, daß man ihn wohl die charakteristische Schwäche unseres Dichterschaffens nennen darf. Es ist ein moderner, und vorzugsweise ein deutscher Fehler. Die Charaktere sind häufig zu künstlich und zu willkürlich zusammengedacht und gerade auf diese verwickelten und unwahrscheinlichen Voraussetzungen der Charaktere ist die Möglichkeit der Handlung gegründet. Dadurch aber wird die Wahrscheinlichkeit der erzählten Begebenheit in einer Weise beeinträchtigt, welche die gute Wirkung der Dichterarbeit vermindert, oft völlig vernichtet. Es sei erlaubt, hierbei einen Augenblick zu verweilen. Da jede Geschichte, welche einen Stoff für die Kunst gibt, an Menschen und durch Menschen verläuft, so ist selbstverständlich, daß überall und zu allen Zeiten die Persönlichkeit der dargestellten Menschen auch für die geschilderten Ereignisse von Bedeutung gewesen ist. Schon in der alten Thiersage und in der Göttersage sind es menschliche Eigenschaften und oft sehr scharf ausgeprägte Persönlichkeiten, durch welche die Ereignisse gerichtet werden. Aber das Besondere der Menschennatur, welches für den Verlauf einer Erzählung nothwendig ist, wird am zweckmäßigsten doch nur Nüancirung eines leicht verständlichen Inhalts sein dürfen, welchen der einzelne Held mit vielen andern, also auch den Lesern, gemein hat. So sind in dem Roman und in der Novelle des Homer sowohl Achill als Odysseus beide sehr schön

individualisirte Typen des griechischen Heldencharakters; den hochfahrenden Stolz des einen, die listenvolle Gewandtheit des andern empfand der Grieche neben ihrer Besonderheit zugleich als die normalen Tugenden seines Stammes. In der alten italienischen Novelle von Romeo und Julie ist die Leidenschaft der Liebenden, welche das Verhängniß hervorruft, genau dieselbe, welche jeder feurige Italiener fühlt; das ganze Ereigniß ruht nicht auf Besonderheiten der Helden, sondern auf der Verflechtung unglücklicher Verhältnisse. Und ebenso ist es in der ungeheuren Mehrzahl aller Prosaerzählungen, welche im Mittelalter und der Renaissance gesammelt wurden und noch jetzt den großen Novellenschatz bilden, aus dem diese Kunstform sich entwickelt hat. Man hat gegen Walter Scott, den Vater des modernen Romanes, zuweilen den Vorwurf erhoben, daß er seine Helden gar zu sehr als Allerweltsmenschen geschildert habe, die mehr auf sich wirken lassen, als durch ihre Eigenart die Begebenheiten forttreiben; aber der große Meister im Charakterisiren, der mit der sichern Naturkraft eines Genies das Kunstvollste fand, wurde auch hier durch eine richtige Empfindung geleitet; überall greifen bei ihm scharf umrissene Charaktere in das Getriebe der Erzählung ein, aber gerade die Hauptpersonen, über denen die Geschichte verläuft, sind aus bestem Grunde so angelegt, daß in ihren Leiden und Freuden jeder Leser sich mit der größten Leichtigkeit heimisch finden kann. Den Deutschen gedeiht diese Bescheidenheit in Verwendung der Charaktere nicht so leicht; uns wird — und dies ist bei unserem Drama in anderer Weise ebenso auffallend als beim Roman — das Combiniren einer Geschichte schwerer als dem Franzosen, Italiener, Spanier; dagegen ist unsere Freude an dem Originellen und Besonderen einer geschlossenen Persönlichkeit vielleicht kräftiger als bei den Fremden. Schon unsere Dichter des Mittelalters nahmen die epischen Erzählungen gern von den Franzosen, aber die besseren vertieften die Charaktere der Helden und verfeinerten das Seelenleben

in den Momenten der Leidenschaft. Immer sind wir geneigt gewesen, den Charakteren große Macht über die dargestellten Ereignisse einzuräumen. Vollends die moderne Kunst kommt unablässig in Versuchung, den Scharfsinn, mit welchem wir die geheimen Triebfedern eines menschlichen Thuns aufzuspüren wissen, die feinere Dialektik der Sprache, in der wir Gedanken und Empfindungen darzustellen vermögen, noch bevor sie zur That werden, für ihre kunstvolle Erzählung zu verwerthen. Auch das Drama hat die erzählenden Kunstformen mächtig beeinflußt, uns erscheint die epische Erzählung als flach und farblos, wenn sie nicht immer wieder durch Gespräch der Helden unterbrochen wird, worin der Dichter sein Bestes thut, um die Individualitäten kräftig von einander abzuheben und in ihrer Eigenart werth zu machen. In Wahrheit werden dadurch manche Romane oder Novellen von einfachem Gefüge einem Drama so ähnlich, daß sie sich mit geringer Kunst in ein wirksames Theaterstück umschreiben lassen. Zumal da zugleich mit dem kräftigen Heraustreiben des Dialogs auch die Zusammenfügung der modernen Epen dem Bau des Dramas ähnlicher geworden ist; nicht nur eine glänzend ausgeführte Katastrophe, auch ein starker Knotenpunkt der Verwickelung sind seit Walter Scott unentbehrlich, der hierin wohl durch Shakespeare beeinflußt wurde.

Wer dürfte es unternehmen, eine so mächtige Zeitrichtung zurückzulenken auf die einfachere Schönheit aus einer überwundenen Bildungsperiode der Menschheit? Wir vermöchten kleine Novellen, wie sie im Decamerone stehen, ebenso wenig mit vollem Genuß und Erfolg zu schaffen, wie unsere Maler die Heiligenbilder der Schulen von Siena und Florenz. Ist doch die genaue Ausführung der Charaktere in unserer kunstvolleren Erzählung nichts weiter als ein Abbild der gesteigerten Freiheit und Selbständigkeit des Individuums in Kirche und Staat. Wohl aber darf man hier im Interesse schöner und sicherer Wirkungen zur Vorsicht mahnen. Da

unsere jungen Novellendichter fast immer so erfinden, daß ihnen zuerst an ihrem Helden einzelne ungewöhnliche Situationen oder gar Gedanken lieb werden und zur Arbeit reizen, so ist in ihnen die Anlage des Helden früher vorhanden, als die Begebenheit ihnen deutlich geworden ist. Der Held ihrer Erzählung sucht sich fast immer erst seine Geschichte; die Erzählung wird zusammengedacht, damit einzelne vorempfundene Gedanken und Besonderheiten des Helden dargestellt werden können. Offenbar ist dieser Weg für eine gute Erzählung nicht der günstigste; erst nachdem der Zusammenhang der Ereignisse gefunden ist, sollte der Charakter der Helden wie der Nebenpersonen ausgearbeitet werden. Ist dem Dichter vor Allem der Context seiner ganzen Fabel klar und interessant geworden, so mag er eher darauf rechnen, daß der Inhalt dem gesunden Menschenverstand und dem Gemüth der Leser Genüge thue.

Aber auch die Helden der Erzählung erhalten bei der geschilderten Arbeitsweise leicht ein zerrissenes und ungleichmäßiges Wesen. Und das ist natürlich. Denn wenn auch diesen allzu hastig vorausgedachten Lieblingen des Dichters die Handlung zuerfunden wird, so zwingt diese doch, wie locker sie auch gewebt sei, den Helden ihrerseits eine Anzahl von Situationen und Lebensäußerungen nachträglich auf, und solche spätere, trotz allem unvermeidliche, Unterwerfung der Charaktere unter den Zusammenhang der Begebenheiten fügt zu den vorausempfundenen Lieblingszügen der Charaktere fast immer einiges Andere in Ausdruck und Wesen, was zu der ursprünglichen Anlage nicht mehr passen will.

So sind die allzu künstlichen, problematischen, unmöglichen Charaktere deutscher Novellen in der Regel Folge einer unrichtigen Art der Arbeit. Nicht die behagliche Dichterfreude an dem Ersinnen einheitlicher Erzählung erfüllt den Schaffenden, sondern der hastige Drang, eine Tendenz, einige auffällige Situationen, lyrische und pathetische Stimmungen in Gestalten zu idealisiren. Dies ist der gewöhnlichste Fehler

junger deutscher Novellisten, nicht am wenigsten unserer Schriftstellerinnen. Zuweilen ist's Anzeichen, daß die Erfindungskraft fehlt, und dann kann man nicht helfen; bei andern Dichtern ist es nur eine weit verbreitete — man darf vielleicht sagen nationale — Unart, welche durch ernsten Willen und Anleitung zu überwinden wäre. Solchen diene diese bescheidene Warnung.

In der That scheint den Deutschen seit ältester Zeit nicht leicht gewesen zu sein, den Zusammenhang einer Geschichte gut zu erfinden und gut zu berichten. Schon die älteste alliterirende Poesie unseres Stammes ist weit entfernt von der Fülle und dem Behagen hellenischer Heldenerzählung. Die Virtuosität zu erzählen und die Freude zu hören ist noch heut bei dem Araber, Italiener, Slaven, Franzosen größer als bei uns. Die edelste Schönheit unserer erzählenden Poesie liegt selten in dem Gewebe der Erzählung, sondern in dem durchleuchtenden Gemüth des Erzählers. Selbst Goethe hat zwar in seinen Novellenstoffen Werther und Hermann und Dorothea die Fabel mit schöner Meisterschaft gefügt, nicht ebenso in den Romanen. Denn nicht die Dinge an sich, wie sie waren und verliefen, sondern was sie den Menschen bedeuteten, war unseren werthen Ahnen die Hauptsache. Und nicht die Thatsachen in ihrer Verknüpfung, sondern die Gedanken und Gefühle, welche durch sie aufgeregt worden, beschäftigen noch heut am meisten den erzählenden Schriftsteller. Aber die moderne Bildung gibt uns die Möglichkeit und legt uns die Pflicht auf, in unserem Schaffen die Einseitigkeit unserer Anlage durch ernste Arbeit zu besiegen.

Zwei deutsche Naturdichter.

(Grenzboten 1866, Nr. 3.)

Es soll hier von Dichtern aus dem Volk die Rede sein, von zwei kleinen Singvögeln eigener Art, bescheidenen Zaunschlüpfern.

Da nun die Kritik aus gutem Grunde sich enthalten wird, auf die Kehlen dieser Sänger los zu fahren, so möge man verstatten, daß sie angebornen Zorn nach anderer Richtung kundgebe und ihre Krallen zuerst gegen das Wort der Ueberschrift Naturdichter ausstrecke. Diese landesübliche Bezeichnung für solche Dichter aus dem Volke, welche nicht mitten in dem tiefen Strom unserer Bildung stehen, ist unpassend erfunden. Denn unsere Cultur soll die poetische Naturkraft nicht dämpfen, sondern ihr gerade Licht und Luft zu gesunder Entfaltung geben. Wer den Segen unserer Bildung nur unvollständig für sich gewonnen, dem wird, so lehrt die Erfahrung, die angeborene Kraft keineswegs freier und ungebundener oder naturgemäß arbeiten, sie wird im Gegentheil nur mangelhaft zur Erscheinung kommen. In diesem Sinne hat bei uns der Unterschied zwischen volksmäßiger und kunstvoller Poesie längst aufgehört. Allerdings hat er durch fast anderthalb Jahrtausende bestanden. Es hat sehr entfernte Zeiten gegeben, wo alle Poesie volksmäßig war; nach dem Eindringen des Christenthums in die deutsche Seele andere Jahrhunderte, wo die kunstvolle Poesie der Gebildeten Deutschlands gar nicht deutsch war, sondern lateinisch; dann die Hohenstaufenzeit, in welcher eine volksthümliche und gebildete Poesie getrennt nebeneinanderliefen, so zwar, daß eine die andere beeinflußte, aber beide für das Ohr der Zeitgenossen sehr verschieden in Melodie, Versmaß, in Methode der Schilderung und in dem Gebiet der Stoffe. Dann kamen wieder Jahrhunderte, wo die anspruchsvolle Kunst

der Hochgebildeten in den Stuben der zünftigen Handwerker zum behaglichen Besitz des Volkes umgeformt wurde, wo alle poetische Kunst gering wurde und auch der alte Volksgesang seine feine Gesetzlichkeit verlor. Seit endlich die neuhochdeutsche Schriftsprache durch Luther und die Reformation die Gedanken der Menschen in ihre Satzbildung und ihren Wortschatz zwang, ist allmählich nach manchem Kampfe die Sprache der Gebildeten der einzig schriftmäßige Ausdruck für Gedanken und Gemüthszustände auch des Volkes geworden. Selbst wer in der Volksmundart dichtete, that dies in der Regel nur dann mit Erfolg, wenn er ein gebildeter Mann war, der mit Bewußtsein das Charakteristische des Dialekts, die Klangfarbe, Wortfülle und naive Frische zu künstlerischer Wirkung benutzte.

Nun ist unsere Culturſprache noch weit davon entfernt, für das gesammte Empfinden der Nation vollen Ausdruck darzubieten. Ihr Wortreichthum ist begrenzt, fast zahllos ist die Menge schöner, alter Wörter, welche nur in der Sprache der einzelnen Stämme lebendig blieben, und welche Schattirungen der in die Schriftsprache aufgenommenen Wortbegriffe bewahren, solche Nebenbedeutungen, wie sie gerade der Dichter am schmerzlichsten entbehrt. Unsere Schriftsprache enthält ferner nur den Niederschlag unserer bisherigen Cultur, sie ist vorzugsweise durch Gelehrte und die poetischen Richtungen der letzten Jahrhunderte, außerdem durch die Bedürfnisse des Geschäftslebens gestaltet worden. Die Wucht politischer Beredsamkeit, die Grazie feinen, geselligen Verkehrs, die Kraft des Humors sind ihr nur selten zu Gute gekommen, und sie ist nach mancher Richtung ungelenk und arm, zuweilen noch pedantisch, in Energie und Fülle unablässiger Stärkung bedürftig. Auch besteht neben ihr in jedem deutschen Stamm eine Volkssprache, welche schöne Besonderheiten bewahrt hat, und außer eigenen Wörtern und Dialektformen auch noch ein anderes Sprachgefühl zu verwenden gewöhnt ist. Denn während die alte bildliche Bedeutung zahlloser Wörter in der Schriftsprache fast

verschwunden ist, und Worte wie abgegriffene Münzen zur Bezeichnung eines vergeistigten Begriffes dienen, bewahrt das Volk in vielen Fällen noch eine Empfindung für die ursprünglich sinnliche Bedeutung der Wörter und gebraucht dieselben bedeutsamer und bildlicher als der Gebildete. Bei dem Wort „Ausschweifung" sieht der Mann aus dem Volke noch das Bild des geraden Weges vor sich, um welchen der Ausschweifende seine Bogen beschreibt, mit dem Wort „Schwermuth" bezeichnet er noch den Druck einer geheimnißvollen Last, welche auf dem Gemüthe liegt, vor dem Wort „Bündniß" hat er noch dunkle Erinnerung an ein Band, welches symbolisch zwei Zusammengehörige aneinanderschließt, bei dem Wort „Schluß" steigt in ihm noch die Nebenvorstellung der Kette oder des Riegels auf, welche eine Thür zusperren. Deshalb verwendet unser Volk seine Sprache noch mit einem gewissen poetischen Genuß, welcher der Rede des Gebildeten fehlt. Wer einmal zuhört, wie Landleute einander schrauben und welchen Werth sie darauf legen, neckendem Angriff durch behende Gegenrede zu antworten, der wird beobachten, daß dieses Witzspiel der Rede zum großen Theil auf dem Hervorheben der alten, sinnlichen Wortbedeutungen beruht und in seinen Feinheiten dem Gebildeten nur verständlich wird, wenn er sich in die alte volksthümliche Auffassung der Wörter zu versetzen vermag. — Sogar ein eigenthümliches rhythmisches und Melodiengefühl ist unserem Volke noch nicht geschwunden. Denn in den Weisen der Volkslieder, welche noch gesungen werden, und in den Versen, welche in neuer Zeit alten Liedern eingedichtet wurden, erkennt man noch ein unsicheres Gefühl für die Hebungen und Senkungen und die Versaccente der mittelalterlichen Dichtung, in entschiedenem Gegensatz zu der neuen Versbildung, welche seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts durch die Gelehrten unter dem Einfluß lateinischer Metrik in die Sprache geleitet wurde.

Aber diese Verschiedenheit des Sprachsinns und Klang-

gefühls in volksmäßiger und gebildeter Sprache kommt dem Dichter aus den kleinen Kreisen des Volkes kaum noch zu Gute. Denn auch für seine Empfindung ist die Schriftsprache des Gebildeten die vornehme geworden, welche er bei gewählter Rede zu gebrauchen verpflichtet ist. Sie ist es, welche seine Seele beim Lesen jedes Buches, beim Anhören jeder Predigt, beim Singen jedes Gesangbuchverses mit Wort und Ausdruck für solche Stimmungen versieht, welche er in der Rede des Tagesverkehrs auszusprechen nicht geübt ist. Am tiefsten empfindet gerade der talentvolle Sohn des Volkes den Drang nach dieser Bildung, welche ihn in den großen Verkehr der Welt einbürgert. Gerade ihm erscheint deshalb die landläufige Sprechweise seiner Umgebung als gewöhnlich und unpoetisch, und er ist sorglich bemüht, in seinen Gedichten die Gewandtheit gebildeten Ausdrucks zu erweisen. Deshalb ist natürlich, daß gerade der sogenannte Naturdichter sich weniger natürlich und unbefangen ausdrückt, als der Gebildete. Auch nicht mehr die alten Volksweisen klingen bestimmend in seiner Seele, sondern die Verse des Gesangbuches, der Gedichtsammlungen, der geselligen Lieder, welche ihm gedruckt vorliegen. Nach ihrer Weise schafft er; den kernigen Ausdruck seiner Volkssprache vermag er mit der Feder nicht leicht festzuhalten; aber poetische Phrasen, welche uns alltäglich sind, machen ihm noch den Eindruck des Erhabenen, er ringt in der ihm nicht ganz heimischen Sprechweise mit dem Ausdruck und wird Flickwörter und matte Stellen schwerlich vermeiden. Deshalb hat die sogenannte Naturpoesie für unsere Kunst nur selten eine Bedeutung, und es ist keine Aussicht, daß dies jemals anders werde. Nur hohe und freie Bildung vermag noch die Sprache, welche wir verwenden, poetisch zu idealisiren und dem geistigen und gemüthlichen Inhalt unseres Volksthums reichen Ausdruck zu geben.

Aber ein anderes menschliches Interesse wird durch jedes poetische Streben im engbegrenzten Kreise lebhaft in Anspruch

genommen. Mit warmer Theilnahme beobachten wir das geistige Schaffen eines Mannes, der unter dem Druck der Noth und kraftzermalmender Arbeit sich die innere Freiheit und Heiterkeit rettet, welche der poetischen Gestaltung nothwendig sind. Ihm ist die Poesie noch in andrer Weise als uns die schöne Göttin, welche die enge Wohnung mit überirdischem Glanze schmückt; sie gibt seinem innern Leben Reichthümer, die wir kaum zu schätzen wissen, und mit heimlichem Stolz trägt er den unsichtbaren Kranz, den sie auf sein Haupt drückt, in seinem Hause und unter den Genossen seiner Arbeit. Sein ganzes Leben fühlt er durch den Verkehr mit seiner Muse geadelt, und die Freude, mit der er dichtet, ist wahrscheinlich das idealste Gefühl seines Lebens. Gelingt ihm einmal, seiner wogenden Empfindung originellen Ausdruck zu geben, so wird auch sein Gedicht für uns besonderen Reiz erhalten.

Vor uns liegen zwei kleine Gedichtsammlungen, deren Verfasser verdienen, daß die Leser einige Augenblicke mit Antheil darüber verweilen. Der Titel des ersten Bändchens ist:

Poetische Bilder aus dem Leben von Fr. Jacob Müller. Im Selbstverlag des Verfassers. Ohrdruf, in Commission bei Aug. Stadermann jun. 1866.

Der Dichter lebt zu Nauendorf bei Ohrdruf, ist in einem kleinen Dorfe an der Saar geboren, nur mit der dürftigen Schulbildung, welche eine Landschule gewähren kann, ausgestattet, seit seinem dreizehnten Jahre als Porcellandreher in einer Fabrik thätig. Seine Arbeit zerstört die Gesundheit, in einer Zuschrift an den Referenten äußert er, daß ein Porcellandreher selten älter als vierzig Jahre werde, er habe nicht mehr weit bis zu diesem Jahre, da sei ihm eilig, Leser und Freunde zu gewinnen, denn ihm sei eine gute Frau und mehre Kinder beschert, denen er freundlichen Antheil werben möchte. Und er meine wohl, es sei etwas an seinen Gedichten; denn sie hätten ihm viele große Stunden gemacht, bei seiner anstrengenden Berufsthätigkeit habe er seit frühster Jugend den Drang,

sein Gefühl in Versen auszudrücken. Man möge die Sache prüfen, urtheilen und ihm die Belege zuschicken. — Dem Bändchen sind auch, damit man von der Wahrheit seiner Darstellung überzeugt werde, empfehlende Zeugnisse des Herrn Superintendenten, des Herrn Bürgermeisters und des thüringschen Dichters Adolf Bube beigefügt, durch welche bekräftigt wird, daß der Dichter ein gemüthvoller und wackrer Mann sei, der auch nach Kräften die Bildung des Arbeiterstandes zu fördern suche, der Bürgermeister verfehlt nicht, als löblich beizufügen, daß die vorliegende Arbeit aller Politik fern stehe und sich nur „mit rein sittlichen, Hebung des Gemüthes abzweckenden Gegenständen beschäftige". So erscheint Müllers Poesie nach alter deutscher Weise durch Eideshelfer, sichere Männer aus dem lieben gothaischen Lande bestätigt. Der Verfasser beginnt mit den Worten:

Dem armen Vogel gleich, der sich gefangen — Im engen Raume eines Käfig sieht: — So singe ich voll Sehnsucht und Verlangen — Nach Geistesfreiheit auch mein schwaches Lied. — Man mustere den Inhalt: Lied auf die Hoffnung, die treuste Freundin der Armen, Anbetung Gottes, des liebenden Allvaters, der allen Menschen derselbe sei, Frühlingsgefühle und Naturgenuß, die Freiheit der Berge gegenüber dem Dampf der Erde; wehmüthige Erinnerung an die geschiedenen Lieben und an sein Heimatdorf Mettlach an der Saar, gute und schön empfundne Lehren des Vaters an sein Kind, Wahrheit und Recht, Vorwärts, Haß gegen dummen Geldstolz und Muckerthum, Lob der Turnerei und Festgedichte und überall warmes Familiengefühl. Es ist die ideale Habe eines Arbeiters, genau der Kreis von Interessen ist idealisirt, welche dem intelligenten Sohne des Volkes in der Gegenwart nahe liegen. Man sieht ein ernstes Streben nach Bildung, fleißige Lectüre und ein gutes Gemüth, welches lange nach innerer Freiheit gerungen hat und wohlberechtigt ist, mit Selbstgefühl den gewonnenen Besitz zu überschauen. Wo der

Verfasser in genauen Einzelzügen schildert, was ihn umgibt, gewinnt seine Empfindung auch anziehenden Ausdruck. Wenn hier als Probe das Gedicht abgedruckt wird, in welchem er Stunden seines eigenen Lebens schildert, so sind wir überzeugt, das den Lesern solches Gedicht noch in anderer Weise das Gemüth bewegen wird, als „durch die Poesie seines Ergusses“:

Feierabend.

Winkt am Abend mild und labend
  Mir der Ruhe süßes Glück,
Dann enteile ohne Weile
  Ich dem Staube der Fabrik.

Alle Sorgen bis auf morgen
  Mögen sie verschoben sein;
Mein Geleite sei für heute
  Ruh' und Frohsinn nur allein.

Dann zu meinen lieben Kleinen,
  Zu der Gattin zieht's mich hin,
Wo mich grüßet und umschließet
  Nur der reinsten Liebe Sinn.

Komm' ich näher, stehn die Späher
  Ganz gewiß schon, wie's Gebrauch,
Voll Verlangen zu empfangen
  Ihren lieben Papa auch.

Bin ich endlich ihnen kenntlich,
  Stürzen sie zugleich hervor;
„Sieh Mamachen, hier Papachen!“
  Schreien sie im vollen Chor.

Mich umringet und umschlinget
  Rasch der ganze Kinderhauf,
Klein und Große auf dem Schoße
  Schauen froh zu mir herauf.

Das Gezupfe und Gerupfe
  Hier am Ohr und dort am Kinn,
All das Fragen, Wiedersagen,
  Her und hin und wieder hin!

Nun heißt's reiten, Bilden deuten,
  Häuser bau'n und Peitschen drehn,
Turnen, springen, Lieder singen,
  Exerzieren, Schildwach' stehn.

„Gott im Himmel, welch Getümmel,"
  Spricht Mamachen wohl dazu,
„Seid gelinder doch, ihr Kinder,
  Laßt dem Papa endlich Ruh!"

Doch das Stören, all das Wehren
  Selten nur zu wirken pflegt;
Bis das Kosen, Schrei'n und Tosen
  Langsam sich von selber legt.

„Nun das Essen nicht vergessen,"
  Mahnt der Mutter erstes Wort.
Doch die Kinder, ich nicht minder,
  Schäkern ruhig weiter fort.

„'S ist doch schändlich," ruft mir endlich
  Ernstlich bös' mein Frauchen zu;
„Bitte, höre doch und wehre,
  Daß die Kinder halten Ruh!"

Ihren Willen zu erfüllen,
  Wird nun der Tumult gestillt;
Denn uns Allen kein Gefallen
  Ist es, wenn die Mutter schilt.

Wir bequemen uns und nehmen
  Nach der Reihe, Groß und Klein,
Nun auf's Frische dann am Tische
  Die gewohnten Plätze ein.

Gibt's zum Mahle mit der Schale
  Auch Kartoffeln nur und Brod,
Gerne lassen wir das passen,
  Leiden wir nur keine Noth.

Kurz bemessen nach dem Essen,
  Ist den Kindern nun die Zeit,
Um die Wette geht's zu Bette,
  Das für sie schon längst bereit.

Dem Papachen und Mamachen
  Gibt vorher, nach altem Brauch,
Jedes Schätzel noch ein Schmätzel,
  Wie dabei ein Händchen auch.

Nun ergreife ich die Pfeife,
  Drücke mich auf's Kanapee,
Wo ich schmauche dann und rauche,
  Oft zu Weibchens Ach und Weh!

Wie sich ringend und verschlingend
Rasch verschwindend zieht der Rauch,
So die Schranken der Gedanken
Lösen, — ketten sie sich auch.

Rein und helle fließt die Quelle
In mein Herz, — die Poesie! —
All mein Leben, Thun und Streben,
Löst sich auf in Harmonie!

Froh und heiter bring' ich weiter
Ein ins Reich der Träumerei'n;
Laß die Bilder immer milder
Der Erinnrung mich erfreu'n.

Daß mein Träumen nicht den Räumen
Sich der Wirklichkeit entzieht,
Dafür scheinen meine Kleinen
Oft durch Schreien recht bemüht.

Doch so wonnig, warm und sonnig,
Wie's mir in der Seele glüht,
Hör' ich leise dann die Weise
Von der Mutter Wiegenlied.

Wohl gesungen und verklungen
Ist das Lied in Klang und Wort,
Doch das Schöne seiner Töne
Lebt in meinem Herzen fort.

Alles schweiget, und es steiget
Auf zum Himmel mein Gebet,
Das vom Höchsten Glück und Segen
Für die Theuren mein erfleht.

Der dies schrieb, hat nur in einer Dorfschule dürftigen Unterricht erhalten, er ist seit seinem dreizehnten Jahre Fabrikarbeiter, er weiß, daß der demantharte Staub, den er athmet, seine Lungen zerstört, er weiß, daß man achselzuckend sagt, seinesgleichen werde selten über vierzig alt, und er zählt sechsunddreißig Jahre, darunter dreiundzwanzig in weißem Staube, der ihm jeden Werkeltag Antlitz und Kleid mit bleichem Totenglanz überdeckt. Und doch singt er wie ein Vogel des Thüringer Waldes. Wenn ihm die Sorge um Weib und Kind das Herz bedrängt, dann feiert er den allgütigen Vater in wohlgefügtem Verse und holt sich Muth aus dem eigenen

Liebe; wenn ein hochmüthiger Geldkauz auf ihn herabsieht, hebt er stolz sein Haupt und denkt, er kann doch keine Zeile erdichten; und wenn ihm eine warme Empfindung das Herz gehoben hat, so eilt er an seinen Schreibtisch und hebt sie schriftlich auf, und so oft er das Blatt, worin er sie verzeichnet, wieder hervorzieht, kehrt ihm die schöne Stunde wieder, und ein goldiger Schein zieht über seinen Arbeitstisch, die Wände der engen Stube, um sein Haupt und die Häupter seiner Lieben.

Der andere Dichter ist ein Landsmann Jacob Müllers, um einige Jahre älter und darum auch bereits berühmter. Ein stattliches Bändchen seiner Gedichte liegt schon in zweiter Auflage vor, unter dem Titel:

Gedichte von Peter Zirbes, wanderndem Steinguthändler aus Niederkrail, Kreis Wittlich, Regierungsbezirk Trier. Zweite Auflage. Selbstverlag des Verfassers. 1865.

Peter Zirbes ist wie Jacob Müller aus der Saargegend, auch er ist mit irdener Waare beschäftigt, während die Göttin der Dichtkunst ihm gütig zulächelt, auch sein Talent arbeitete sich aus der Noth eines engen Lebens herauf, er verkauft jetzt neben Glas und Steingut seine Gedichte.

Schon sein Vater und die Eltern seiner Mutter trieben Hausirhandel, Vater und Mutter bekamen bei der Verheiratung ein Leintuch und einen Eßlöffel als Ausstattung mit. Die jungen Gatten borgten ihre Porcellanwaaren in der Fabrik, dazu irgendwo einen Esel und begannen mit 40 Thalern Schulden ihren Erwerb. Im Sommer zogen sie durch das Land, zum Winter kehrten sie in das Heimatsdorf zurück; dort verstärkte gleich im ersten Jahre der kleine Peter den Haushalt durch sein irdisches Auftreten. Die Eltern brachten sich doch etwas vorwärts, sie konnten sich sogar ein Häuschen bauen. Wenn das Frühjahr kam, wurden die kleinen Kinder mit auf die Wanderschaft genommen. Durch Unwetter und Sonnenbrand zogen sie bald auf dem Arm der Eltern, bald

auf dem Rücken des Esels, zwischen Gläsern und Töpfen von Dorf zu Dorf. Wenn im Winter die Mutter mit den Kindern zu Hause blieb, da führte der Vater doch seinen Esel durch den Schnee nach Verdienst. Von solcher Fahrt kam er einst auf den Tod erkältet heim, eine schwere Krankheit warf ihn auf das Lager; als er im Frühjahr genas, war das Eselein verkauft, das Haus tief verschuldet, kein Brod im Hause und bei den Verwandten keine Hilfe. Wenn die Gläubiger in das Haus traten, ihr Geld zu fordern, so gingen sie beim Anblick der Noth, ohne ein Wort zu sagen, wieder fort. Ein gutmüthiger Verwandter schaffte den Hungernden endlich den Rest seiner Winterkartoffeln ins Haus, heimlich vor seinen Leuten, welche auch Ansprüche darauf machten.

Von neuem begann der Kampf um das Leben, wieder wurden ein Esel und irdene Waare geborgt und mit neuer Hoffnung zog wieder die Familie hausirend durch das Land. Und wieder kam sie etwas herauf.

Als Jacob sieben Jahre alt war, lief er in die Schule, nur im Winter, weil er im Sommer wandern mußte, und auch dann nur, wenn er nicht gerade krank war. Er war aber ein zartes Kind und die Landstraße im kalten Herbst machte ihm oft für die nächsten Monate elend. Früh regte sich in dem Kinde die geschäftige Phantasie, das Rechnen gedieh ihm nicht, aber Bücher zu lesen hatte er Heißhunger. Die Bilder zahlloser Märchen und Geschichten füllten ihm den Kopf, was er gelernt hatte, bewahrte er in treuem Gedächtniß, am liebsten Verse. Gern zeichnete er und übte sich, wo er konnte; auf der Flöte versuchte er selbst blasen zu lernen, und es gelang, aber er hatte niemand, der ihn die Noten lehren konnte, nur ein alter Kirmesmusikant, der seine Kunst nach dem Gehör übte, brachte dem Knaben einige Tänze und Lieder bei.

Der Knabe wuchs heran. Seine Eltern hatten unterdeß ein wenig Ackerland, ein Wiesenstück erhandelt, auch einen kleinen Karren für die Waare und statt des Esels ein Pferd.

Jacob half treulich im Geschäft, aber ihm war traurig zu Muth. „Alle Thüren zu einem höhern Erkennen waren mir verschlossen." Da fand er einen jungen Mann aus den gebildeten Ständen, der sich seiner zuweilen annahm, die Fehler seiner Zeichnungen verbesserte und ihm fleißig Bücher lieh, durch ihn lernte der Jüngling zuerst gute Gedichte kennen. Und hingerissen von ihrer Schönheit versuchte er selbst die geheimnißvolle Kunst.

Als Jacob dem Herrn Pfarrer und später dem Herrn Landrath auf ihr Begehren seine poetischen Versuche zeigte, wollte man nicht glauben, daß er der Verfasser sei und daß er auch die Randzeichnungen dazu gefertigt, und behandelte ihn, wie das vornehmer Theilnahme wohl in solchen Fällen begegnet, als Betrüger. Für sein Leben hatte das kühle Wohlwollen seiner Gönner weiter keine Folge. Nur einmal, als er von der Militärcommission wegen mangelndem Maß zurückgestellt war, richtete der Major, durch den Landrath aufmerksam gemacht, die Frage an ihn, ob er in eine Schule treten wollte, deren fremde Bezeichnung der Jüngling nicht verstand. Er stotterte heraus, daß seine Eltern ihn schwer entbehren würden, und wurde entlassen. Das war die Gelegenheit, die ihm das Leben bot, sich festere Bildung zu erwerben, sie kehrte nicht wieder. Es kamen die unruhigen Jahre 1848 und 1849, er blieb wandernder Steinguthändler.

Einen kurzen Abriß seiner Biographie schließt er mit den Worten: „Was mir blieb, war meine innere Welt. — Bringe ich's denn in der Welt nicht weiter, so will ich auf den Trümmern meiner gescheiterten Hoffnungen Gott einen Altar bauen und ihm danken, daß ich als armer, wandernder Steinguthändler, wenn auch ein kümmerliches, so doch ein selbstverdientes Stücklein hartes Brod esse."

Wenn man aber die Gedichte liest, ohne zu wissen, auf welchen Seitenpfaden der Verfasser sich die Bildung der Sprache erwarb, und wie er in dem Empfindungskreise moderner deut-

scher Lyrik heimisch geworden ist, wird man schwerlich ahnen, daß der Dichter nicht den gewöhnlichen Weg der Schule und Universität gegangen ist. Seine Verse sind, nach dem Maßstabe unserer Kunst gemessen, nicht correct, er elidirt z. B. nicht das stumme E vor Vocalen, und setzt wohl auch einmal stark betonte Silben in die kurzen seines Daktylus, aber wenn sein rhythmisches Gefühl auch nicht fein gezogen ist, es erweist sich bei der Strophenbildung immer noch kräftiger als in vielen Gedichten moderner Lyriker, welchen der Vorwurf gemacht werden muß, daß sie ein halbes Jahrhundert nach Goethe und Schiller das Gehör für reinen Klang fast ganz verloren haben. Seine Sprache ist die eines gebildeten Mannes, ja sein Wortschatz ist nicht klein, er hat Freude an originellem Ausdruck und weiß mit Bewußtsein seltne Wörter zu poetischer Färbung zu verwenden. Auch sein poetisches Empfinden ist so völlig das eines gebildeten Dichters, daß sich bei ihm der ganze herkömmliche Vorrath von poetischen Bildern und Anschauungen und von Variationen Goethe'scher Ideen findet, welche den Gedichtsammlungen der meisten modernen Dichter gemeinsam sind. Er hat ein frommes Gemüth, die lyrischen Stimmungen, welche dem Christen in der Natur aufgehen, sind ihm vorzugsweise gelungen, in manchen Strophen gewinnt innige Empfindung auch schön gehaltenen Ausdruck. Auch wo er die Natur betrachtet, ist es ganz in unserer gebildeten Weise, Grundton ist auch ihm die uralte heimische Auffassung: Freude über das Erwachen im Frühling und Herzbeklemmung über das Welken im Herbst; Röslein, Waldbach, Bergruine, Morgen- und Abendroth fehlen nicht.

Daß er ein weiches Kind aus dem Volke ist, erkennt man zumeist aus seinen Balladen und Romanzen, in denen er Sagen seiner Landschaft durch Verse erzählt. Auch hier ist der gebildete Romanzenton herrschend, aber die Freude an sentimentalem Schluß bewirkt, daß er tragische Ausgänge gern zu plötzlich und unvermittelt einführt. Nur einige Mal klingen

diese Gedichte in Maß und Ton an die alte volksmäßige Darstellung an.

Was die innere Freiheit seiner Bildung wohl am meisten bezeichnet, ist der Umstand, daß er einige Mal auch im Dialekt seiner Heimat gedichtet hat. Wer diese Art von poetischen Wirkungen sucht, der hat bereits einen behaglichen Genuß an der Mundart, wie solcher erst durch sichere Bildung innerhalb des Bereichs der Schriftsprache zu kommen pflegt. Ebenfalls lehrreich ist, daß er selbst da nicht gerade volksmäßig spricht, wo er wirkliche Zustände seines eigenen Lebens schildert, z. B. in dem Gedicht: „Meinem alten Pferde". Hier ist das Maß eine Strophe, die er sich aus vier Alexandrinern gebildet hat, und die Sprache hat Einiges von der Roccocofärbung des vorigen Jahrhunderts, die ihm irgendwie durch Lectüre in die Seele gekommen sein mag.

Auch aus dieser Gedichtsammlung werden als Beleg für das Gesagte zwei kleine Gedichte mitgetheilt, nicht weil sie die besten der Sammlung wären, sondern weil sie seine Begabung nach zwei Seiten bezeichnen; das eine zeigt ungefähr den Reichthum an Anschauungen, welchen er zu verwenden weiß, das andere, wie weit er mit dem rhetorischen Element der Verse, z. B. Antithesen, Haus zu halten versteht:

Bei Herannahen des Herbstes.

Der kalte Wind des nahen Herbstes wehet
Durchs Stoppelfeld, und traurig steht der Wald,
In dem nicht mehr aus röthlich gelben Zweigen
Das Lied der muntern Sänger schallt.

Am fahlen Grashalm bebt im Spinngewebe
Demantenschmuck im Morgensonnenschein;
Des Berges Haupt, auf dem die Geister hausen,
Hüllt schon der Nebelschleier ein.

Ein Buchelregen rauscht im dürren Laube,
Wenn leis der Wind des Baumes Haupt bewegt;
Am Hagedorn erglänzen rothe Beeren,
Der dort den Wiesenrand umhegt.

Der Landmann zieht die Furchen mit dem Pfluge,
Beherrscht der Rosse wildes Paar;
Vertraut die Saat dem dunklen Schoß der Erde
Und all sein Hoffen für ein Jahr.

Die Nuß entfällt der niedern Haselstaude,
Am Weinstock dort die reife Traube glänzt;
Froh eilt der Winzer zu dem reichen Segen,
Den Hut mit Rebenlaub umkränzt.

Verschwunden sind die Blumen aller Farben,
Zeitlose nur noch auf der Wiese blüht,
Schwermüthig klingt herüber aus der Ferne
Des Hirtenknaben letztes Lied.

Der Ritterfeste morsche Trümmer blicken
Vom Fels ins Thal, zerstört vom Sturm der Zeit,
Sie lehren uns, daß alles, was hier blühet,
Anheim fällt der Vergänglichkeit.

Der Kranich zieht in langen graden Linien
Der fernen, mildern Heimat fröhlich zu,
Das Leben stirbt allmählich und bald herrschet
Rings um mich stille Grabesruh.

Und doch, Natur, wie schön im Sterbekleide,
Ich lausche träumend deinem Schwanensang;
Denn auf der Töne Wellen schwimmt dein Leben
Dahin, wie ein verwehter Klang.

Fragen und Antwort.

Wer singt im öden Kämmerlein
Beim Wasserglase vom goldnen Wein? —
Wer, nagt der Schmerz tief in der Brust,
Singt doch von Wonne und Lebenslust? —
Wer, schmachtend in heißer, brennender Qual,
Preist dennoch der Liebe holdseligen Strahl? —
Wer rühmet die Freude und preiset das Glück,
Mit Kummer im Herzen und Thränen im Blick? —
Wen wirft oft mit Kränzen ein jubelnder Schwarm
Und läßt ihn dann hungern und sterben vor Harm?
Wen, spreitet der Winter sein flockiges Vließ,
Umblühet ein lachendes Paradies? —
Wer ist's, der den Himmel im Busen trägt,
Wenn nieder ein tückisches Unglück ihn schlägt?
Ist das nicht der Dichter? und trög' mich der Schein,
So wüßt' ich, bei Gott! nicht, wer's dann sollte sein.

Nicht vorzugsweise die poetische Bedeutung der Gedichte fesselt die Theilnahme, auch nicht allein die Erdenstellung der Verfasser. Denn noch eine andere elegische Stimmung bleibt zurück, wenn man diese Bogen durchblättert hat. In beiden Gedichtsammlungen erkennt man ein stilles, tiefes Schmerzgefühl der Dichter, das ihnen durch den harten Kampf mit dem Leben in die weiche Seele gedrungen ist. Was sie erweisen, ist doch am Ende keine frohe Kraft, sondern theils wehmüthige, theils unwillige Resignation. Schwer und lang ist uns Deutschen das Ringen um den äußern Bedarf des Lebens, mühsam der Weg zu freier Bildung. Wohl ziemt uns, immer daran zu denken, welche Kraftanstrengung für den kleinen armen Mann nöthig ist, um des Schönen habhaft zu werden, das unser Leben schmückt, und Theil zu gewinnen an den großen Gedanken, welche uns Glücklicheren die Seele adeln. Wer diesen langen und schweren Bildungsproceß unter Hindernissen durchgemacht hat, wie die beiden genannten Männer, der ist aller Ehre werth.

Und auch schmerzlicher Theilnahme. Denn was sie an Bildung gewonnen haben, macht sie allerdings in einzelnen Stunden sehr glücklich, in andern aber traurig. Darin liegt für uns alle eine Mahnung.

Ein Dank für Charles Dickens.

(Grenzboten 1870, Nr. 26.)

In der Westminsterabtei ist die Hülle des Dichters beigesetzt, der so reichlich und tief auf seine Zeitgenossen gewirkt hat, wie wenige; und die Totenklage in der Presse Englands rühmt mit Recht, daß der Gestorbene Millionen das Herz gerührt, das Leben schöner gemacht habe. Er war uns Deutschen kaum weniger vertraut als seinen Landsleuten, er

war auch uns ein guter Freund, zuweilen ein liebevoller Erzieher.

Ja er hat in mancher Hinsicht uns mehr gegeben als den Engländern. Denn dort ist die Literatur, welche Charaktere und geheimstes Empfinden der Menschen darzustellen weiß, ungleich älter und reicher an volksthümlichen Talenten. Wir entbehren aus den Jahrhunderten von Shakespeare bis Addison nur zu sehr die entsprechenden Dichterkräfte, und selbst die edle Kunst Goethe's und Schiller's gab der deutschen Schriftsprache nicht sofort den Reichthum an Farben und dem schildernden Stil nicht die behagliche Fülle, welche für die künstlerische Behandlung des modernen Lebens unentbehrlich sind.

Es war in Deutschland um 1837, wo Boz zuerst unter uns bekannt wurde, eine Zeit frostigen Mißbehagens. Das Volk saß noch in der alten Getheiltheit, in engem Hause, und arbeitete sich langsam zu größerem Wohlstand herauf; es merkte ein wenig die größere Freiheit des Binnenverkehrs, die neue Dampfkraft an Landstraßen und Fabriken, aber es bildete über den Grundlagen seiner Kraft und Größe noch ohne jedes Selbstvertrauen. Die Gefühle des Hauses waren stark, die Charakterbildung durch den Staat sehr schwächlich. Das junge Geschlecht hatte nichts, was ihm Begeisterung und Hingabe leicht machte, und geberdete sich deshalb widerwärtig, krittlich, revolutionär. Die heimische ästhetische Literatur, diese zarteste Blüthe des Volkslebens, siechte an demselben Mangel von Wärme. Das letzte Geschlecht deutscher Lyriker zwischen verblaßter Romantik und unreifen politischen Wünschen fand reizvoll, in sein inniges Lied neue Mißtöne zu mischen; wer von den Jüngern die Zeit schilderte, stand in Abhängigkeit von französischem Wesen, das er ungeschickt nachahmte; statt zu plaudern schrieb er Klatsch und geärgert durch das Hausbackene höherer Weiblichkeit in seiner Heimat quälte er sich, Pariser Cocotten und Gräfinnen mit ganz unbegreiflichen und sehr verzwickten Gefühlen zu erdenken.

Da kamen die Pickwickier in das Land. Man muß jene Zeit in gebildeten bürgerlichen Familien durchlebt haben, um die schöne Wirkung zu begreifen, welche das Buch auf Männer und Frauen ausübte. Die fröhliche Auffassung des Lebens, das unendliche Behagen, der wackere Sinn, welcher hinter der drolligen Art hervorleuchtete, waren dem Deutschen damals so rührend, wie dem Wandrer eine Melodie aus dem Vaterhause, die unerwartet in sein Ohr tönt. Und Alles war modernes Leben, im Grunde alltägliche Wirklichkeit und die eigene Weise zu empfinden, nur verklärt durch das liebevolle Gemüth eines echten Dichters. Hunderttausenden gab das Buch frohe Stunden, gehobene Stimmung. Jeder bekannte ältliche Herr mit einem Bäuchlein wurde von den Frauen des Hauses als Herr Pickwick aufgefaßt, sogar dem ausgewetterten Droschkenkutscher kam bei Rückgabe kleiner Münze zu Gute, daß man sich ihn als Vater eines Sam Weller dachte, knorrig doch treuherzig. Ernste Geschäftsmänner, welche sich sonst um Romane wenig kümmerten, vergaßen über der Dichtung die Nachtruhe und fochten mit Feuer für die Schönheiten des Werkes, junge Damen und Herren fanden in der Freude über die Charaktere des Romans einander sehr liebenswerth, und wenn Boz alle Kuppelpelzlein hätte auftragen müssen, die er sich damals in Deutschland verdient, er wäre bis an sein Lebensende einhergewandelt rauh und vermummt wie ein Eskimo.

Diese Wirkung des ersten Werkes, das den Deutschen übertragen wurde, hielt an, und sie wurde fast durch jeden der späteren Romane bis zu „David Copperfield“ gesteigert. In jedem fand der Leser einen oder mehre Charaktere, die ihm Menschennatur liebenswerth und ehrwürdig machten, und in jedem einige gewaltige Schilderungen von Schuld und Strafe, von menschlichen Thorheiten und Lastern, von dem innern Verderb, den diese in den Seelen hervorbringen, und von der gerechten Vergeltung, welche durch die Missethat selbst in die Verbrecher geführt wird. Ueberall kündeten seine Bücher, daß

eine ewige Vernunft und Weisheit in den Schicksalen der Menschen sichtbar wird, und daß der Einzelne nicht nur unter den eigenen Fehlern, auch unter der Verbildung seines Volkes krankt. Und das war nicht trockene Lehre, sondern nur stiller Hintergrund einer Erfindung, die an lustigen Situationen, drolligen Käuzen und spannenden Momenten fast überreich ist. Fast aus jedem Roman blieben rührende oder lebensfrische Gestalten fest in der Seele des Lesers, welche ihm unmerklich selbst die innige Auffassung alles Lebenden, das ihn umgab, und die gute Laune im eigenen Kampf mit dem Leben steigerten.

Denn wer da meint, daß die Traumgebilde eines Dichters nur wie flüchtige Schatten durch die Seelen der Leser gleiten, der verkennt die beste Wirkung der Poesie. Wie Alles, was wir erleben, so läßt auch alles Wirksame, das wir gern lasen, seinen Abdruck in unserer Seele zurück. Aus der Sprache des Dichters geht in unsere über, seine Gedanken werden unser Eigenthum, auch der Humor lebt in uns fort, er färbt immer wieder unsere Betrachtung der Menschen und erhöht uns zu heiterer Freiheit, so oft die empfangene Stimmung in uns lebendig wird. Sehr ernst ist unser Leben zwischen deutschen Wintern und Sommern, Vielen wird es ein schwerer Kampf, leicht wird unsere Hingabe in einem engen Kreis von Standesinteressen beschränkt. Da ist uns die Mahnung an eine ewige Vernunft der Dinge, die Vorführung anderer Lebenskreise, vor Allem ein fröhliches Herz, das aus der Ueberfülle seiner warmen Empfindung Freude mittheilt, fast unentbehrlich. Solche bildende Gewalt über die Zeitgenossen erhält freilich nur der wahre Dichter, der aus dem Vollen gibt und wie mühelos seine Schätze spendet. Und er bildet am kräftigsten an der Jugend und an denen, die verhältnißmäßig wenig lesen.

Daß diese kräftige Einwirkung des englischen Dichters uns Deutschen gerade in den Jahren half, wo die eigene schöpferische Kraft schwach, das nationale Leben krank, das Einströmen der französischen Oppositionsliteratur, socialistischer Ideen und

frecher Hetärengeschichten übermächtig zu werden drohte, das ist sehr Vielen der jetzt thätigen Generation ein Segen geworden, für den wir dem Toten recht innigen Dank schulden.

Er hat darum auch einen politischen Einfluß geübt, den wir wohl zu würdigen wissen und dem die Engländer Anerkennung zollen mögen. Vornehmlich durch ihn wurde uns englisches Wesen heimisch und vertraulich in Jahren, wo uns die englischen Politiker keineswegs freundlichen Antheil bewiesen. Freilich leitete nicht er allein diese geheime Mission zu Gunsten einer politischen Annäherung. Viele bedeutende Dichter Englands sind auch die unsern geworden: Shakespeare, Walter Scott, Byron, noch kurz vor ihm und neben ihm war Bulwer in derselben Richtung sehr thätig. Aber seit seinem Auftreten darf doch er den größten Antheil an solchem Liebeswerk beanspruchen. Sein London hat er uns so nahe gelegt, daß wir zuweilen besser darin Bescheid wissen, auch wenn wir nie dort waren, als der Süddeutsche in Berlin, der Rheinländer in Wien. Diese schlauen Taschendiebe und das Stäbchen der hilfreichen Constabler, Verkehr und Schrecken der Themse, die unübertreffliche Schlauheit der Entdeckungsbeamten! Durch ihn kennen wir freilich auch genau gewisse sociale Leiden der Vettern von drüben: die Heuchelei, die Vornehmthuerei, die unbehilfliche Rechtspflege. Aber das Licht ist in den besten seiner Romane so hell und kräftig über die Schatten gesetzt, daß die Summa der Eindrücke, die er uns gibt, doch starke gemüthliche Annäherung an sein Volk und Land hervorbringt. Jedem Engländer, der als Gast in unsere Familien trat, wurde ein Willkommen wie einem guten Bekannten, er war uns ein Neffe des Herrn Pickwick, der liebe arme Pinch, einer von den Gebrüdern Wohlgemuth, oder gar bei struppigem Haar der treue Traddles, und wenn der Deutsche noch heute geneigt ist, jeden vorgestellten Engländer als einen guten und tüchtigen Kerl zu achten, vielleicht steif, aber von sehr tiefem Gemüth, wahrhaft, zuverlässig, treu, so ist diese poetische Auf-

fassung zum großen Theil daher zu erklären, daß der Fremde ein Landsmann von Charles Dickens ist.

Aber solche Anschauungen aus den Büchern eines Dichters gezogen, welchen Anspruch auf Wahrheit und Werth vermögen sie gegenüber realer Wirklichkeit zu erheben? Wer zweifelnd so frägt, dem sei zur Antwort eine andere Frage gestellt: aus welchem Schrein entnehmen wir denn ein besseres Urtheil über fremde Menschen und Verhältnisse? Ist das Urtheil über neue Bekannte, das wir aus der Form ihrer Nase, dem Ton ihrer Stimme, aus Aeußerungen einer Stunde abziehen, genauer und zuverlässiger? Ist die Ansicht, die sich der Mann der Geschäfte nach Hörensagen, zum Theil aus schlechtem Geschwätz über Andere bilden muß, in der Regel sicherer? Ja sind selbst sorgfältige Beschreibungen eines Lebens, einer Gegend, die Daguerrotypen der Wirklichkeit, in der Hauptsache belehrender, als die poetische Wahrheit des Dichters, der das Vorrecht seines Handwerks zu gebrauchen versteht: auf wenig Seiten mehr von den innersten Geheimnissen der Menschennatur auszuplaudern, als der Philolog, Historiker und Naturforscher in vielen Bänden darzustellen im Stande sind? Was er uns gibt, das mag in allen Einzelheiten ganz anders erscheinen, als es in Wirklichkeit aussieht. In der Hauptsache hat doch er, und nur er die höchste Wahrheit gefunden, welche dem Menschen darzustellen verstattet ist. Er hat die ungeheuere, furchtbare, unverständliche Welt ins Menschliche umgedeutet nach den Bedürfnissen eines edlen und sehnsuchtsvollen Gemüthes.

Jetzt sind wir betroffen, weil der Dichter, der so reich und machtvoll über den Geheimnissen des Erdenlebens waltete, selbst das eigene Leben dem alten Zwang des Todes hingeben mußte. Aber der Tod, der ihn entzog, vermochte dennoch nichts von dem Leben zu nehmen, welches Charles Dickens unvergänglich in Millionen fortlebt. Und das ist der erhebende Humor beim Tode dieses guten Dichters.

III.

Theater.

Zwei Sängerinnen.

(Grenzboten 1849, Nr. 28.)

Angelika Catalani ist in diesen Wochen zu Paris an der Cholera gestorben und Henriette Sontag kehrt zum Theater zurück. — Jedes Menschenleben gibt Stoff zu einem wundervollen Roman, das Leben der Frauen aber mehr als das der Männer, und das Leben einer Sängerin den meisten.

Ihr Männer wißt nicht, wie seltsam die Welt mit der Seele einer Künstlerin umgeht. Alles Entzücken, alle Verzweiflung arbeitet nach einander unter dem Flor, der ihre Brust verhüllt. Dasselbe Weib, das heut mit blitzendem Auge und seligem Lächeln den kleinen Fuß auf eure Nacken setzt, liegt morgen bleich, aufgelöst, zerschmettert auf dem Teppich, den eure Schmeichelei unter ihre Sohlen gebreitet hat. Und wenn ihr hundert Jahre lang Champagner trinkt oder Mohnsaft einnehmt, ihr empfindet in allen euren Träumen nicht, was ein Weib vom Theater wachend erlebt. Geht den Spuren ihres Schicksals nach, wie sie sich hier und da in Anekdoten, Erzählungen, Erinnerungen ihrer Zeitgenossen abdrücken, und ihr werdet überall eine Fülle von Leben, einen ewigen Kampf, oft ein finsteres Verhängniß finden. Es ist etwas Gespenstiges dabei; glaubt mir, es gibt ein Grauen auch hinter den Coulissen und auf dem prosaischen Schnürboden unseres Theaters. Nehmt an, jeder Mensch habe seinen Engel, einen kleinen getreuen Hausgeist, der über ihm schwebt, ihm die Steine aus dem Wege sucht, ein weiches Taschentuch an die weinenden

Augen drückt, das trockne Brot in Kuchen verwandelt und mit einem weichen Zauberpinsel emsig Gold und Roth auf die grauen Wände malt. Gut, auch das Weib, welches zum Theater geht, hat einen solchen Engel, der mit ihr plaudert, wenn die alten Kirchenglocken läuten, und sie am Ohrläppchen zieht, wenn sie einem schwarzen Schnurrbart nachsieht.

Sobald sie die Bühne betritt und der Vorhang aufgeht, fliegt dieser kleine Geist auf die Soffiten und sitzt bedenklich und verlegen über ihr. Aber jede Rolle, welche sie unten dem Publicum vorspielt, jeder Charakter, jede Leidenschaft, welche in ihr lebendig wird, erhält ein Leben auch außer ihr, zieht wie ein Rauch, wie ein Kobold nach der Höhe, und fängt Streit an mit ihrem Schutzgeist. Was sie unten darstellt von Lastern und Tugenden, von Freude und Schmerz, das schwebt schattenhaft über ihr und zieht höhnend und grinsend seine Kreise um ihren unsichtbaren Helfer. O, er wehrt sich, er schluchzt, er ringt die Hände, er schlägt nach dem Gesindel, das ihn anfällt. Aber er bleibt nicht Sieger, die Anzahl der Feinde wird immer größer, ihre Angriffe immer heftiger, bis sie ihn endlich herunterwerfen, verjagen oder umbringen und sich an seiner Statt der Künstlerin an die Sohlen heften. So wächst dem jungen Weib aus jeder Rolle ein Feind ihres Lebens, und solange sie athmet, hat sie zu kämpfen mit den Gebilden, die sie selbst geschaffen. Und deshalb ist sie dem Theater verfallen solange sie lebt, sie mag den bunten Flitterstaat wegwerfen, sich die Schürze einer Hausfrau umbinden und ihr unschuldiges Kind zur Abwehr an das Herz drücken, ja mag sie selbst unter den Baldachin eines fürstlichen Thrones steigen oder ihr Haupt auf das Betpult einer Klosterzelle legen, überall und überall zieht sie's fort, zurück in die Aufregung, in die Wonne und das Weh der Coulissen zurück. Während ihr Gatte sie küßt, erinnern die Dämonen ihres Spiels an den Liebesrausch der Rollen und während ihr Kind spielend ein Haar der Mutter herunterzieht, ziehn die Soffitenteufel

an allen andern Haaren zurück zu der gespenstigen Stätte, wo das Herz am stärksten schlug und die Freiheit am schönsten war. — Es sind jetzt fünfzig Jahre, da trat Angelika Catalani aus dem Kreuzgange des römischen Nonnenklosters heran an den kleinen Wagen, auf dem sie ihr Maestro Boselli in die Welt entführte. Das vierzehnjährige Mädchen war bereits ein Wunder Italiens. Hatte nicht der würdige Cardinal verboten, das Kind im Chor der Kirche singen zu lassen, weil ihretwegen halb Rom hineinströmte und die junge Männerwelt dem Allerheiligsten den Rücken zukehrte und der kleinen Angelika Bonbons und Blumen in solchen Massen zuwarf, daß die Nonnen neben ihr fast erschlagen wurden? Und hatte nicht die Superiorin trotz dem Verbot das Wunderkind doch singen lassen, weil das Kloster reich wurde durch die Opferpfennige der zahllosen Bewunderer? Du hast sehr früh Triumphe gefeiert, Angelika Catalani, du warst noch Kind, als die Gespenster der Kunst sich um dein Haupt lagerten. Der Boselli machte dich zu Etwas, du wurdest seit 1800 das Entzücken von Italien, Lissabon, London und Paris. Damals nannten sie dich eine Göttin, denn du warst ein schönes Weib, eine edle Gestalt mit stolzem römischen Antlitz und glühenden Augen, du hattest eine sehr große Stimme, welche in Tiefe und Höhe von gleichem und reinem Metall war, und du verschmähtest es nicht, sehr fleißig zu sein, und warst ein Wunder von Technik, welches Allerlei mit der Stimme machen konnte, auch Dinge, über welche sich dein kleiner Schutzgeist schämte und ärgerte. Da auf dem Gipfel deines Ruhmes, als halb Europa begeistert zu deinen Füßen saß und dich anschwärmte, da hast du den widerwärtigen Capitän Valabregue geheiratet. Er wurde dein Tyrann, der dich mißhandelte, mit deiner Kunst schamlosen Wucher trieb und dein Geld vergeudete, er machte dich habsüchtig, anmaßend, zur Egoistin! Von 1816—1826 zogst du von Lissabon bis Petersburg und sammeltest Wälder von Lorbeeren, innerlich aber verkamst du und wurdest müde.

Seit 1828 lehrtest du Andere singen. Dein Herz war verkohlt, zusammengezogen, aber du konntest es doch nicht lassen, für die Geister der Soffiten zu arbeiten; du schmücktest ihnen neue Opfer. Vor ein paar Jahren sagten dich die Zeitungen tot, du mußtest in den Zeitungen dagegen protestiren und erklären, daß du noch am Leben seist. Arme Angelika! — Und jetzt stirbst du als fünfundsechzigjährige alte Frau mit Hunderttausenden zusammen an einer gemeinen Seuche, welche massenhaft tötet und in die Gruben wirft, ohne Beifall, ohne alle dramatischen Pointen, fast unbemerkt. — Warst du glücklich auf Erden, Dame Catalani? du hast viel geweint und viel gelacht, du hast viel gesündigt und wohl auch manches Gute gethan und dein Leben war sehr reich an Bildern, Erfahrungen und Verwandlung, aber du hast Unglück gehabt in deiner Liebe und großes Unglück in deiner Ehe und dein Herz war tot, bevor du starbst.

Du bist gestorben und die Sontag geht zum Theater zurück.

Während die brünette Römerin auf goldenem Wagen von einem Ende unseres Erdtheils bis zum andern flog, schlüpfte aus den Sälen des Conservatoriums von Prag eine blonde Rheinländerin hinter die Coulissen. Einundzwanzig Jahre jünger als die Catalani, betrat sie ebenso viele Jahre später die Bretter. Wie einst das erste Auftreten der Italienerin in Venedig, so war der Sontag erstes Debut in Prag von ungeheurem Erfolg. Ueber Wien und Berlin zog sie ihre Zauberkreise nach Paris und hier begegneten einander um das Jahr 1826 das aufsteigende Gestirn der Blondine und das rothe Kometenlicht der Brünette, welche vom Zenith ihres Ruhmes langsam hernieder stieg in die Wolken der Entsagung. Wie die Catalani, so war die Sontag eine schöne Vertreterin der Kunst ihres Volkes, der Reiz jungfräulicher Anmuth und Bescheidenheit, die naive Schalkhaftigkeit der graziösen Figur und die liebenswürdige Sentimentalität ihres Gefühls bildeten einen vortrefflichen Gegensatz zu dem sichern

Stolz, der bewußten Kraft ihrer Schwester. Selten hat einer Künstlerin die Welt so freundlich zugelacht, ihren Theaterhimmel umkreisten keine dunklen dämonischen Gestalten, es waren die weichen Elfen der romantischen deutschen Musik, welche über ihren Soffiten saßen und ihr Gesichter schnitten; selten schien die Jugend einer Sängerin so glücklich als die ihre. Und was ist aus ihrem Leben geworden? Sie heiratete im vollen Glanze ihres unabhängigen Künstlerlebens einen Grafen Rossi, sie verschwand von der Bühne und begann das Leben einer Salondame in abgeschlossenen Kreisen. Was sie in dieser Zeit durchgefühlt und gelitten, das soll ihr Geheimniß bleiben, wir sehn nur Eins, zwanzig Jahre war sie vom Theater getrennt und jetzt muß sie auf die Bretter zurück. Auch sie wird durch eine gespenstische Gewalt an den blonden Haaren zurückgezogen zu der Stelle, auf der sie einst dem Verhängniß verfiel. Ihre erste Rolle war die Prinzessin im Johann von Paris, welche wird ihre letzte sein? Was wird das Weib, die Künstlerin bis zu dieser letzten Rolle noch von Freude und Leid zu genießen haben?

Wir Deutsche haben eine Pflicht der Dankbarkeit gegen sie zu erfüllen. Alles Schöne, was wir von ihrer Zukunft kaum hoffen, wollen wir ihr von Herzen wünschen.

Agnese Schebest.

(Aus dem Leben einer Künstlerin, 1856.)

(Grenzboten 1856, Nr. 9.)

Die Dame, welche hier ihr Jugendleben erzählt, hatte eine der schönsten Stimmen, welche je auf der deutschen Bühne erklungen sind, sie besitzt ungewöhnliche musikalische Bildung und eine nicht gemeine Darstellungsgabe; sie hat in der verhältniß=

mäßig kurzen Zeit ihres Theaterlebens Hunderttausende entzückt, hat alle die berauschenden Triumphe gefeiert, durch welche das Publicum seinen Lieblingen so oft zum Verhängniß wird; sie ist auf der Höhe ihres Ruhmes von der Bühne abgetreten und die Gattin eines Mannes geworden, dessen edle Persönlichkeit und feine Geistesbildung einem großen Kreise von Verehrern theuer ist, und dessen Name wegen einer der größten und kühnsten kritischen Arbeiten, die je ein Sterblicher gewagt, durch mehre Jahre eifrig gefeiert und verwünscht wurde, im Reiche der deutschen Wissenschaft aber unsterblich fortleben wird.

Eine Frau, der solches Schicksal geworden, ist wohlberechtigt, auch in der Literatur ein Abbild ihres Lebens zu hinterlassen, und es sind nicht gemeine Erwartungen, mit denen der Leser ihr Buch zur Hand nimmt. Auch ist ihr Bild, wie es ihre eigene Feder gezeichnet hat, wohl werth, daß ihm ein ernstes Interesse entgegenkomme. Lebhaft und natürlich schildert sie, wie sie, ein böhmisches Landmädchen, aus dem Volke heraufkam, in Dresden zur Sängerin wurde und in Pesth zuerst die Herrschaft auf der Bühne gewann. Mit Geist, ja mit Scharfsinn weiß sie einige ihrer großen Rollen zu analysiren und ihre musikalische und dramatische Auffassung derselben in klarer Darstellung wiederzugeben. In dem, was sie über ihr eigenes Leben erzählt, ist durchweg die Haltung einer gebildeten Frau, es ist kein niedriger Zug darin, wohl aber Manches, was man in der Theaterwelt selten findet, ein unabläßiges ernstes Ringen nach Schönheit und Wahrheit, zu unruhig vielleicht, um immer sichere Früchte zu geben, aber stets ein Schild gegen die gewöhnlichen Versuchungen des Enthusiasmus. Auch Zartgefühl und die Zurückhaltung, welche der Frau ziemt, vermissen wir nicht, ja diese nöthigt uns auch Achtung ab, wo sie der Wirkung des Buches einigen Schaden thut. Es ist sehr in der Ordnung, daß sie ihre Lebensgeschichte da schließt, wo sie das Theater verläßt, denn ihr späteres Leben,

wie reich es an Bewegung, Schmerz und Freude gewesen sein mag, gehört nicht der Oeffentlichkeit an, und wer das Buch in die Hand nimmt, nur um etwas über diese spätere Zeit zu erfahren, dem sei die Strafe einer völligen Enttäuschung von Herzen gegönnt. Aber wie wohl es ihrem Buche steht, daß sie am rechten Ort zu schließen weiß, so ist doch die Zurückhaltung der Frau auch in dem Bericht über ihre letzten Wanderjahre Ursache, daß dem Leser der Antheil an dieser Zeit geringer wird. Sie gibt wenig von ihrem innern Leben und Empfinden; wo der Lesende das Recht hat, auch von der Entwicklung, den innern Kämpfen und Wandlungen einer anziehenden Persönlichkeit zu erfahren, da tritt eine schlichte Aufzählung der Gastspiele, Reisen und flüchtiger Bekanntschaften ein. Wir glauben nicht artig, sondern wahr zu urtheilen, wenn wir diese Magerkeit der Erzählung dem ehrenwerthen Zartgefühl allein und nicht einem Mangel ihrer Seele zuschreiben, aber wir, das Publicum, so bereit wir sind, solche Stimmung zu ehren, haben doch das Recht, zu fragen, warum dann das Buch schreiben, wenn man nicht Alles sagen will, was hinein gehört, um das Buch zu einem guten Buche zu machen?

Es wäre ungerecht, deshalb zu verkennen, daß viel Interessantes und nicht wenig Liebenswürdiges darin zu finden ist; und wenn das Ganze doch keinen reinen Eindruck macht, und ein Gefühl von Unbefriedigtheit beim Schluß übermächtig wird, so liegt der Grund noch in etwas Anderem. Wieder ein Künstlerleben, das in poetischem Duft und sehnsüchtiger Erwartung begonnen, mit blendendem Glanze aufstieg und in bleicher Entsagung endigte. Die glänzendste aller Künste, voll rauschender Erfolge, mächtiger Effecte und angestrengter schöner Arbeit, überhäuft mit Allem, was das Selbstgefühl emportreiben und die Phantasie befriedigen kann, und doch keine innere Befriedigung, keine stetige, gesetzvolle Gestaltung des Lebens von innen nach außen; ein ewiger Wechsel von hoher

Spannung und Unsicherheit, ein ewiges unerfülltes Suchen, Verlangen, Heischen. Immer soll der darstellende Künstler gefällig und behend dem Publicum sein Inneres nach außen kehren; all seine Erhebung und die gesammte Thätigkeit von Leib und Seele vergeht in der luftigen Welt des schönen Scheins, dem wirklichen Leben soll er genügen, wenn er abgespannt von der vollendeten Anstrengung oder in der Vorbereitung für eine neue ist. Unnatürlich rasch wird er aus der Wirklichkeit in das Reich des Scheins geworfen, in unheimlicher Schnelle wechseln ihm Anspannung und Abspannung. Uebermäßig laut ist der Beifall, zu viel Flitterwerk hängt an seinen Triumphen. Der Augenblick und das Publicum werden seine Götter, denen er alles Eigne zum Opfer bringen soll. Und wenn ihm einmal die Kehle versagt, der Zauber der Jugend von seinem Antlitz schwindet, das in ewiger Jagd übertriebene Gedächtniß den Dienst versagt, wie steht er dann in der Welt? Was er im Augenblicke mit Leib und Seele schuf, im nächsten Augenblicke ist es vergessen; verklungen und vergessen ist aller Zauber seiner Töne und seines Spiels, nichts bleibt von ihm, als eine kühle Erinnerung in den Seelen Einzelner, und nichts bleibt vielleicht ihm, als der quälende Drang nach einem Gestalten, das ihm die Natur jetzt versagt, und die quälende Erinnerung an den Glanz und die Erhebung seiner Seele in einer Vergangenheit, die ihm nie wiederkehrt.

So ist nur zu oft das Loos des Künstlers, der von der Bühne zurücktreten mußte. Und vollends die Frau. Vieles hat sie erlebt und unendlich Vieles durchgefühlt, was dem Weibe die schützenden Götter des Hauses immer fern halten. Für sich selbst hat sie jahrelang gearbeitet, sie hat sich zum Mittelpunkt eines Kreises mit der größten Peripherie gemacht; um ihr Lächeln haben Hunderte geworben, Tausende hat sie durch einen Ton, eine Bewegung des Körpers entzückt. Und sie muß das wissen, denn sie muß immer darauf denken, durch welche Mittel sie solche Wirkungen erreichen kann. In

jeder Rolle, die sie schafft, hat sie einen Theil ihrer Seele, auch das Reizende ihres Leibes Tausenden zu zeigen; wird sie im spätern Leben die Selbstbeschränkung haben, sich, wie der Gattin, der Mutter ziemt, gegen die Welt zu verhüllen? Doch sie ist feinfühlend und gut, sie vermag es; vielleicht ist ihr gerade das ein Genuß, den sie in der Zeit ihrer großen Siege sich oft schwärmerisch ersehnt hat, wie die Begeisterung wohl ein Opfer ersehnt. Aber hat ihr Künstlerleben ihr auch die Fähigkeit gegeben, im Wechsel der Stimmung, ohne Klage, fest und beharrlich sich und ihrer Umgebung später zu verbergen, daß sie ein Opfer gebracht hat? Und wird sie im Stande sein, in der Beschränkung eines kleinen Lebens, vielleicht unter Entbehrung der zahlreichen Kleinigkeiten, welche gering sind, wenn man sie besitzt, und sehr wünschenswerth erscheinen, wenn man sie entbehrt, für Andere zu sorgen und als Hausfrau mit genügsamer Hand die Schlüssel festzuhalten, deren Obhut ihr einst eine Gesellschafterin abnahm, weil dies Amt für die Künstlerin unpassend war? Doch auch das wird sie können, wenn sie liebt. Aber zweierlei wird ihr sehr schwer möglich. Sie kann schwerlich die Zweite sein in der Ehe; schwerlich eine Gefährtin, deren Glück und Stolz sein soll, die Vertraute der Gedanken und Ideale eines Andern zu werden und mit ihrer Seele an dem Stamm seines Lebens festzuranken, denn ihr Geist und ihr Idealismus sind sehr selbständig und anspruchsvoll ausgebildet, sie ist schneller, dreister und eigner in Urtheil, Empfindung und Träumen, als sonst ein Weib. Und ferner noch eins kann sie schwerlich, wenn sie eine wahre Künstlerin ist. Sei sie noch so gut und noch so pflichtvoll, sie kann nicht sich und nicht ihrer Umgebung verbergen, daß das beste und höchste Leben ihrer Seele den Geistern der Kunst verfallen ist, und daß der Drang durch Ton und Geberde zu gestalten das innerste Bedürfniß ihrer idealen Natur ist.

Und dies Höchste, Schönste soll sie entbehren, ohne das

Gefühl des Bedauerns, ohne innerlich kleiner, schwächer, ärmer zu werden! — Das wird nur sehr selten möglich sein.

Wohl gönnt die darstellende Kunst dem Menschenleben, das sich ihr weiht, einen Glanz und Schmuck, deren jedes andere entbehrt, aber wer dieser Kunst in schnellem Entschluß den Rücken wendet, und sei's in dem besten Wollen, der hüte sich wohl. Leicht verwandeln sich die lachenden Genien in finstere Dämonen, die alle Gefühle, die der Sterbliche einst im freien Spiel für Andere so schön zu schildern wußte, jetzt ihm selbst in das eigene ruhelose Herz senken, unaufhörlich, in fürchterlichem Wechsel.

Rachel und das Spiel des Théatre français.

(Grenzboten 1850, Nr. 37.)

Das französische Volk steht zu seiner Sprache in einem ganz andern Verhältniß, als die deutschredenden Stämme zu der ihrigen. Die Substanz seiner Wörter ist nicht aus dem Grund seines eigenen Lebens herausgewachsen, sondern ihm von einem fremden Volk überkommen. Als durch die Völkerwanderung die römische Sprache zerschlagen war und keltische Gewandtheit und deutsche Bildungskraft die lateinischen Klänge auf ihren Zungen abgeschliffen und zugespitzt hatten, da blieb freilich der schaffende Sprachtrieb, welcher in jedem Volke, in jedem Menschen lebt und welcher jedes Kind drängt, nach Analogie der eingelernten Klänge sich neue zu erfinden, auch in der Seele der französischen Romanen; aber er schuf nicht von dem Innern der Stammsilben heraus, deren ursprüngliche Bedeutung dem Volke unbekannt, deren Form erstarrt war, sondern er spielte wohlgefällig mit dem imponirenden Klange der Wörter, dieselben willkürlich und unorganisch abkürzend, dehnend, durch

die Nase oder die Kehle ziehend. Eine launische Accentuation trat an die Stelle der soliden römischen Quantität; die Willkür, mit welcher die Worte durch den Silbenton belebt wurden, nahm auch dem Versbau die strenge Gesetzlichkeit, und diese verhältnißmäßige Roheit und Einförmigkeit des Versbaus zwang wieder dazu, den Vers durch scharfe Declamation, bestimmten wiederkehrenden Tonfall zusammenzuhalten. Schon vor den Tragikern, ja schon in der alten langue d'oïl und d'oc läßt sich die naive Freude der Franzosen an dem scharfen Klappen der Versfüße und dem Klingen der Reime erkennen, über welche ein pathetisch declamirender Ton hingeschwebt haben mag.

Als nun die Tragiker des 16. und 17. Jahrhunderts für ihr rhetorisches Pathos den entsprechenden Vers suchten, war der Alexandriner der allerbeste und prächtigste, den sie verlangen konnten. Seit alter Zeit in erzählenden Gedichten angewandt, wurde er allmählich so recht das Maß für langathmige, hochstilisirte Reden. Was ihn für uns Deutsche unangenehm macht, das Klappern der beiden gleichen Theile, die Einförmigkeit seines Falles, gerade das braucht der Franzose; denn diese Bestimmtheit und Festigkeit des Maßes bildet nach seiner Empfindung den nothwendigen Gegensatz zu der höchst ausdrucksvollen und laut dahinrauschenden Modulation der Stimme, welche er hier mit unheimlichem Genuß auf den einzelnen Accentsilben tremulirend verweilen läßt, dort mit höchster Energie wie einen Waldstrom fortbrausen macht, daß Accente, Cäsuren und Reime unerbittlich fortgerissen werden. Diesen Genuß, welchen Sprechende und Hörende am Klange der tragischen Alexandriner gegenwärtig in Frankreich haben, soll man zuerst beachten, wenn man ihre tragischen Schauspiele nicht ungerecht beurtheilen will.

Ferner aber erinnere man sich an das Costüm und die Gewohnheiten ihrer alten Tragödien. Zur Zeit von Corneille und Racine wurden sämmtliche Heldenrollen in der Staats=

tracht ihrer Zeit gespielt, wenigstens mit den charakteristischen Abzeichen: die Herren trugen unvermeidlich den Haarputz, die Beinbekleidung, den Galanteriedegen des französischen Hofes; die Damen Robe und Fächer, oder mindestens ein Taschentuch. Die drei Gattungen von Costüm, welche man damals unterschied: antik, türkisch und modern, waren nur in einzelnen Garderobestücken, bei den Damen manchmal nur im Ausputz der Roben verschieden. Sprache, Haltung, Bewegungen sollten die feine Bildung des damaligen Königshofes ins Erhabenste gesteigert vorführen. Der Schritt war ein würdiges Tanzpas, die Damen schwebten in wellenförmigen Bewegungen vorwärts; Reifrock und Schoßweste nebst kurzen Beinkleidern, Degen und Schnupftuch, Allongenperücke und Toupé machten eine mit Wahrheit ins Detail malende Darstellung großer Leidenschaften ganz unmöglich; mit dem Oberkörper wurde aus den Hüften herausgespielt und die Arme fuhren in übertriebenen Gesten durch die Luft. Dies viele Unschöne, das uns wahrscheinlich jeden Genuß an einer solchen Darstellung verderben würde, verhinderte jedoch nicht, daß große Schauspielertalente auf der französischen Bühne emporwuchsen; und wir mögen immerhin annehmen, daß es ihnen gelang, auch unter diesen Beschränkungen eine gewisse Schönheit und Wahrheit des Spiels zu entfalten. In Voltaire's Zeit begannen kleine Veränderungen in Spiel und Tracht der tragischen Bühne zu Paris, welche übrigens erst 1789 im Théatre français ihre Heimat fand, bis dahin als königliches Schauspiel in verschiedenen Räumen gespielt hatte. Eine Anzahl großer Künstler kämpfte gegen das hohle feststehende Pathos und Abdeclamiren der Verse; freilich war das, was sie an die Stelle setzten, ein zwangloseres Springen der Stimme über den Verstact, mehr geeignet, ihre mimischen Wirkungen zu fördern, als den Sinn der Worte zur Geltung zu bringen. Viel bedeutender war, was sie in der Mimik, Haltung und dem conventionellen Anstand änderten. Die Clairon erschien schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts

als Elektra ohne Reifrock und Puder, ja als Roxolane in wirklich türkischer Tracht, und Lecain wagte als Orosman dasselbe. Aber sie erregten noch großen Anstoß. Erst Talma zerbrach die alten Herkömmlichkeiten in Spiel, Kleidung, stellenweis auch in der Sprache. Er führte am Théatre français größere Treue des historischen Costüms ein, welche seit seiner Zeit die bedeutenderen Theater von Paris auszeichnet; er selbst war in Drapirung, Haltung, Stellungen uud Effecten des stummen Spiels der größte Künstler seiner Zeit; durch ihn wurde das tragische Spiel der Franzosen neugestaltet. Freilich, vieles von den alten Gewohnheiten blieb: beim Auftreten und Abgehen der herkömmliche Unterschied zwischen dem mittlern Eingang und den Seitenthüren, auf der Scene das Beibehalten der Entfernungen zwischen den spielenden Personen, und das alte Streben nach symmetrischer Aufstellung und bedeutungsvollem Parallelismus der beiden Seiten einer Gruppe; es blieb auch viel von der Declamation — das Tremuliren und Fliegen des Versaccentes war bei Talma für fremde Ohren noch störend —, und die behagliche Breite der pathetischen Reden verführte die mittelmäßigen Schauspieler fortdauernd zu hohlem, bollerndem Schreien und zu übertriebener Mimik, aber es wurde doch durch die hohe Begabung der französischen Künstler ein weit reicheres Detail bei der Darstellung großer Charaktere in der Tragödie durchgesetzt. Die Schauspielkunst begann die Dichtkunst Corneille's und Racine's zu überwinden und riß die höfischen Dichter der Bourbonen auf ihrem umgestaltenden Wege mit.

Der tragische Inhalt französischer regelrechter Dramen besaß nicht den Reichthum an dramatischen Momenten, den z. B. Shakespeare's Stücke haben. Alles ist in den französischen Rollen viel einfacher, nur aus dem Groben gearbeitet. Theilnehmer an einer leicht übersehbaren Handlung, erscheinen die Charaktere von vornherein fertig und geradlinig in ihrer Bahn fortgetrieben; sie haben große Schmerzen durchzumachen, aber

keine Veränderungen ihrer Eigenart. Was geschehen muß, um die Handlung des Stückes fortzubewegen, geschieht zum großen Theil hinter der Scene und wird erzählt. Denn die Wirkung der Botschaften auf die Seele der Personen soll dem Publicum dargestellt werden, und der Seelenvorgang, durch welchen sie zu dem Entschluß kommen, etwas zu thun, die That selbst gilt der Regel nach für undramatisch. Bei dieser bekannten Eigenthümlichkeit der antikisirenden Tragödie erhalten die einzelnen Personen lange Reden, und diese langen fortlaufenden Reden beschränken das Gegenspiel der Charaktere gegen einander, jede einzelne Person erscheint egoistisch nach innen gekehrt, mit sich selbst beschäftigt, über den eigenen Gemüthszustand nachdenkend. Bei solchen Scenen, wo auf lange Pausen in der Rede lange pathetische Ergüsse folgen, wird der Schauspieler seine Wirkung ebenso sehr im stummen Spiel, als in der Meisterschaft seines Vortrags suchen müssen. Schon seine Erscheinung soll imponiren; seine Stellung auf der Bühne ist bei der geringen Anzahl der vorhandenen Personen ein wesentlicher Theil der herkömmlichen Gruppe, durch welche die jedesmalige Situation bestimmt wird, seine stumme Mimik die nothwendige Begleitung zu den tönenden Worten des Sprechenden. Und so hat die Tragödie des Théatre français seit der Clairon und durch Talma eine Energie im stummen Spiel gewonnen, welche auch auf uns Deutsche nicht ohne Einfluß geblieben ist. Auch Uebertreibungen haben den Franzosen und uns nicht gefehlt: das gefallsüchtige Tändeln mit plastischen Stellungen, das raffinirte Ausdenken verzwickter mimischer Manöver, in denen bei uns z. B. das Talent der Händel-Schütz unterging.

Eine andere Eigenthümlichkeit des Spiels wurde bei den Franzosen durch die langen Reden der Tragödie herausgebildet. Die Reden leiden in der Mehrzahl für uns Deutsche an dem Uebelstand, daß sie gerade da, wo wir dramatischen Ausdruck eines leidenschaftlichen Gefühls fordern, in geistreichen Antithesen

und Reflexionen fortlaufen, der Sprechende empfindet sich trotz dem größten Sturm der Leidenschaft mit einem schauderhaften Behagen als unglücklichen Pechvogel, betrachtet sein Schicksal von allen Seiten, zieht alle möglichen sehr subtilen Folgerungen daraus und malt sich da, wo er seinen Willen oder Entschluß auszudrücken hat, auch die Folgen davon mit großer Genauigkeit aus. Die Aufregung der Charaktere erscheint so wie ein seltsamer Rausch, in welchem der Geist die volle Freiheit behält, alles Mögliche, auch sehr entfernt Liegendes zusammenzufassen, ein Rausch, der gerade in der Fülle der Worte, in der Kühnheit der Gedankensprünge, aus der Schärfe der Antithesen und epigrammatischen Wendungen sichtbar wird. Wir Deutsche empfinden das als unwahr, dem französischen Geist ist das sehr angemessen, er liebt es ausnehmend, in Gefahr und Schmerz die elastische Schwungkraft des Geistes gesteigert zu sehen. Für Wahrheit und Schönheit der Bühnendarstellung liegt in solcher Rhetorik der Leidenschaft eine große Schwierigkeit. Zu Corneille's und Voltaire's Zeiten wurde das von den Franzosen noch nicht empfunden, der Vortrag auf der Bühne war vorzugsweise declamirend, die naive Freude an dem Klange der prächtigen Phrasen war noch herrschend, und dankbar wurde anerkannt, wenn der Schauspieler mit Feinheit und Haltung durch den Strom der Worte ein tieferes menschliches Gefühl durchleuchten ließ. Als aber das moderne Leben in der französischen Tragödie sein Recht verlangte, und seit der französischen Revolution und durch Talma von dem Schauspieler ein schärferes und genaues Malen der Leidenschaft gefordert wurde, mußte der Künstler des Théatre français in ein eigenthümliches Verhältniß zu dem Text der Rolle treten, die er lebendig zu machen hatte. In den Worten war wenig von den feinen Uebergängen und Nüancen des Gefühls enthalten, welches der Schauspieler durch seine Kunstmittel ausführlich darstellen wollte, ja im Gegentheil, ein getreues und sorgfältiges Spiel nach den Worten machte

mimisches und hochtragisches Detail oft unmöglich. Und so kam es, daß der französische Tragöde sein Spiel viel mehr von den Dichterworten trennte, als bei uns für möglich und erlaubt gelten würde, daß er alle die Empfindungen, Gefühlsausbrüche und leidenschaftlichen Zuckungen der Seele, welche im Text oft nicht angedeutet waren, selbst mit erstaunlicher Freiheit hinzuschuf. Die Verse wurden dann die Musik, deren unwiderstehliche Melodie ihn und sein Publicum in einen gewissen heiligen Rausch versetzte; in dieser erhöhten Stimmung schuf er mit überlegener Kraft in charakteristischen Einzelheiten, schleuderte hier ganze Reihen von Versen mit unendlicher Gewandtheit der Zunge von sich, steckte dort auf einer epigrammatischen Spitze die volle Glut eines ungeheueren Gefühls auf, und verwandelte so die gedankenreiche Rede in eine Scene voll leidenschaftlicher Bewegung, welche durch manche Einzelzüge des Spiels, die schnellen Uebergänge, das starke Auftragen der Farbe und durch den begleitenden Rhythmus des Alexandriners allerdings an das Melodrama erinnert. Es ist unnöthig, auszuführen, daß eine solche Behandlung der französischen Tragödie nur einer genialen Künstlerkraft möglich ist, daß es ferner ein gefährlicher Uebelstand ist, wenn eine Kunstform so bestellt ist, daß sie nur durch die Wagnisse des Genies zu etwas Großem für uns werden kann; und daß endlich auch das größte Genie auf solchem Wege, wo es ganz allein durch Wagnisse zu siegen hat, zuletzt in Virtuosenthum und Manier enden muß.

Was hier gesagt wurde, soll die Bemerkungen über Rachel und ihr Spiel vertreten, welche dies Blatt jetzt, wo die Heldin des Théatre français über die deutschen Bretter schreitet, seinen Freunden schuldig war. Ueber Rachel selbst ist seit ihrem Auftreten so viel von Deutschen und Franzosen geschrieben worden, daß kaum etwas Neues über sie zu sagen ist. Das Beste, was von unsern Deutschen über ihre Kunst geschrieben wurde, findet sich in Eduard Devrient's Briefen aus Paris,

freilich aus dem Jahr 1839. Es ist das Urtheil eines gründlich gebildeten Sachverständigen. Auch Laube hat in seinem Buch aus Paris im Jahr 1847 einige gute Bemerkungen über sie gemacht.

Rachel Felix, die Tochter eines jüdischen Händlers aus dem Elsaß, der an Kindern reicher als an Mammon war, wurde noch als Kind von ihrem Vater im Conservatoire zu Paris untergebracht. Sie zeichnete sich bei den Prüfungen aus, der Director des Gymnase bot ihr eine Anstellung, und gedrängt durch die kümmerliche Lage ihrer Familie, nahm sie diese an, obschon die Professoren dringend abriethen, da ihre Ausbildung noch nicht beendet sei. Sie trat auf dem Gymnase dramatique (für moderne Conversation, Vaudeville und Schauspiel) neben Leontine Volnys und Bouffé auf, aber ohne Erfolg, die Gattung der Bühne sagte ihrem Talent nicht zu, die Warnung ihrer Lehrer war begründet gewesen, und da die Satzungen des Conservatoire's ihr die Rückkehr in die Anstalt unmöglich machten, war ihre Zukunft zweifelhaft geworden. Da nahm sich Samson, Professor am Conservatoire, ihrer an, unterrichtete sie in der Stille während ihrer Thätigkeit beim Gymnase, und setzte im Juni 1838 ihr Auftreten beim Théatre français durch. Der Erfolg des jungen Mädchens ist bekannt, es begann seit der Zeit eine neue Blüthe für die classische Tragödie in Paris, welche seit Talma's Tode in einem Zustand von Verfall gewesen war, der bereits unheilbar schien. Seit den letzten zwölf Jahren hat Rachel den Kothurn des Théatre français zunächst zu einer Modesache, endlich zu einem Stolz der Pariser gemacht, und jetzt, im Alter von noch kaum dreißig Jahren, gilt sie für die größte Schauspielerin Europas. Was sie in den zwölf Jahren ihres Verweilens am Théatre français auch allmählich sich zugebildet, Sicherheit auf der Bühne, welche bei ihr größer ist, als vielleicht je bei einer Frau, und Ausbildung ihres stummen Spiels, in welchem sie bis an die Grenze des Möglichen gekommen scheint, so ist doch an dieser genialen

Frau vielleicht das Wunderbarste der Umstand, daß sie im Alter von sechzehn Jahren in der Hauptsache ebensoweit war als jetzt, daß sie gleich in der ersten Zeit ihrer Triumphe die finstern und erhabenen Leidenschaften mit derselben Größe, Energie und Sicherheit darzustellen verstand, welche wir gegenwärtig an ihr bewundern; sowie daß der Kreis der Empfindungen, welche sie mit Glück darstellt, in dieser ganzen Zeit fast um nichts größer geworden ist. Für Hingebung, Zärtlichkeit, Liebesglut vermag sie auf der Bühne noch jetzt nicht Ton und Blick zu finden; aber alle dunklern Stimmungen vom erhabenen Stolz an, durch alle Grade und Schattirungen finstern Schmerzes, durch das ganze Register von Zorn, Eifersucht, Haß, bis zur Verzweiflung und zur Wuth einer Furie, handhabt sie mit einer Meisterschaft, die den Zuschauer fast betroffen macht. Man fühlt dann die dämonische Kraft eines Genies in einem Entzücken, das mit leisem Grauen zu kämpfen hat. Jeder Wirkung ist sie sich bewußt, überall ist ihre originelle Kraft durch die Kunst beherrscht, alle Effecte sind sicher und stehen ihr fest, und doch empfindet auch der geübte Blick nirgend, oder doch nur sehr selten, die Absicht und Zucht heraus, die sonst auf die Länge bei allem französischen Spiel den Deutschen zu erkälten pflegt; so groß ist die schöpferische Kraft, welche in ihr arbeitet. Die Franzosen, welche für die Mängel der Rachel gar nicht blind sind, fühlen sich doch stolz im Besitz einer solchen Künstlerin, aus deren Augen so viel Teufel brennen, als sonst in ganz Frankreich kaum aufzufinden sind, und deren feingeschnittene Lippen sich fast zu einem Viereck aufkrausen, um unerhörte schneidende Töne einer so grimmigen Verachtung gegen alles Bestehende herauszustoßen, daß der hartnäckigste Stolz vor Schrecken in nichts zerschmilzt. Wir Deutsche suchen uns vergebens damit zu beruhigen, daß die große Künstlerin doch am Ende nichts Anderes darstellen könne, als ein böses Weib. Sie hat als ein Genie gegenüber einem guten Talent den Vorzug, unwiderstehlich fortzureißen, wo sie

ihre Gewalt zeigen kann, und den Nachtheil, da sehr wenig zu wirken, wo die Stimme des Gottes, welcher sie belebt, nicht zu ihr spricht.

Ehre und Geld,

Schauspiel von F. Ponsard.

(Grenzboten 1853, Nr. 18.)

In dem Theaterpublicum von Paris regt sich jetzt eine gewisse Sehnsucht nach edler Schönheit und einfacher Naturwahrheit in der Kunst, für welche die französische Poesie Form und Inhalt noch nicht gefunden hat. Dem deutschen Gefühl wird ihr tragischer Stil durch rednerisches Pathos unwahr und geziert, ihre edlen Charaktere erscheinen uns leicht als gespreizte, sich selbst bewundernde Komödianten, ihre großen Situationen haben fast immer etwas Uebertriebenes, Aufgeputztes. Scribe, dessen große Begabung gerade wir Deutsche anerkennen müssen, weil er Vieles im hohen Grade besitzt, was unsern dramatischen Schriftstellern fehlt, ist bei dem gegenwärtigen Paris ein wenig aus der Mode, und der Franzose dieser Saison gefällt sich darin, den großen alten Taschenspieler gering zu schätzen. Seine Fehler: muthwillige Frivolität, leichtfertige Behandlung historischer und sittlicher Probleme und die übermäßige Anwendung kleiner äußerlicher Hilfsmittel zum Fortbewegen der Handlung, werden ihm gern vorgeworfen. Er gilt für einen Fabrikarbeiter, für einen Speculanten, für einen Mann, der um Geld geschrieben hat. Während man aber so streng über das bedeutendste Talent der Lustspielliteratur urtheilt und an ihm verdammt, was ein Fehler der französischen Natur und Bildung scheint, hat man sich andere Helden ausgesucht, welche anzuerkennen im bonapartistischen Paris guter Ton wird, z. B. Augier und vor Allem Ponsard. In den Werken des Letzteren findet das arme Paris von 1853

das Etwas, wonach es sich gegenwärtig so sehr sehnt, edle Gesinnung, Reinheit, Einfachheit und Sittlichkeit! Der große Erfolg, den sein letztes Schauspiel gehabt hat, und den einzelne Stimmen einer verständigen Kritik nicht beeinträchtigen konnten, ist zum größten Theil dieser schwächlichen Auflehnung der Pariser gegen den herrschenden Materialismus und die moderne Sittenlosigkeit zuzuschreiben. „Perser nennen's Bidamag Buden, Deutsche nennen's Katzenjammer.“

Das neue Schauspiel Ponsard's ist auf dem Odeon-Theater zuerst am 11. März gegeben worden, und hatte den Vorzug, daß sowohl das vornehme Paris als die begeisterte Studentenwelt dasselbe unter ihren Schutz nahmen. Seine Tendenz gilt für sehr edel und moralisch; eine kurze Darstellung des Inhalts wird genügen, den deutschen Lesern ein Urtheil über seinen sittlichen und künstlerischen Werth zu geben.

1. Act. Ein reicher junger Mann, Georg, hat mit seinen Freunden und Schmarotzern getafelt, sein Malertalent wird in den Himmel erhoben, eine hohe Stelle im Staatsdienst, reiche Partien werden ihm angeboten, er spricht sich als gutgearteter und unabhängiger Mann aus. Ein Freund, Rudolf, tritt ein, Original, Mann von Charakter, der die elegante Gesellschaft und ihre kleinen Gepflogenheiten verachtet und der Arbeit, der Kunst und dem Genuß der schönen Natur lebt. Die Gäste entfernen sich, die beiden Freunde halten ein langes Gespräch über Charakter und Männerwerth, und Rudolf sagt: als ein reicher Mann, dem das Leben so leicht werde, könne Georg gar nicht wissen, wie weit seine eigene Tugend und die Unbescholtenheit seines Charakters reiche, die Armuth führe in schreckliche Kämpfe und Versuchungen, erst in Leiden und Entbehrungen erkenne man, wie schwer es sei, ehrbar zu handeln. Georg solle sein Geld zu behalten suchen.

2. Act. Wartezimmer eines Notars. Ein Herr Mercier zeigt sich mit seinen beiden Töchtern Laura und Lucile und erkundigt sich beim Notar nach Georgs Besitzthum, der auf

einer längern Reise mit ihm zusammengetroffen ist und seine Tochter Laura liebgewonnen hat. Er hört, daß Georgs Vater vor Kurzem in zerrütteten Vermögensverhältnissen gestorben ist, und daß Georg nichts behalten werde als sein mütterliches Erbtheil, 10,000 Thaler jährlicher Renten. Herr Mercier äußert, er habe zwar auf mehr gerechnet, indeß er sehe nicht auf Geld, und Georg sei ein vortrefflicher Mann und ihm als Schwiegersohn willkommen. Von den beiden Töchtern zeigt sich Laura als weich und sinnig, Lucile als lebhaft und entschlossen. Nach ihrem Abgang erscheint Georg, erfährt von dem Notar, daß die Schulden seines Vaters das Vorhandene bei Weitem übersteigen, und daß er die Hinterlassenschaft nur antreten könne, wie unsere Juristen sagen, cum beneficio legis et inventarii, d. h. in der Form, daß er selbst mit seinem anderweitigen Vermögen keine Verbindlichkeit zur Bezahlung der väterlichen Schulden übernehme. Wollte er diese Schulden vollständig tilgen, so würde auch das mütterliche Vermögen bis zum letzten Sou daraufgehen. Der feinfühlende Georg erklärt auf der Stelle, seine Ehre fordere, daß er alle Schulden seines Vaters bezahle und arm werde. Er bleibt entschlossen, trotz der gutgemeinten Warnungen des Notars; er weiß, Laura liebt ihn um seiner selbst willen, und Herr Mercier wird ein uneigennütziger Schwiegervater sein, er selbst wird als Maler durch Talent und Arbeit seine Frau ernähren. Die Gläubiger werden gerufen, sie bewundern die Hochherzigkeit des jungen Mannes und entfernen sich mit den Versicherungen der lebhaftesten Dankbarkeit. Herr Mercier erscheint, erschrickt über das Geschehene und verräth deutlich seinen Entschluß, den armen Teufel Georg nicht zu seinem Schwiegersohne zu machen. Georg sinkt erschüttert in einen Stuhl, der Notar versucht ihm Hoffnung zu machen.

3. Act. Rudolf kommt als Georgs Anwalt zu Herrn Mercier, und hält diesem lange und schöne Reden über die

Nichtswürdigkeit geldgieriger Väter, welche ihre armen Töchter an Geldsäcke verheirateten, ohne sich um die Gefühle der Töchter zu kümmern. Wenn dann später die geopferten Frauen sich ihre Geliebten aussuchen, was leider sehr oft vorkomme, so trügen die Väter die Hauptschuld. Herr Mercier wird dadurch nicht bekehrt, sondern kündigt nach Rudolf's Abgang seiner Tochter Laura an, daß sie Georg entsagen und sich mit einem Bankier vermählen müsse. Laura ist trostlos, aber sie fügt sich, weil eine gute Tochter ihren Eltern gehorchen muß, vergebens sucht ihr Lucile zu beweisen, daß ihre Pflicht nicht sei, sich zu opfern, vergeblich versucht Georg, der dazu kommt, die Beredtsamkeit seiner Liebe; Laura ist zu schwach, dem Befehl des Vaters zu widerstehn, und entfernt sich mit dem Entschluß, den Andern zu heiraten. Rudolf tritt zu dem trostlosen Georg und sucht ihn vergebens zu trösten, indem er ihn auf seine Malerkunst und den Ruhm hinweist. Georg schließt mit den Worten: „weil ich ehrlich bin, verliere ich sie; wäre ich ein Schuft, so würde ich glücklich."

4. Act. Gesellschaft im Hause des Notars. Die früheren Freunde Georgs, die befriedigten Gläubiger seines Vaters, Herr Mercier und seine Töchter, — Laura verheiratet, — sind gebeten, dazu Rudolf und Georg. Georg erscheint in fadenscheinigem Kleid, er hat nicht Mittag gegessen, um sich die Glacéhandschuhe zu kaufen; seine Hoffnungen, als Maler Ruhm und Erwerb zu finden, sind gescheitert, er ist gebeugt, mit der Welt zerfallen. Seine einstmaligen Freunde behandeln ihn mit Verachtung, die befriedigten Gläubiger werden von ihm gebeten, eine Summe zusammenzuschießen, um ihm den Ankauf einer kleinen Papiermühle aus der Hinterlassenschaft seines Vaters möglich zu machen. Das Fabrikgeschäft erscheint sicher, er würde im Stande sein, in wenig Jahren das Darlehn zurückzuzahlen; die Gläubiger erweisen sich hartherzig und entschlüpfen ihm, Georg ist trostlos. Da macht ihm einer der früheren Bekannten den Vorschlag, er solle eine reiche, alte

Jungfer heiraten, die bei der Erbschaftsregelung unter den Gläubigern war und eine stille Neigung für ihn habe. Georg zaudert etwas, weil sie gar zu alt ist, endlich entschließt er sich dazu. Rudolf tritt zu ihm und versucht ihn aufzurütteln, er erzählt ihm nebenbei, wie Laura's Mann ein Verschwender, und ein Bankrott vor der Thüre sei, aber Georg hat keinen andern Gedanken, als den, durch Geld aus seinem Elend herauszukommen. Rudolf sagt ihm streng, jetzt könne er sehen, wie wenig brav er sei, und wie seine schönen Gefühle in dem Ernst des Lebens nicht Stich gehalten. Georg nimmt das übel und geht verletzt ab. Da macht sich Rudolf Vorwürfe über seine Strenge, und beschließt, den gebrochenen Freund auf andere Weise zu heilen. Er tritt zu den Töchtern des Herrn Mercier und fordert Lucile, von deren Adel er überzeugt ist, auf, seinen Freund zu trösten. Beide Töchter des Herrn Mercier sind voll von Bewunderung des Edelmuthes und des Charakters von Georg. Georg kommt wieder, Lucile drückt ihm mit begeisterten Worten ihre Verehrung seiner hochherzigen Uneigennützigkeit und seiner männlichen Rechtschaffenheit aus und fordert ihn zum Tanz auf, er zögert demüthig, sie sagt ihm, wie stolz sie sei, ihn am Arm zu führen; Laura hört resignirt zu. Die alte Jungfer tritt auf und äußert, daß sie, die einsame ältliche Dame, den Georg zwar liebe, aber wie eine Mutter. Darauf kommt Rudolf und sagt triumphirend, daß die schönen Augen von Lucile viel mehr ausgerichtet hätten, als seine Beredtsamkeit, Georg tritt strahlend zu ihm, er ist gehoben, entzückt, verliebt, er hat erfahren, daß ein edles Herz ihn achtet, jetzt will er gern arbeiten und die Armuth ertragen. Der Notar schließt, er hat diese Gesellschaft nicht ohne Zweck zusammengebeten, übrigens hat er das Geld aufgetrieben, um die Fabrik für Georg zu kaufen. Georg hofft wieder.

5. Act. Herr Mercier ist trostlos, sein schlechter Schwiegersohn ist bankrott und hat auch das ganze Vermögen des Herrn

Mercier durchgebracht. Die Töchter suchen vergebens ihn aufzurichten, Laura trägt ihr Unglück mit Würde. Georg, Rudolf, der Notar treten ein, Georg bittet um Lucile's Hand, die sein guter Engel gewesen sei; er hat sich durch die Fabrik wieder in bessere Lage versetzt, der Notar erzählt, daß die Papiermühle schon 5000 Thaler Reinertrag bringe, im nächsten Jahre würden es 7000 sein. Herr Mercier ist beschämt. Lucile ist glücklich, will aber die Hand Georgs nur dann annehmen, wenn ihre Schwester den Schmerz alter Erinnerungen überwunden hat. Laura sagt, sie habe überwunden, und bittet gerührt um die schwesterliche Freundschaft Georgs. Rudolf schließt zu Georg gewandt: „glücklich, wer wie du die Probe siegreich bestand.“ Georg antwortet bescheiden, er verdiene das Lob nicht, er habe einige faux pas gemacht.

Dieses Stück hat gerade so viel ethischen Gehalt, als irgend ein leichtfertiges Stück von Kotzebue, aber bedeutend weniger als eins der bessern Stücke von Iffland. Die Idee desselben ist nicht leicht zu erkennen, denn was der Dichter beabsichtigt hat, wird nur unvollständig und verkehrt durch die Handlung ausgeführt. Nach der ersten Anlage und den Reden Rudolfs in Act 1, sowie vor dem Schluß ist die Grundidee der Handlung, wie schon erwähnt: daß es für den Reichen verhältnißmäßig leicht sei, honett zu handeln, und daß erst in den großen Versuchungen der Armuth sich Festigkeit der Grundsätze bilde und zu bewähren habe. Dies wird aber in der Ausführung dadurch unklar, daß die Gefahren und die innere Kräftigung des verarmten Helden nicht in derselben Tendenz dargestellt sind. Man sieht den Helden nur schwach und erbärmlich werden, und seine Erhebung erscheint dagegen so kläglich, so sehr durch äußere Zufälligkeiten, durch die Artigkeiten einer jungen Dame und die Aussicht, wieder in eine behagliche Lage zu kommen, herbeigeführt, daß die Moral des Stückes zuletzt ungefähr so lautet: wer kein Geld hat, ist in Gefahr, ein Lump zu werden. Aber noch eine zweite Moral

wird sich das Publicum herausziehen müssen: und wer Geld hat, wird ebenfalls ein Lump! Denn mit Ausnahme von Georg handeln sämmtliche reiche Leute des Stückes in Folge ihres Reichthums herzlos und gemein. Wenn ein Dichter nicht im Stande ist, die ethische Idee seines Stückes während der Arbeit festzuhalten, so ist das immer ein Zeichen von Schwäche seines Gemüths oder seiner Bildung. Noch andere Uebelstände werden an den Stellen der Handlung sichtbar, durch welche die Grundidee zur Darstellung kommen soll. Der Dichter stellt Ehre und Geld gegenüber, er zeigt seinen Helden als Mann von Ehre dadurch, daß er ihn sein Vermögen opfern läßt, um die Schulden seines Vaters zu bezahlen, so vollständig, daß Georg, um sich die Möglichkeit des Lebens zu sichern, in die bittre Lage versetzt wird, dieselben Wucherer, die er erst bezahlt hat, um ein Darlehn zu bitten, das ihm die Möglichkeit eines geschäftlichen Unternehmens eröffnet. Jeder redliche Geschäftsmann wird bei solcher Sachlage den Schluß ziehen, daß diese Art, die Schulden eines Vaters zu bezahlen, doch nicht unbedingt zu loben, sondern als die voreilige und sanguinische Ausführung eines an sich sehr edlen Gefühls sogar zu tadeln ist. Wenn Georg bei der Auseinandersetzung mit seinen Gläubigern ihnen gesagt hätte: „ich gebe euch auch mein mütterliches Erbtheil hin mit Ausnahme des kleinen Capitals, welches nöthig ist, mir die Fabrik und die Möglichkeit einer sicheren bürgerlichen Existenz zu erhalten, und auch dies Capital verlange ich nur als Darlehn auf einige Jahre, ich werde es euch nach und nach abzahlen", so hätte er nicht nur ehrenhaft, sondern auch verständig gehandelt, die Gläubiger würden ihm nicht weniger herzlich die Hand geschüttelt haben, und es ist zehn gegen eins zu wetten, daß dieselben kalten Geldmenschen, welche jetzt den hochherzigen Bettler als einen unpraktischen Schwärmer innerlich belächeln, ihm in solchem Falle auch später noch einmal Capitalien geliehen hätten, weil sie Vertrauen zu seinem praktischen Verstande hätten haben können.

Aber Georg selbst war zu sanguinisch, zu wenig Geschäftsmann, um mit Klugheit ehrenwerth zu sein. Das ist möglich, aber er hat ja zwei verständige, erfahrene Freunde, Rudolf und den Notar, und keiner von ihnen macht ihm diesen so nahe liegenden Vorschlag, obgleich beide innerlich überzeugt sein müssen, daß seine lebhaften Hoffnungen, ein großer Maler zu werden, mindestens sehr zweifelhaft sind. Daß er durch seinen schnellen Edelmuth in Dürftigkeit und innern Verfall geräth, ist psychologisch wahr, obgleich es hübscher, genauer und würdiger dargestellt sein könnte; die Art und Weise aber, wie er aus diesem Gefühl der Erniedrigung herausgerissen wird, ist wieder charakteristisch für das Talent Ponsards wie für seine Anschauung des Lebens. Allerdings ist auch das nicht unwahr, daß die Bewunderung durch eine liebenswürdige Frau vorzüglich geeignet ist, dem weichlichen Georg sein Selbstgefühl wiederzugeben, aber die Situation, in welcher dies geschieht, müßte dann noch die größte und ergreifendste des Stückes sein, denn auf sie kommt Alles an. Diese Situation jedoch ist für deutsches Gefühl so dürftig, leichtfertig und schlecht gearbeitet, wie nur bei einem großen Mangel an Talent und Erfahrung möglich ist, und die gute Wirkung, welche Lucile auf Georg hinter der Scene ausübt, müssen wir gar aus einem Monologe Rudolfs erfahren. Da diese Kräftigung des Selbstgefühls in dem Helden aber doch nur das erste Moment für seine innere Wiederherstellung sein kann, so war es nöthig noch Anderes hinzuzufügen, wodurch er stärker werden und die Harmonie zu der Welt wiederfinden konnte. Er muß also die kleine Fabrik erwerben, der Notar verschafft ihm das Geld zum Ankauf, Georg verspricht fleißig zu sein. Jetzt wäre die Aufgabe gewesen, ihn in diesem neuen Leben vor der Vereinigung mit Lucile als thätig in beschränkten Verhältnissen zu zeigen, und darzustellen, wie er, der verwöhnte Reiche, als verhältnißmäßig armer Mann sich doch glücklich und gesund empfindet. Das hätte sich dramatisch im Anfang des

fünften Actes sehr gut machen lassen, aber um so etwas für nöthig zu halten, dazu haben die modernen Dichter der Franzosen, Scribe nicht ausgenommen, zu wenig Ernst. Und vollends Ponsard! Er begnügt sich, dem Publicum durch eine glaubhafte Person zu versichern, daß Freund Georg es wieder bis auf 7000 Thaler jährlicher Einnahme gebracht hat und im Begriff steht von Neuem ein wohlhabender Mann zu werden. Außerdem ist schon vorher eine leise Möglichkeit eröffnet, daß die reiche alte Jungfer den Georg einmal zum Erben einsetzen werde. Er wird noch sehr reich werden. Wie gewöhnlich! Dadurch scheint am Ende die Tendenz des Stückes: die Ehre geht zum Teufel, wenn der Mensch kein Geld hat, es lebe das Geld! Eine schöne Lehre im Munde eines Dichters, der wie Ponsard Ansprüche macht, in stolzer Einfachheit gegenüber dem Treiben der Tagesschriftsteller fest auf sich selbst zu stehen.

Die Hauptcharaktere des Stückes sind leider nicht besser als die Handlung. Ponsard hat Geist genug, um das Zweckmäßige und Passende in den Empfindungen der Einzelnen zu erkennen, aber er hat nicht Talent genug, diesen Empfindungen in den einzelnen Situationen dramatischen Ausdruck zu geben. Die Umrisse der Charaktere sind einfach, ja dürftig, ihre Stimmungen sprechen sie in langen Reden aus, bei denen man die Gewohnheiten der Tragödie des Théatre français und der alexandrinischen Verse störend empfindet. Am schwächsten sind Rudolf und Laura, in denen gar keine sorgfältige Ausführung sichtbar ist, am besten sind, wie oft bei den Franzosen, die Nebenfiguren. Auch Ponsard versteht durch wenige Striche dieselben in einer abgerundeten Gruppe zusammenzuhalten, und doch die Einzelnen durch Nüancen herauszuheben. Gut ist die Gruppe der Gläubiger, vortrefflich ist Herr Mercier gezeichnet, Lucile ist gut angelegt, aber für die Ausführung fehlte Kraft und Farbe. Daß die Situationen nicht genügen, um den beabsichtigten Inhalt des Stückes zur Geltung zu

bringen, ist schon oben angedeutet; was Ponsard aber in seinen Situationen dargestellt hat, ist doch wirksam gemacht, er besitzt, obgleich in viel geringerem Grade als Scribe, die Fertigkeit, einzelne Glanzpunkte in Rede und Action kräftig hervorzuheben, die Scenen mit Geschicklichkeit anzuordnen und abzurunden. In der Sprache fehlt ihm viel von der heitern Eleganz Scribe's, er predigt fast pedantisch und hängt in Phrasen, immerhin aber ist seine Sprache die eines gebildeten Mannes, und was er überhaupt zu erfinden vermag, das versteht er auch mit einer gewissen Wirkung zu sagen.

Nach alle dem müßten wir Deutsche unbegreiflich finden, daß das Stück in Paris so großes Aufsehen gemacht hat, wenn wir nicht von unserem Theater aus Erfahrung wüßten, wie sehr die Masse geneigt ist, Idee und Inhalt eines Dramas nach den Bedürfnissen des eigenen Gemüths zu deuten und die Fehler der Handlung über einzelnen Phrasen, Pointen und über der Wirkung, welche geschickt zugerichtete Situationen machen, zu vergessen.

Der Fechter von Ravenna,

Trauerspiel in fünf Aufzügen (von Friedrich Halm).

(Grenzboten 1855, No. 6.)

Das vielbesprochene Stück macht nach der Aufführung an der Burg einen glänzenden Bühnenlauf, fast überall dem Publicum willkommen, an vielen Orten durch die Tagespresse mit großer Strenge beurtheilt. In der That sind die Vorzüge und Schwächen dieses Dramas so oft richtig dargestellt worden, daß die hier folgende Besprechung dasselbe zumeist als eine Gelegenheit benutzt, wieder an einzelne Gesetze des dramatischen Schaffens zu erinnern.

Welche Gründe Friedrich Halm auch gehabt haben mag, seine Verfasserschaft geheim zu halten, er konnte nicht hoffen, vor den gebildeten Darstellern seiner Rollen und vor einer Kritik, die ihn seit vielen Jahren mit Antheil betrachtet hat, verborgen zu bleiben. Das Stück zeigt die Vorzüge und Mängel seiner schöpferischen Kraft in so hohem Grade, daß nur die wunderbarste Laune der Natur eine ihm so gleiche Dichterpersönlichkeit hätte hervorbringen können. Es ist seine glänzende, nicht immer tadellose Sprache, sein rhetorisches Pathos, sein klangvoller Vers, es ist bei seinem prächtigen Colorit seine Armuth und Magerkeit in der Charakterzeichnung, es ist seine Weise der Situationsbenutzung und Gruppirung, eine Mischung von feinem, raffinirtem Behandeln dramatischer Momente und wieder von Eintönigkeit und Unbehilflichkeit, es sind seine Fehler in Erfindung der dramatischen Handlung und sein meisterliches Geschick, auch das Undramatische dem Bedürfniß der Bühne anzupassen, es ist endlich dasselbe Gemüth, ein warmes Dichtergemüth, dessen Aeußerungen manchmal erhaben, zuweilen alltäglich, ja in einzelnen Fällen geschmacklos, aber nie gemein werden, kurz es ist der Verfasser der Griseldis, des Sohns der Wildniß u. s. w., der zu dem deutschen Publicum spricht. Dazu kommen zahlreiche Reminiscenzen an ältere Stücke Halm's, nicht Wiederholungen, aber Anklänge an früher Geschaffenes, wie sie jedem Dichter, am meisten dem pathetischen Redner unvermeidlich sind. — Es ist allerdings möglich, daß Einzelnes in der Idee dieses Stückes, vielleicht auch in den Worten von einem Andern herrührt (obgleich Referent nichts darin gefunden hat, was nicht Halm selbst gemacht haben könnte), aber das Stück als Ganzes gehört ihm.

Die poetische Idee des Stückes ist der Gegensatz einer deutschen Heldenmutter zu ihrem eigenen Sohne, dessen Leib und Geist den Feinden ihres Vaterlandes verfallen sind.

Diese Heldenmutter ist Thusnelda, die Witwe Armins, des Siegers im Teutoburger Wald. Sie ist in einem spätern

Streifzuge der Römer als Gefangene nach Rom geführt worden. Als sie beim Triumphzuge des römischen Feldherrn aufgeführt werden sollte, hat sie sich nicht den Tod gegeben, weil sie damals ein Kind Armins unter dem Herzen trug. In Rom hat sie einen Sohn geboren, er ist als Kind durch Tiberius der Mutter fortgenommen und zu Ravenna in dem entehrenden Gewerbe eines römischen Gladiators erzogen worden. Die Mutter lebt einsam in leichter Haft viele Jahre zu Rom, ohne Hoffnung und doch am Leben gehalten durch den Gedanken an ihren Sohn, von dem sie nichts erfährt. Da dringt in ihre Einsamkeit ein Abgesandter der deutschen Völker, ein Waffenfreund ihres Gatten, der für die vereinigten deutschen Stämme zum Rachezug gegen Rom ihren Sohn als Feldherrn verlangt. Er hat Alles zur Flucht vorbereitet. Zu derselben Zeit ist die Fechterbande von Ravenna auf Befehl des Kaisers zu den bevorstehenden Kampfspielen nach Rom gekommen. Die Mutter findet ihren Sohn wieder, sie erkennt ihn an der Aehnlichkeit mit seinem Vater. — Kaiser Caligula, das Scheusal, gegen den sich gerade eine Verschwörung seiner Prätorianer vorbereitet, durch Gewissensbisse, Gift und den Cäsarenwahnsinn zerrüttet, sucht scheußliche Aufregungen. Von den Verschworenen, zu denen sein Weib Cäsonia gehört, gelenkt, verfällt er darauf, einen Sieg über die Germanen im Circus zu feiern. Thusnelda soll in deutscher Fürstentracht beim Kampfspiel erscheinen, vor ihren Augen soll ihr Sohn, der Gladiator, einem todbringenden Kämpfer des Kaisers unterliegen, er selbst in germanischer Tracht als Vertreter Deutschlands. Leiter des Kampfspiels soll Flavus, der Bruder und Feind Armins, Verräther an seinem Vaterlande und römischer Ritter, werden. — Der Sohn Thusneldas ist mit ganzer Seele Gladiator und Römer, er hat kein Gefühl für das Entehrende seines Gewerbes, er liebelt mit einem römischen Blumenmädchen, er versteht die begeisterten Worte seiner Mutter ganz und gar nicht. Flavus, der mit Abscheu die ihm zugetheilte Rolle

übernommen hat, sucht vergebens Versöhnung mit Thusnelda, welche ihn verachtet; in seiner Gegenwart erklärt der Sohn der Mutter mit rauhen Worten, daß er es für eine Ehre halte vor dem Kaiser zu fechten, und daß er von ihrem Deutschland nichts wissen wolle. Alles fernere Drängen der Mutter und des deutschen Gesandten Merowig vermag ihn nicht umzustimmen. In ihrer Rathlosigkeit fleht Thusnelda sogar seine Geliebte, das Blumenmädchen an, ihren Einfluß auf den Sohn anzuwenden. Die Dirne hat etwas mehr Verständniß für den großen Sinn der deutschen Frau, aber auch sie weist die Kniende zurück, weil ihr Sohn sowie seine Geliebte der Schande verfallen seien. Da kommt der verzweifelnden Thusnelda der Befehl des Kaisers, als Germania in vollem Schmuck, den Eichenkranz im Haar, beim Kampfspiele aufzutreten, sie faßt den heroischen Entschluß als Germania an ihrem Sohn zu handeln. — Die Stunde des Kampfes naht heran, Thumelicus sucht sich gutmüthig in seiner Weise mit der Mutter zu versöhnen und schläft ein. Sie ersticht ihn mit dem Schwert seines Vaters, das der Freund für den künftigen Feldherrn aus Deutschland gebracht. Der Kaiser und sein Hof erscheinen in feierlichem Zuge, um Thusnelda und ihren Sohn zum Kampfspiel abzuholen. Sie finden den Sohn als Leiche, die Mutter spricht noch Seherworte, prophezeit die Völkerwanderung und tötet sich selbst. Caligula, dem sein Kampfspiel verdorben ist, beschließt, statt der Getöteten eine Anzahl Christen seinen hyrkanischen Hündchen, den Löwen, vorzuwerfen. Die Verschwornen dagegen beschließen, ihn am nächsten Tage zu töten.

Ein solcher Inhalt, mit großem scenischen Geschick in fünf Acte vertheilt und durch eine Anzahl höchst wirksamer Situationen empfohlen, vermag doch keine tragische Handlung herzustellen. Denn der Handlung fehlen zwei Hauptbedingungen für eine künstlerische Wirkung, ein würdiger Kampf und ein erhebender Ausgang. Wenn wir drei Stunden

lang auf den Bretern die ernsten Bilder von Menschen sehen sollen, mit fortdauernder Spannung und steigendem Genuß, so ist die erste Bedingung, daß sie sich uns in einer gewaltigen Bewegung zeigen, als Wollende und Handelnde, im fesselnden Kampf mit einer überstarken Macht, in einseitiger Befangenheit fortgetrieben bis zu einem Punkte, wo das Geschick, das durch ihr eigenes Thun hervorgerufen worden ist, ihr Wollen und vielleicht sie selbst vernichtet. Bei solchem tragischen Kampfe der Charaktere muß der Untergang der Personen zu gleicher Zeit der Sieg einer großen sittlichen Wahrheit sein. In dem Fechter von Ravenna sind die Mutter und der Sohn die beiden Gewalten, welche gegeneinander kämpfen. Aber nur die Mutter hat Theil an der tragischen Bewegung, der Sohn bleibt von Anfang bis zu Ende der Mutter gegenüber eine rohe, unbewegliche und starre Masse. Dadurch wird dem hohen Pathos und der leidenschaftlichen Bewegung Thusneldas die Spitze abgebrochen. Vom ersten bis zum letzten Act ist sie in gesteigertem stürmischen Drängen gegenüber einem Klotz. So entsteht eine Eintönigkeit, die nicht verdeckt werden kann. Der Kampf der Mutter erfüllt uns mit Mitleid, aber er quält nur, er erhebt nicht. Daß sie zuletzt den Sohn und sich selbst tötet, wird für ein unbefangenes Empfinden nicht erhebender dadurch, daß sie und der Sohn als Abbilder deutscher Kraft und deutschen Wesens erscheinen sollen, und was Caligula und die Verschworenen am Schluß darauf ruchlos beschließen, das gibt vollends keine Erhebung, man sieht in der Handlung nur Elend und Fäulniß, an welcher ein großer Plan elendiglich untergeht.

Allerdings wird diese Schwäche der Handlung durch Halms Bearbeitung des Stoffes sehr verdeckt. Wäre sein Charakterisiren ins Einzelne gehend, seine Darstellung realistisch, so würde dieser Grundfehler noch peinlicher hervortreten. Aber durch das glänzende Pathos, durch begeisternde Worte und Ausblicke

in die Zukunft, das heißt durch eine Berufung an den außerhalb des Stückes liegenden wirklichen Verlauf der Weltbegebenheiten, wird bei dem Publicum eine Stimmung hervorgebracht, welche bis zu einem gewissen Grade über die Schwäche der Handlung forthilft. Nur muß gleich hinzugefügt werden, daß diese Spannung der Zuhörer wieder erreicht wird auf Kosten einer andern Bedingung für die kunstvolle Bühnenwirkung des Dramas, auf Kosten einer gesunden Charakteristik.

Niemals war sorgfältige Darstellung der Charaktere ein Vorzug von Halms Dramen. Auch in diesem fehlt die bewußte Sicherheit der schöpferischen Kraft, welche die verschiedenen Aeußerungen des einzelnen Lebens zu einer in sich geschlossenen kunstvollen und doch verständlichen Einheit zu bilden weiß. Mehr vielleicht als in einem früheren Drama ist dies bei dem Charakter der Thusnelda erstrebt, und eine nicht kleine Anzahl schöner und wahrer menschlicher Züge findet sich hier vereinigt. Aber gerade diesen Charakter hat sich der Dichter selbst dadurch aus der Form gezogen, daß er dem Weib des Cheruskerfürsten das gebildete Bewußtsein einer Zuhörerin der Paulskirche gegeben hat. Alle die Schlag- und Stichwörter unserer Zeit kommen bis zum Uebermaß darin vor. Auch dem naiven Zuschauer mag leicht des Guten zuviel werden. Thusneldas Betrachtungen über deutsches Gemüth, über die politischen Tugenden und Fehler unseres Volkes, wie sie nach dem Lauf von zwei Jahrtausenden uns allen verständlich geworden sind, moderne Phrasen wie das „Zu spät", und zuletzt ihr Auftreten als personificirte Germania lösen den Charakter auf in eine Allegorie; in eine oft schöne und poetisch ausgeführte Allegorie, das ist wahr, aber doch in ein erkältendes Spiel des rechnenden Verstandes. Es ist kein schlechtes Zeichen für den sittlichen Ernst, mit dem der Deutsche gegenwärtig seine politische Lage ansieht, wenn die glorreichen Phrasen darüber in einem Theaterstück ihn an manchen Orten in Norddeutschland verstimmten. — Bei dem Charakter des Thumelicus

fehlte dem Dichter die Gelegenheit zu poetischem Redeschmuck vollständig, und deshalb tritt die Schwäche der Gestaltung am peinlichsten hervor. Wenn er fast überall von mittelmäßigen Darstellern mittelmäßig gegeben ist, so ist das durchaus nicht allein Schuld der Schauspieler. Es war an sich ein schöner Vorwurf, dem hohen Sinn der deutschen Fürstin das rohe Behagen sinnlicher Kraft gegenüberzustellen. Aber die Schilderung des Charakters ist arm, ja sie erscheint ihrer Lückenhaftigkeit wegen unwahr. Deshalb, weil Thumelicus als Gladiator erzogen worden ist, muß er noch nicht nothwendig ohne Empfänglichkeit für die Aussichten sein, welche ihm Thusnelda und Merowig bieten. Das stolze Rom hat vor seinen Gladiatoren und Sklaven in einem furchtbaren Kriege gezittert, und ein Kriegsfürst zu werden, ein Führer großer Schaaren, ein Eroberer, der vielleicht sich selbst auf den Kaiserstuhl setzt, der jedenfalls den besten Wein, die theuersten Waffen, die schönsten Mädchen gewinnt, das wird für einen Fechter vom Handwerk, der noch jung ist, von tollem Muth und übersprudelnder Lebenskraft, ebensoviel Verführerisches haben, als für eine edler erzogene und höher angelegte Natur. Daß ferner ein Gladiator gar keine Ahnung von dem Ehrlosen seines Handwerks hat und gar keine Aufwallung, diesen Beruf mit einem andern zu vertauschen, ist ebenfalls eine willkürliche Voraussetzung. Und dieser Fechter ist ein Sohn Thusneldas, er erinnert sich an die Lieder, die ihm die Mutter in seiner Jugend vorgesungen hat, er muß also einige, wenn auch verfallene Erinnerungen an eine Vergangenheit haben, wo er anders empfand. Deshalb hätte Halm jedenfalls die Unempfänglichkeit des Thumelicus besser begründen müssen. — Aber wenn der Dichter diesen Charakter dramatisch und für uns genießbar machen wollte, so wäre gerade seine Aufgabe gewesen zu zeigen, wie alle diese Erinnerungen, Stimmungen und Neigungen durch die Mutter in ihm aus der Asche zur Flamme geblasen werden, und wie sie nur zu schwach sind, um gegen

die Gewöhnung seines niedrigen Lebens zu kräftiger That zu werden. Nicht die Handlung wäre dadurch von ihren Uebelständen befreit worden, wohl aber dieser Charakter, und der Gegensatz zwischen Mutter und Sohn hätte dadurch die starre Eintönigkeit verloren, er wäre in einen wirklich dramatischen Kampf verwandelt worden. Wie Thumelicus jetzt der Mutter gegenübersteht, läßt sich nur durch ein Wort ausdrücken, er ist ihr gegenüber dumm, während er sonst in Anhänglichkeit, in Liebe und Haß zweckmäßige menschliche Empfindungen zeigt. Ein Kampf gegen stumpfe Blödigkeit ist kein tragischer Kampf. Daß der Dichter so wenig mit diesem Helden zu machen wußte, lähmt auch den Schauspieler. Findet die Rolle aber irgendwo einen Darsteller, der einen ehrlichen, treuherzigen Zug hineinbildet, so kann dem Dichter geschehen, daß das Mitleid des Publicums sich übermäßig dem armen Teufel zuwendet, den die Mutter durch ewige Schlagwörter quält.*)

Alle übrigen Charaktere des Stückes sind Episoden, bei denen eine gewisse Gleichförmigkeit der Verwendung wohl zufällig ist. Die meisten haben zwei Scenen: Caligula, Merowig, das Blumenmädchen, Flavus. Im Caligula ist dem Dichter ein feineres Charakterisiren zugestanden worden, als an den übrigen Figuren sichtbar wird. Es beschränkt sich das aber doch darauf, daß er mit Geschick mehre der Anekdoten und Sentenzen dieses Unthiers verarbeitet hat, das Uebrige: die Schilderung seiner krankhaften Geistessprünge, die Furcht vor den Geistern seiner ermordeten Verwandten, die plötzlichen Ausbrüche von Wuth, das Zusammensinken, das stille Brüten, das ist sehr wirksam auf der Bühne, aber dergleichen zu machen ist keine besondere

*) Nebenbei bemerkt, Thumelicus ist nicht nothwendig ein Gladiatorenname, den, wie Thusnelda im Stücke klagt, die Römer dem Sohne Armins gegeben haben; denn das Wort ist so gut deutsch wie Sigmar, Sigbert, Sigfrid. Althochdeutsch thûmo, Daumen; thûmilo, Däumchen; thûmilinc, Däumling. Dann wäre es ein deutscher Kose- oder Spottname.

Kunst, und schwerlich wird Halm selbst seine Arbeit daran für besonders fein halten.

Doch die Dürftigkeit der Charakterzeichnung bei Halm ist den Zuhörern des Theaters nie sehr sichtbar geworden. Ueberhaupt hat der Deutsche — um die Betrachtungen Thusneldas über deutsche Art fortzusetzen — die Genügsamkeit im Theater wie im Leben, sich leicht in alle Figuren zu finden und keine zu großen Ansprüche an die Fülle von eigenartigem Leben der Einzelnen zu machen. Diese Schwäche unseres Urtheils ist zum großen Theil Folge von der gemüthlichen Geschäftigkeit unserer Einbildungskraft, welche uns Personen und Zustände nur zu leicht so erscheinen läßt, wie wir dieselben wünschen. Unsere Empfänglichkeit, aus wenigen, ja vielleicht schlecht zusammenstimmenden Eindrücken, welche uns durch einen andern Menschen werden, ein ansprechendes, uns behagliches Bild desselben herzustellen, ist übermäßig groß. Mehr als andere Völker sind wir geneigt, uns Ideale zu bilden und Götzen zu setzen, und wenn wir im Theater sind, vermag oft die dürftigste Andeutung des Verfassers oder Schauspielers uns über den Charakter der dargestellten Person zu beruhigen.

Und bei Halm kommt eine Reihe glanzvoller und dramatisch wirksamer Momente dazu. Von je war dies seine Stärke. Seine Erfindung darin ist nicht immer großartig, aber seine Wirkungen sind immer ernst gemeint, in einer warmen Dichterseele lebendig empfunden, und verfehlen deshalb nicht, auch den Zuschauer zu erwärmen. Im vorliegenden Stück sind dieselben zum Theil noch ausgesuchter, auffälliger, wie durch französischen Einfluß hervorgebracht, und wenn ein Unterschied zwischen diesem und den früheren Stücken des Dichters zu finden ist, ein Unterschied, aber kein Fortschritt, so liegt er in der Art, wie er seine Handlung zugespitzt hat. Das Herausstreichen der Fechter durch ihren Vogt, das Vorzeigen ihrer nackten Glieder, die vor den Augen des Publicums gezüchtigt werden; der kecke Leichtsinn des Blumenmädchens, welches dem Thumelicus in

Gegenwart seiner Mutter zunickt: heut Abend! der Einfall, daß Thumelicus den Merowig (mit Eulenflügeln auf dem Helm und in Wolfsfell) in dem Augenblick, wo der würdige Mann ihn zu einem großen Entschluß fortreißen will, für nichts Anderes hält als für ein Musterbild, das ihm der Kaiser zu seiner Tracht schickt; die Ermahnung des Fechtervogts an seinen Liebling Thumelicus, im Circus in der rechten Stellung zu sterben, wenn er ja unterliegen sollte, das alles sind außerordentlich wirksame Momente, zum Theil ästhetisch bedenklich, zum Theil schön erfunden. Sie sind, wie in allen Stücken Halms, so auch in diesem, das Reizende. Ueber ihnen wird Unwahrscheinliches vergessen. Es ist unwahrscheinlich, daß der Gladiator am Tage vor dem Kampf in lustiger Gesellschaft mit Wein und seinem Mädchen eine erschlaffende Orgie feiert, es ist unpassend, daß Thusnelda vor dem Blumenmädchen den herkömmlichen Fußfall thut, es ist naturgemäß unmöglich, daß ein junger Gladiator unmittelbar vor seinem ersten Kampf im Circus eine angenehme Mattigkeit fühlt und harmlos einschläft, es ist unbefriedigend und dramatisch unerlaubt, daß beim Fallen des Vorhangs das Publicum durch die Verschwornen darauf vertröstet wird, Caligula solle am nächsten Tage sterben. Vielleicht stirbt er, vielleicht auch die Verschwornen, die Sache bleibt zweifelhaft.

Da dieser letzte Fehler des Stückes die Bühnenwirkung in der That benachtheiligt, so sei hier bemerkt, daß er wenigstens sich leicht vermeiden ließ. Caligula muß sterben. Zwar ist auch er nur eine Episode, aber man darf soviel Scheußlichkeit nicht am Schlusse eines Stückes lebendig lassen. Auf der andern Seite hatte der Dichter sich davor zu hüten, daß er dem Publicum die Empfindung beibrachte, mit dem Tode dieses Kaisers ziehe für die Römer eine bessere Zeit heran. Nun aber wäre es leicht gewesen, im zweiten Act unter die Momente, welche den Cäsarenhof kennzeichnen sollen, den Nachfolger Caligulas, den blöden Pedanten Claudius auf-

zunehmen. Unter den Kaiseranekdoten der römischen Geschichtschreiber hatte der Dichter eine sehr passende, Claudius wird allein unter allen mannbaren Mitgliedern des Kaisergeschlechts von Caligula verschont, weil dieser sich das Vergnügen macht, ihn als kläglichen Narren zu höhnen. Wenn also z. B. der Unsinnige den armen Teufel von Vetter, der armselig und verachtet lebte und dessen Hauptgedanke damals vielleicht war, das römische Alphabet mit ein paar neuen unnützen Buchstaben zu versehen, auf einige Augenblicke höhnend sich selbst gegenüberstellte, so war am Ende des Stückes den Verschwornen bequeme Gelegenheit gegeben, den Caligula nach seinem bekannten Ausspruch: „Ich wollte, das römische Volk hätte nur einen Kopf," im Hintergrunde niederzustoßen. Wenn dann Cassius Chärea den Claudius zum Kaiser ausrief, so konnte durch wenig Worte im Sinn und Charakter dieses Stückes poetische Gerechtigkeit geübt und eine angemessene Hindeutung auf die Zukunft Roms vor Augen geführt werden.

Die Sprache des Trauerspiels hat dieselben Eigenthümlichkeiten, welche so wesentlich zu der Wirkung früherer Stücke Halms beigetragen haben. Sie ist tönend, schwungvoll, reich an Bildern; in rednerischer Pracht läuft sie langathmig hin, kurze Gegenreden sind voll sinnreicher Sprüche und scharf zugespitzt. Nicht immer sind die Bilder makellos ausgeführt, aber fast immer sind sie poetisch empfunden, viele sind schön und edel. Die poetische Begabung Halms zeigt sich nicht zum wenigsten darin, daß er allein unter den Dichtern der Gegenwart einen dramatischen Vers von so eigenthümlichem Satzbau und Klang gefunden hat, daß man ihn daraus erkennen kann. — Faßt man so den Eindruck zusammen, welchen das Stück macht, so wird man nicht günstig urtheilen können über den dramatischen Bau der Handlung, nicht günstig über die Charaktere, bei beiden ist Unbehilflichkeit, ja Armuth sichtbar, dagegen darf man Anerkennung nicht versagen der glänzenden Ausführung vieler Einzelheiten, dem Geschick in der Anordnung der Scenen

und im Gegenüberstellen wirksamer Gegensätze, wie der schlimmernden Pracht der Rede, und was das Beste ist und dem Erfolge des Stückes die meiste Berechtigung gibt, man muß rühmen, daß es sehr ernst und ehrlich gemeint und aus einem Dichterherzen geflossen ist, welches den Glauben an sich und seine Gebilde, ein ehrliches Ringen nach dem Hohen und Schönen nicht aufgegeben hat.

Sophonisbe,

Tragödie von Emanuel Geibel.

(Grenzboten 1869, Nr. 5.)

Der Dichter ist der berühmteste unter den lebenden deutschen Lyrikern, er ist einer der jüngsten und letzten Dichter aus jener großen Blüthezeit deutscher Lyrik, welche die hundert Jahre von Klopstock bis zu den politischen Kämpfen der Gegenwart umfaßt, er ist uns auch als Patriot ein werther Bundesgenosse und wir wünschen bei der Besprechung seines letzten gedruckten Dramas ihm völlig die Achtung zu erweisen, welche er in seinem Volke beanspruchen darf. Denn für uns, die wir mit andern Mitteln und auf andern Bahnen die idealen Bedürfnisse der Nation in die Wirklichkeit umzusetzen suchen, ist sein Haupt durch die letzten Strahlen einer scheidenden Sonne deutscher Poesie verklärt. Nicht als ob unserem Leben die Poesie selbst schwände — sie wird dem Deutschen nicht vergehen, solange er auf der Erde dauert; aber das künstlerische Gestalten ringt in der Gegenwart wieder in neuer Weise, jugendlich und unbeholfen, oft noch mit schwacher Kraft darnach, die übermächtigen thatsächlichen Bedingungen unseres Lebens poetisch zu verklären. Und bei dieser neueren Kunst ist die Lyrik nicht mehr, wie sie in der nächst vergangenen Periode war, der Quell, in welchem am schönsten und reichlichsten das poetische Empfinden heraufquillt.

Ungern übt dieses Blatt jetzt Kritik an poetischen Werken. Die Zeit liegt hinter uns, wo falsche Richtungen eine ernste Gefahr bereiteten, der angestrengte Kampf um den deutschen Staat hat fast alle Talente, auch die schreibenden, auf seinen Schlachtfeldern gesammelt; wer jetzt freudig und mit Behagen der Poesie allein lebt, der hat, so scheint uns, besondern Anspruch auf Anerkennung und freundliches Entgegenkommen, denn er ist ein Bewahrer und Fortbildner des gemüthvollen Ausdrucks, welchen unsere Nation während ihrer politischen und socialen Arbeit durchaus nicht missen darf. Deshalb soll hier das neue Drama von Geibel vorzugsweise dazu benutzt werden, um einen einzelnen Vorgang des dichterischen Idealisirens deutlich zu machen: die Umwandlung einer geschichtlichen Anekdote in eine dramatische Idee und Handlung.

Der historische Stoff Sophoniba gehört zu den weitberufenen, welche seit vierthalbhundert Jahren sehr häufig Verwerthung für das Drama gefunden haben. Wer Alles sammeln und lesen wollte, würde wahrscheinlich weit mehr als zwanzig gedruckte Bearbeitungen zusammenbringen. Die ältesten kunstgerechten waren: italienisch von Gio Giorgio Trissino (aufgeführt um 1514, gedruckt 1524), französisch von Mairet (1634) und Corneille (1663), deutsch von Lohenstein (1680), englisch von Thomson (1730); die letzten deutsch von Hersch und Geibel.

Schon dem Alterthum hat die Anekdote selbst häufig die Phantasie beschäftigt. Von einer dramatischen Verwerthung derselben bei den Römern ist uns Nichts überliefert; daß sie vorhanden war, möchten wir aus der häufigen Erwähnung durch die Geschichtschreiber — Livius, Appianus, Cassius Dio und Zonaras, und Diodorus — schließen, ferner daraus, daß auch die Maler sich den Stoff nicht entgehen ließen. Ein leider unvollständig erhaltenes Wandgemälde von Pompeji, welches offenbar mangelhafte Nachahmung eines bessern Vorbildes ist, stellt den Augenblick dar, wo Sophoniba auf dem

Brautlager die Giftschale in Gegenwart des Scipio leert. Der wohlbekannte Porträtkopf des ältern Scipio Africanus macht den dargestellten Moment zweifellos.*)

Die überlieferte geschichtliche Anekdote ist nach Livius folgende: Die Karthagerin Sophoniba, Tochter des Hasdrubal, Enkelin des Gisgo, nahe Verwandte des Hannibal, ein Weib von ungewöhnlichem Geist und von bezaubernder Schönheit, schlaue Punierin und leidenschaftliche Patriotin, wird von ihrem Vater um 304 v. Chr. dem numidischen König Syphax vermählt, um diesen auf die Seite Karthagos herüberzuziehen. Ihr Gemahl wird, nachdem Scipio in Afrika gelandet ist, von dessen Unterfeldherrn Lälius und von Masinissa, dem Bundesgenossen der Römer, besiegt und gefangen. Masinissa, damals noch in blühender Jugend, Bewerber eines Königssitzes in Numidien, hatte ruhmvoll unter Scipio in Spanien gedient, darauf um die Krone seines Heimatlandes mit dem Nachbarfürsten Syphax und dessen numidischer Partei hartnäckig Kampf geführt; er war durch gehäufte Abenteuer und Heldenthaten zu einem berühmten Kriegsmann geworden, obgleich seine Reiterhaufen wiederholt durch die Uebermacht des Syphax zerstreut wurden. Unzerstörbar erschien sein Leben, übermenschlich sein Muth, er selbst gewaltig an Leib und Geisteskraft — als er im Alter von 90 Jahren starb, war der jüngste seiner Söhne 4 Jahr alt — ganz das Ideal eines afrikanischen Helden. Jetzt nach der Schlacht ritt Masinissa dem Lälius voraus nach Cirta, der Hauptstadt des Syphax. Als er zum

*) Dies Bild schon von Visconti erkannt; vgl. darüber: Der Tod der Sophoniba auf einem Wandgemälde. Von Otto Jahn. 1859. — Das Wandbild ist deshalb von großer Bedeutung, weil es uns eine Anschauung von der historischen Malerei des Alterthums gibt, die man lange viel zu niedrig geschätzt hat. — Der Name der Heldin ist nicht Sophonisbe, sondern nach den ältesten Handschriften des Livius und Appianus Sophoniba, im Punischen (nach gütiger Mittheilung von Theodor Nöldeke) wahrscheinlich Sefan-i-bal, Schutz Gottes.

Königspalast kam, trat ihm Sophoniba entgegen, sank zu seinen Füßen und beschwor mit schmeichelnder Innigkeit, nur er, der Sohn des Landes, möge über ihr Leben verfügen, sie aber nimmer der hochmüthigen Feindschaft der Römer ausliefern. Auch Masinissa wurde von plötzlicher Leidenschaft für die Unwiderstehliche ergriffen, er versprach, ihren Wunsch zu erfüllen, und vermählte sich auf der Stelle mit ihr, weil er sie nur als seine Gemahlin retten könne. Da Lälius dies erfuhr, verlangte er unwillig die Auslieferung der Sophoniba, überließ endlich auf das Bitten des Masinissa die Entscheidung dem Scipio. Diesem aber erschien die hastige Vermählung als gefährlich. Denn wie er den gefangenen Syphax, der einst auch sein Gastfreund gewesen war, vor sich führen ließ und wegen der Feindschaft gegen die Römer schalt, da legte Syphax, von Zorn und Eifersucht gestachelt, die ganze Schuld seiner Feindschaft auf das Haupt des dämonischen Weibes und warnte den Scipio, sie werde den Masinissa ebenso bethören, wie ihn selbst. Als nun Masinissa im Lager erschien, empfing ihn Scipio gütig, mahnte ihn in vertrauter Unterredung eindringlich an die hohen Zielpunkte seines eigenen Lebens und an die Treue und Selbstüberwindung, die er ihm oft bewährt, und forderte von ihm die Auslieferung der gefährlichen Feindin. Masinissa brach in Thränen aus und suchte vergebens den Willen Scipio's zu beugen. Der Römer blieb fest. Da that Masinissa das Letzte, um der Geliebten sein Wort zu halten: er übersandte ihr das Gift, welches er sich selbst für den äußersten Fall durch einen vertrauten Sklaven verwahren ließ, und dazu die Botschaft, nur dadurch könne er ihr seine Treue erweisen, daß er sie nicht lebend in die Hände der Römer kommen lasse. Stolz empfing die Frau den Becher. „Ich nehme das Hochzeitsgeschenk an, und mit Dank, wenn der Gemahl Anderes nicht zu senden vermochte; nur das melde ihm, ich würde besser sterben, wenn ich nicht bei meiner Leichenfeier mich vermählte.“ So leerte sie den Becher.

Dies ist der Bericht des Livius, welchem man ansieht, daß bereits die Sage und vielleicht die Kunst an der Ausmalung der Anekdote gearbeitet hatten. Andere Erzähler bringen die Einzelheiten dieser Geschichte durch kleine poetische Zusätze in festere Verbindung: Masinissa sei schon früher als Jüngling der Sophoniba verlobt gewesen; ferner, sie habe ihm, da er als Sieger der Hauptstadt Cirta nahte, einen Boten entgegengesandt, der die Vermählung mit Syphax durch Zwang entschuldigte; dann, Masinissa habe ihr selbst im Geheimen auf fliegendem Rosse das Gift gebracht und die Wahl gelassen, ob sie lieber trinken wolle, oder aus freiem Willen sich den Römern überliefern. Nur diese Worte habe er gesprochen, dann sei er davon gejagt, sie aber habe der Amme den Becher gezeigt, diese ermahnt, nicht zu weinen, denn sie sterbe rühmlich, und habe hochsinnig den Becher geleert. Masinissa aber habe den Boten der Römer die Tote gezeigt und sie königlich bestattet. Diese letzten Zusätze des Appian sind zuverlässig Folge einer Zurichtung des Stoffes durch die Kunstpoesie.

Es ist eine bewegliche Geschichte, sehr anziehende Charaktere, heftig aufbrennende Leidenschaften und starker Conflict derselben, höchst wirksame Situationen: und doch gibt es wenig Stoffe aus alter Zeit, welche dramatischer Behandlung so spröde widerstreben. Keinem der namhaften Dichter, welche sich an diesem Stoffe versucht haben, ist das dramatische Zurichten der Handlung gelungen. Zunächst stört für das Drama Fremdartiges in den Sitten und der Empfindungsweise beider Helden, gerade das, was dem Hörer die epische Ueberlieferung reizend machen hilft. Der dramatische Dichter hat die Aufgabe, seine Personen im Lichte der Bühne drei Stunden lang so handeln zu lassen, daß sie ihr geheimstes Innere aufschließen und daraus ihr Thun erklären. Wenn aber der Zuschauer ihren Kampf mit dem Leben in warmer Theilnahme verfolgen soll, so ist eine unabweisbare Voraussetzung, daß sie in ihren wichtigen Lebensäußerungen ihm verständlich und

anziehend bleiben. Dazu ist vor Allem nöthig, daß sie im Ganzen unter der Herrschaft derselben Sittengesetze und Lebensordnungen stehen, welche wir haben, oder welche wir als ein geschichtliches Moment in der Bildung unseres Volkes zu würdigen gewöhnt sind. Es würde bei diesem Stoff also zunächst die doppelte Vermählung der Sophoniba eine Klippe sein. Die Tragödie von Corneille ist unter Anderem daran gescheitert, wie ihm schon Voltaire vorwarf, und er selbst hat vergebens versucht, sich in einer Vorrede deshalb zu entschuldigen. Denn es nützt dem Drama Nichts, wenn Corneille versichert, daß nach antiker Rechtsanschauung durch die Gefangenschaft des Syphax auch seine Ehe mit der Sophoniba gelöst worden sei. Uns bleibt die erste Ehe ungemüthlich und höchst störend für die folgenden Wirkungen. Aber Syphax ist ja ohne Mühe zu beseitigen. Da der Dichter unleugbar das Recht hat, den Stoff nach dem Bedürfniß seiner Kunst umzuformen, so mag der erste Gemahl der Sophoniba in dem Treffen fallen, er ist für die spätere Handlung unschwer zu entbehren. Auch Geibel läßt den Syphax zu rechter Zeit sterben und bei ihm ist die erste große Bewegung im Charakter der Sophoniba gehaltener Schmerz um den Tod des Gemahls in verlorener Schlacht. Leider liegt das für unser Gefühl Unbehagliche nicht allein in der Doppelehe der Sophoniba, sondern in dem ganzen Verhältniß des orientalischen Mannes zur Frau. Neben einer plötzlich aufgeregten Leidenschaft, welche stürmisch fordert, frei von unsern Rücksichten auf Anstand und Ehre, ist auch Grundlage der Erzählung eine weit niedrigere Stellung des Weibes, welches auch als Herrin des Harems noch Sklavin des Gemahls ist, über deren Leben und Tod er unbedingtes Recht hat. Nach Anschauung seiner Zeitgenossen war Masinissa, als er der Gemahlin den Giftbecher sandte, nur kluger Politiker, der das Kleinere dem Größeren, sein Weib einer Königskrone opferte; uns wird er bei der gewöhnlichen Anordnung der Handlung auf der Bühne verächtlich. Und dagegen hilft keine

Entschuldigung, welche ihm der Dichter gönnt, sogar nicht Pflicht und Eidestreue gegen die Römer, wenn nämlich seine Umstimmung an den Höhenpunkt der Handlung fällt, also, wie in der Anekdote, das entscheidende Moment des Stückes wird. Wir Germanen vermögen die Charaktere in dem Drama tiefer zu fassen und mehr von innerem Widerspruch in ihre Natur zu legen, als die Hellenen, in deren Tragödie jede Umstimmung des Helden durch menschliches Einreden für einen tötlichen Fehler des Stückes galt; aber auch bei uns muß der Held seiner Umgebung an Energie des Willens und Thatkraft überlegen sein, sonst erlahmt die Antheilnahme. Geibel hat auch das richtig empfunden: er gibt den Masinissa ganz auf, Sophoniba verbündet sich ihrem Jugendgeliebten im zweiten Act nur aus Vaterlandsliebe. Aber der Dichter hat diesen Helden noch schlechter behandelt, als nöthig war, denn Masinissa läßt sich sofort zum Abfall von den Römern verleiten, er erweist sich als ausgezeichnet unpraktisch, indem er die Sophoniba mit in das römische Lager nimmt, damit sie auf seine Numidier wirke, und er läßt sich dort gar noch von Scipio vor seinem Abmarsch überraschen und wieder auf der Stelle (im dritten Act) so beeinflussen, daß er ihm die Sophoniba zur Verfügung übergibt, worauf er aus dem Stück verschwindet. Von da an wird Scipio Gegenspieler der Heldin und die innern Kämpfe verlaufen zwischen dem Römer und der Karthagerin. Offenbar zu spät für genaue Ausführung und nicht zum Vortheil für den Charakter der Heldin. Zuerst war es Syphax, dann Masinissa, dann Scipio: Sophoniba wird dadurch unter der Hand in eine stolze unbefriedigte Dame verwandelt, welche den Rechten sucht. Als sie ihn gefunden und eine zarte Annäherung zwischen Beiden erfolgt ist, läßt sie sich durch ein Geklatsch der Dienerschaft, daß Scipio sie nur schone, um sie im Triumph aufzuführen, so weit aufwühlen, daß sie ihn zu erdolchen beschließt. Glücklicherweise kann sie vor der That, nachdem sie bei Nacht in sein Zelt geschlichen ist, nicht unter-

lassen, einen unvollendeten Brief Scipios an den Senat vom Tische zu nehmen und zu lesen, worin ihrer gemüthvoll und in großen Ehren gedacht wird. Da weckt sie selbst den Scipio, wird durch seine besänftigenden Worte und durch die Nachricht von dem freiwilligen Tod ihrer Vertrauten an den unsühnbaren politischen Gegensatz gemahnt, spricht ihre Empfindung würdig und innig gegen den Geliebten aus und ersticht sich selbst mit dem Dolch, den ihr der sterbende Syphax aus der Schlacht gesendet hatte.

Bei solcher Behandlung ist zunächst den Personen ihr Knochengerüst aus dem Leibe genommen, Alles erweicht, die Härten verschliffen, das Charakteristische abgestreift; Masinissa ist ein elender Schwächling geworden, Sophoniba eine Frau, wie aus der modernen weltbürgerlichen Gesellschaft vornehmer Russen und Polen, an denen eine Nationalität nur aus gelegentlicher Betonung ihres Patriotismus zu erkennen ist, und Scipio, die stattlichste Figur, die man gern mit jedem Tüchtigsten vergleichen möchte, wird ein wenig zu sehr beredter, schönempfindender, tapferer General mit deutschen Augen, etwa wie Herr von Gabelenz. Die treibenden Motive endlich: das verspätende Anziehen der Rüstung, jene Idee Sophoniba zur Verführung der Numidier in das römische Lager zu schmuggeln, die Verleumdung, daß Scipio die Sophoniba für den Triumph aufbewahre, endlich das verständige Lesen des Briefes vor dem beabsichtigten Meuchelmord sind sämmtlich übel erfundene Uebereilungen der Helden oder Motive des Lustspiels. Das alles läßt sich nicht verschweigen. — Trotzdem hat das Stück ein echter Dichter gemacht. Ton und Farbe sind durchaus eigenartig, viele ausmalende Episoden geben fast allzu reichen Schmuck und eine Stimmung, wie man sie durch ein reizendes morgenländisches Märchen erhält, die edle gehobene Sprache wird im Höhenpunkt: Scipio unter den Numidiern, und in der Katastrophe zu schönem Pathos. Das Kunstwerk ist in mehren Hauptsachen nicht gelungen, aber der Künstler bleibt dem Leser werth.

Was endlich blieb bei solchen Aenderungen von der alten Anekdote? Es ist wahr, der Dichter ist dem Stoff gegenüber unbeschränkt, nur durch die Lebensbedingungen seiner Kunst gebunden; aber er wird sich doch sehr zu hüten haben, daß der Stoff sich nicht unter seinen Aenderungen völlig verflüchtige. Es hatte guten Grund, wenn die Franzosen unter Ludwig XIV. sich gern rühmten, daß die Handlung ihrer Stücke ganz dem geschichtlichen Stoff entspräche, denn die Freude an historischer Treue bewirkte wenigstens, daß sie in der Handlung, wenn auch nicht in den Charakteren, Vieles vermieden, was gesundem Menschenverstand ungereimt erscheint. Jede Umbildung des Stoffes, welche die Bedürfnisse neuerer Kunst in fremde Culturzustände trägt, setzt auch in Gefahr, innere Widersprüche und greifbare Unwahrscheinlichkeiten zu schaffen; in der alten Erzählung ist Sophoniba, dem Masinissa zu Knieen liegend und das gebotene Gift trinkend, immer Sklavin des Siegers oder Gemahls; der moderne Dichter aber freut sich ihres hohen Sinnes, der stolzen Vaterlandsliebe, welche gerade im Gegensatz zu ihrer unfreien Lage reizvoll hervortreten. Sein schöpferisches Bestreben ist, diese hohen weiblichen Eigenschaften recht mächtig herauszutreiben und dem Hörer bedeutsam zu machen, er findet dafür solche Situationen, also neue Theilstücke der Handlung, in denen die fürstlichen Eigenschaften der Sophoniba: königliche Gesinnung, Herrschaft über die Seelen sich auch in der Action durchaus anschaulich machen, und er merkt wahrscheinlich nicht, daß seine Heldin seitdem in einer Weise unter den Männern umherfährt und Wirkungen austheilt, welche an der wirklichen Sophoniba äußerst anstößig gewesen wären und sich zu den benutzten Situationen der alten Anekdote gar nicht mehr fügen. Freilich, auch die bescheidene Zuthat, ja treustes Anschmiegen an die geschichtliche Ueberlieferung vermögen jenen inneren Zwiespalt nicht wegzubringen, welcher fast immer zwischen altem Sagenstoff und dem Gemüthsleben des neueren Dramas besteht. Wir sind sehr gewöhnt, hellenische Heldenzeit

in der Kunst zu verwerthen, und haben vielleicht das unbefangene Urtheil über zahlreiches Peinliche derselben in der Schule verloren. Aber einer späteren Zeit wird doch die Iphigenie von Goethe nebst dem milden König Thoas trotz ihrer edlen Poesie als ein unheimliches Gedicht erscheinen, in welchem die Tochter einer Familie mit menschenfresserischen Gewohnheiten in einem Lande, wo Menschen geopfert werden, so sinnige Betrachtungen über das Schicksal der Frauen anstellt. — Nicht hier ist der Ort, auszuführen, wie die Charaktere leiden; je mehr neue Handlung ihnen zuerfunden wird, um so mehr verlieren sie die Färbung, welche sie in der ursprünglichen Erzählung hatten, die Personen und die Situationen schweben zuletzt ganz in der Luft und sind darauf angewiesen, sich in den herkömmlich überlieferten Situationen unserer Bühne pathetisch declamirend und schönselig zu bewegen.

Aber es muß hier auch bemerkt werden, daß Geibel bei diesem Stoff zwingende Veranlassung hatte, einen Theil der Handlung neu zu erfinden, denn die Sophoniba der alten Erzählung verharrt nach dem ersten Momente des Fußfalls vor Masinissa thatlos bis zu dem Moment, wo sie den Giftbecher leert, und Masinissa, der weit heftigere Bewegungen und Wandlungen hat, ist zum ersten Helden nicht geeignet.

Auch das Stück Geibels löst nicht das alte Problem: ob der Stoff Sophoniba überhaupt für das Drama brauchbar sei. Wer aber ein Dichter ist, darf das nicht von vornherein verneinen, denn er soll das fröhliche Vertrauen behalten, daß die Dichterkraft über jedes stoffliche Hinderniß zu siegen vermag; es bedarf nur des rechten Mannes und der rechten Stunde. In der That geht es mit manchen dieser technischen Schwierigkeiten wie mit dem Ei des Columbus: ein kleiner Eindruck in die harte Schale und das Ungefüge steht auf den Bretern. Diese Besprechung hat durchaus nicht die Absicht, einen neuen Plan vielen berühmten Versuchen gegenüberzustellen; nur auf

einen Umstand soll hier aufmerksam gemacht werden. Das Theilstück der geschichtlichen Anekdote, welches bis jetzt noch immer — so viel dem Schreiber bekannt — zum Drama verwerthet wurde, die Ereignisse von der Niederlage des Syphax bis zum Tode der Sophoniba enthalten in Wahrheit nur Stoff für drei große Scenen: Kniefall der Heldin vor dem Helden Masinissa und Verbindung Beider, dann Scipio und Masinissa, d. h. Rückschlag in der Seele des Helden, drittens Schlußwirkung und Katastrophe; das aber ist in der That nur Umkehr und Schluß eines Dramas, Act vier und fünf. Alles, was diese Momente unserer Empfindung tragisch machen würde: Leidenschaft, Spannung, Schuld, Verhängniß, fehlt dem Stoff und bisher allen seinen Dramen. Dies alles aber muß aus der früheren Geschichte des Masinissa und der Sophoniba genommen werden. Es ist gar nicht nöthig, dafür viel zu erfinden; bei Livius steht Manches davon: wie Masinissa gegen die Grenzen des Syphax seine Raubzüge macht, wie Hasdrubal mit der Tochter den Gastfreund Syphax besucht u. s. w.

Der Dichter also, welcher die Aufgabe lockend findet, eine junge verführerische kluge Diplomatin von punischem Blut mit der heißen Leidenschaft und Heldenkraft eines numidischen Häuptlings zu gesellen und Beiden dadurch ein tragisches Schicksal zu schaffen, welches die Heldin vernichtet, der müßte Beiden doch zuerst unbefangenen Antheil gewinnen, indem er ihre auflodernde Leidenschaft unter günstigen Verhältnissen darstellt, verschieden gefärbt nach ihrem Charakter, vielleicht so gewendet, daß Masinissa die Sophoniba und ihren Vater auf der Reise zu Syphax gefangen nimmt und ritterlich beschützt. Und ferner im zweiten Act, daß der staatskluge und doppelzüngige Hasdrubal den Masinissa täuscht, dazu die Tochter zum nichtwissenden Werkzeug gebraucht, etwa durch den Vorwand, den Masinissa mit Syphax auszusöhnen; dann im dritten Act, daß Sophoniba dem Syphax wider ihrer Seele Wunsch vermählt wird und Masinissa verrathen und

in finsterer Leidenschaft sich aus Cirta in das Lager des Scipio rettet und den Römern zuschwört. Ferner im vierten Act, daß Masinissa seine Rache an Syphax in der Schlacht nimmt und wieder der Sophoniba gegenüber tritt, in welcher jetzt auch das heiße Gefühl überwindet, und daß Beide dem Verhängniß verfallen, welches ihnen ihre Vergangenheit bereitet, ihm, weil er ein Parteigänger Roms geworden ist, ihr, weil sie den Geliebten zu den Römern gescheucht hat.

Ob auf solcher oder ähnlicher Grundlage ein gutes und wirksames Stück aufzubauen wäre, das würde unter Anderem davon abhängen, ob es dem Dichter gelänge, die Handlung in wenigen Personen und großen Situationen zusammenzuschließen, und ob er im Stande wäre, die Charaktere der beiden Helden durch reiche bedeutsame Einzelschilderung lebendig zu machen.

Bequemer ist der Stoff freilich für die große Oper.

Wullenwewer,

Trauerspiel von Heinrich Kruse.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 2.)

Es ist kein Zweifel, der würdige Beamte des Himmels, welcher im dortigen Bundeskanzleramt die deutschen Angelegenheiten besorgt, hat seit der Urzeit einen stillen Zorn gegen die dramatischen Dichter. Er läßt keine Gelegenheit vorüber, ihnen ihre Arbeit so mühsam als möglich zu machen. Er setzt Charakter und Gedanken der deutschen Helden aus sehr verschiedenartigen und schwer verständlichen Motiven zusammen und fügt ihnen gern ein sonderbares Etwas ein, das den geradlinigen frischen Zug ihres Wesens stört, er macht Kaiser Heinrich IV. vor Canossa winseln und er trägt in den letzten Willensact des großen Kurfürsten eine bedenkliche fürstliche

Gemüthlichkeit. Er schafft den geschichtlichen Größen besonders verwickelte und künstliche Lebensbedingungen, unter deren Zwang sie ihre Kraft zu bethätigen haben, Verhältnisse, welche der poetischen Darstellung sehr spröde widerstehen, und dazu hängt er ihnen gern einen verlockenden Schein von tragischer Größe an, der die Dichter immer wieder anzieht und der doch in Tragödien nur selten dauert. Von den vielen bedenklichen Gestalten deutscher Sage und Geschichte ist aber eine der allerverdrießlichsten Jürgen Wullenweber, der Bürgermeister von Lübeck, der letzte Staatsmann der Hansa, welcher 1537 durch seine Gegner von der Fürsten-Bischofs-Geschlechterpartei enthauptet wurde. Karl Gutzkow versuchte fruchtlos, dies wechselvolle Leben in den engen Rahmen eines Bühnenstückes zu zwingen, jetzt hat Heinrich Kruse mit festerer Hand und in einer andern Art des Schaffens dasselbe gethan: Wullenwewer, Trauerspiel in fünf Aufzügen, 1870. Auch dies neue Stück des Dichters der „Gräfin" erweist nicht wenige von den Eigenschaften, welche einem Drama auf der Bühne Erfolg vermitteln, es verdient sich den Antheil der Leser durch eine merkwürdig kräftige und energisch kurze Art zu charakterisiren, durch dramatisch belebte Sprache und durch die entschlossene Weise, in der ein breiter, lockerer Stoff zu fünf Acten verständlich zusammengefaßt ist. Und es hat vor vielen andern Dramen ein Recht auf ernsthafte Würdigung. Nur ein Lob wird man dem Dichter nicht so reichlich ertheilen, wie wir dem werthen Manne von Herzen wünschen, gerade das Lob nicht, woran ihm am meisten gelegen sein muß. Es ist auch ihm nur unvollständig gelungen, die widerhaarige geschichtliche Persönlichkeit des alten Hanseaten in einen tragischen Charakter umzubilden.

Wie lockend liegt der geschichtliche Stoff vor einem neuzeitlichen Dichter! In der religiösen, politischen, gesellschaftlichen Bewegung des 16. Jahrhunderts kommt Wullenweber herauf, ein Verkünder des neuen Lebens in Gemeinde und Kirche, für

die innere Buße gegen die guten Werke, für die Freiheit des kleinen Mannes gegen die Gewaltherrschaft der Geschlechter, ein stolzer Bürger gegen Fürstenmacht, ein meerbeherrschender Kaufmann gegen die abschließenden Zollinteressen der Dynasten. Er reißt die Bürgerschaft Lübecks aus mürrischem Stillleben kräftig empor, noch einmal fahren die Orlogschiffe der Hansa gebieterisch durch Nord- und Ostsee, er wirft und bedrängt die Königsstühle in Schweden und Dänemark, schlägt und demüthigt den räuberischen Adel und die fürstlichen Helfershelfer, die bewaffnete Städtekraft zwingt noch einmal die Seekönige, der Ruhm der Hansa lebt wieder auf. Durch ihn allein. Schnell, wie das Aufflammen ist der Sturz, sein Ende ist auch Untergang seiner Pläne und Erfolge. Alles muß sich vereinigen, den einen Mann zu fällen, die Patricier der eigenen Stadt, hochfahrende Landesherren, ja Kaiser und Reich. Und doch hat ihn mehr als dies alles ins Leben getroffen, daß die Bürger Lübecks ihren Bürgermeister im Stich ließen. Sehr glänzend sein Aufgehen, nicht ohne Größe sein tiefer Fall.

Freilich sind die Hauptmomente seines Lebens schon aus äußern Gründen schwer in Scene zu setzen. Nicht vorzugsweise in Lübeck selbst, in Kopenhagen, Schweden, Holstein, in Niederland und am Kaiserhofe werden die Fäden sichtbar, an denen dieser Weber webte. Ueberall, vor Allem in Lübeck, eigenthümliche Verhältnisse, deren Darlegung auf der Bühne Zeit, Raum und Antheilnahme zu sehr zersplittert. Sogar die Fürsten, welche auf sein persönliches Geschick den größten Einfluß üben, sind auf der Bühne schwer auseinander zu halten, selbst die Namen dreier von ihnen verwirren: Christian, Christoph, Christiern, dazu kommen noch der Braunschweiger, Mecklenburger, der Bischof von Lübeck. Sieht man vollends den Stoff näher an, so mindert sich schnell die Wärme, welche Idee und Inhalt dieses geschichtlichen Lebens zu fordern berechtigt schienen. Wullenweber ist gar nicht in der Weise Vertreter einer neuen Zeit, daß er nach seinem Heraufkommen

das bessere Recht auf seiner Seite hätte. Die alte Macht der Hansa beruhte auf unhaltbaren Verbriefungen des Mittelalters, auf Rechtlosigkeit der Fremden und Staatslosigkeit der Gemeinwesen, ihre Herrschaft war drückende Ausbeutung eines Monopols zum Schaden der Nichthansen; die neue Macht der Territorialherren, welche sich Ritter und Städte zu unterwerfen strebt, ist zwar engherzig und eigensüchtig, aber dennoch eine höhere Bildung, ein Fortschritt zum Staat. Der Kampf, welchen der Bürgermeister Lübecks gegen die Gewalt der Landesherren unternimmt, ist im Grunde der letzte unglückliche Versuch einer heruntergekommenen alten Herrschaft gegen übermächtige jüngere Gewalten, ein dauernder Erfolg ist bei der Ungleichheit der Kampfmittel nicht mehr möglich, der deutsche Bürger muß zuletzt mit dem Gelde Heinrichs von England und für dessen Zwecke seine Flotte rüsten. Diese Betrachtung mindert unläugbar unsere Theilnahme am Sieg und Fall des begabten Mannes, welcher wagte, was unausführbar und nicht mehr zeitgemäß war.

Für den dramatischen Dichter ist dies alles nicht die Hauptsache, ihn kümmert zumeist, ob ein solches Leben für eine tragische Handlung verwendbar ist, das heißt, ob es möglich ist, die Thaten des Mannes und die Hemmnisse seiner Erfolge in der Art aus dem Gemüth und Wesen desselben zu erklären, daß ein Verhältniß zwischen innerer Schuld und Vergeltung deutlich wird, welches dem Helden unsere bewundernde Theilnahme erhält und zugleich das Unbefriedigende und Beengende seines wirklichen Schicksals nach den ethischen Bedürfnissen unseres Gemüthes umdeutet. Der Wullenweber, welcher als Vertreter einer protestantisch-demokratischen Bewegung dem Gegenschlag seiner Feinde erliegt, ist an sich keine dramatische Gestalt, ebensowenig der kecke Planmacher für hansische Interessen, welcher der Gewalt seiner Nachbarfürsten verfällt. So mag ihn der Geschichtschreiber darstellen, nicht der Dichter. Die tragische Schuld des Helden wird hervor-

gebracht durch eine großartige Willensbethätigung, welche wir in seinem Charakter allmählich reifen sehen, und deren nothwendige Folgen, für uns begreiflich und erschütternd, zu Gunsten einer sittlichen Weltordnung den Helden widerlegen. Ein verhängnißvoller Zug des Wesens, ein Willensact, eine schwere That, das sind nicht abzuweisende Bedingungen großer dramatischer Wirkung. Das wirkliche Leben in seiner unermeßlichen Fülle von Gedanken und Willensäußerungen enthält wahrscheinlich eine große Zahl von folgenschweren Thaten, welche die Erdenarbeit des Menschen einhegen oder beenden, der Schein des Lebens auf der Bühne, der etwa drei Stunden währt, muß Alles um einen Höhenpunkt zusammendrängen, er muß im Nothfall an Stelle vieler wirklichen Schicksalsfäden einen idealen setzen. Ebenso muß auch das Gegenspiel gegen den Helden durchaus vereinfacht, der Inhalt seines Lebens in fünf Acte, d. h. in wenige Momente, in eine kurze Reihenfolge von Situationen erhoben werden. Das Drama braucht im Grunde nur drei Rollen: den Helden, den Gehilfen, den Gegenspieler, und die Griechen haben in ihrem wundervollen Feingefühl für das Schöne zur Zeit der großen attischen Tragödie nur drei Schauspieler verwandt, so freilich, daß sie jedem seine Partie in mehre Rollen theilten, die derselbe Künstler mit Wechsel der Kleidung zu spielen hatte. Es wird gut sein, wenn unsere Dichter zuweilen daran denken, wie auch ihnen die drei Rollen für jedes große und wirksame Stück so sehr die Hauptsache sein müssen, daß alles Uebrige dagegen Beiwerk bleibt.

Vor dem Stoff „Wullenweber" frägt sich demnach: ist es möglich, ohne mit geschichtlicher Ueberlieferung in peinlichen Widerspruch zu gerathen, einen einheitlichen dramatischen Kern zu finden, einen Entschluß, eine verhängnißvolle That, eine gemeinverständliche und erschütternde Gegenströmung der vernünftig gedachten Weltordnung, und ist es ferner möglich, das helfende Spiel und das Gegenspiel auf eine kleine Zahl von Personen und Scenen zu beschränken. Gelänge dies, so wäre

dem Dichter, der diesen Fund durch seine Poesie lebendig macht, der ganze übrige geschichtliche Stoff, die Dänenkönige, Herzöge, Patricier, Bischöfe nichts Anderes als behaglicher Plunder, aus dem er mit schrankenloser Freiheit herauswählt, was ihm etwa dienen kann, unbekümmert um den wirklichen historischen Zusammenhang, denn er hat einen besseren gefunden. — Wir wissen wenig von dem Gemüthsleben, selbst nicht viel von dem politischen Charakter Wullenwebers. Das ist für den Dichter unbequem, aber er vermag sich aus andern Menschen jener Zeit wohl ein recht lebendiges und wirksames Charakterbild zu machen, welches sich gut in den geschichtlichen Rahmen fügt. Georg ist warmherzig, feurig, beredt, haßt die Geschlechter und die räuberischen Junker und Landesherren, und er, der Kaufherr und Niederdeutsche, hat wahrscheinlich große Aehnlichkeit mit dem Schwaben Johann Eberlin, dessen funfzehn Bundesgenossen er in seiner Jugend neben den Büchlein von Hutten und einigen Widertäufern gelesen haben mag. So ist es dem Dichter wohl möglich, sich den Charakter des Mannes vertraulich zu machen. Georg kommt herauf durch die Liebe des Volkes von Lübeck und er stürzt, weil die Bürger ihn verlassen. Der gegebene Gehilfe oder Nebenspieler ist also das Volk. Aber als Chor verwandt, wie seit Shakespeare gebräuchlich, gibt dieser zweite Charakter des Dramas dem Helden nicht Halt, nicht Bedeutung. Dieser zweite muß als eine starke, tüchtige Genossenschaft erscheinen, dargestellt in einigen Charakteren ihrer Führer, darunter Marcus Meyer, vielleicht als ein zusammengeschworener Verein, wie sie damals Hutten und Eberlin erdachten, wie sie die Widertäufer errichteten, wie sie bei jeder großen Unternehmung gestiftet wurden. Dieser Genossen Haupt und begeisterter Prophet wäre Georg. Je großartiger und innerlicher dies Verhältniß dargestellt wird, und je bedeutsamer die einzelnen Charaktere des Seitenspiels, desto wirksamer würde das Heraufsteigen des Helden zu einer verhängnißvollen That und die darauf folgende Ablösung des

Helden von den Genossen werden. Diese Ablösung nun müßte in einem tiefen Zuge seines Innern bereits am Anfang leise angedeutet, sich nothwendig nach dem Höhenpunkt des Stückes aus seiner freieren Stellung als Häuptling ergeben, es müßte eine schwere That, und es müßte in Wahrheit ein Unrecht sein, das Wullenweber begeht. Denn wenn er nur durch seine größere Tüchtigkeit und freieren Blick fällt, wird er ein Märtyrer, kein tragischer Held. — Bis hierher gestattete der Stoff leichte Erfindung.

Aber das Ungünstige desselben liegt darin, daß der verhängnißvolle Punkt nicht leicht gefunden werden kann. Und darum auch nicht der Gegenspieler. Der Dichter hat unbequeme Wahl. Er mag den Krieg gegen Dänemark zu der verhängnißvollen That machen, und dann einen Patricier im dänischen Solde zum gegenwirkenden Charakter, oder Wullenwebers Pläne wider die niederländischen Hansen und einen dadurch beförderten Zerfall mit der Hansa, oder mit Kaiser und Reich, wo der Bischof von Lübeck als Gegencharakter dienen könnte. In jedem Fall wird der Dichter gerade hier von der Geschichte verhältnißmäßig wenig benutzen, sondern aus persönlichem und gemüthlichem Gegensatz der Hauptpersonen die Katastrophe herleiten, deren geschichtlicher, nicht zu umgehender Verlauf durch den erfundenen innerlichen zu vertiefen ist.

Ob bei solcher Behandlung der Wullenweber ein schönes Kunstwerk werden könnte, darüber wagt die Kritik nicht zu entscheiden. Ein Uebelstand wäre nicht fortzubringen, daß das Drama viel bei politischen Angelegenheiten verweilt. Diese aber geben nur einer verhältnißmäßig kleinen Zahl von starken, leidenschaftlichen Bewegungen Raum, gerade die holdesten und auf der Bühne wirksamsten sind ausgeschlossen und müssen als Beigabe angehängt werden. Die großen Kunstmittel des Dramas fordern aber die reichste Darstellung des tief inneren Lebens, und diese wird am mannigfaltigsten und reizvollsten

möglich nicht in den Beziehungen des Mannes zum Staat, sondern des Menschen zum Menschen.

Das Trauerspiel von Heinrich Kruse hat die Aufgabe, welche der Stoff Wullenweber stellt, anders behandelt. Es ist eine Dramatisirung der Hauptmomente geschichtlichen Lebens, mit gutem Griff so gefaßt, daß in der That durch fünf Acte viel von den Schicksalen des merkwürdigen Mannes verständlich wird. Man schaut, wie Alles gekommen ist und warum die glänzende Gestalt auf dem Schaffot endete, aber dem Stück entgeht doch viel von Nothwendigkeit und Einheit, und dem Helden fehlt die höchste Kunstwirkung. Denn das ist nur zwischen den Zeilen zu lesen, wie durch ihn selbst sein Untergang herbeigeführt wird, und die Bühne wird dies nicht deutlicher hervortreten lassen. Dafür kommen dem Dichter andere Eigenthümlichkeiten seines Schaffens zu Gute. In den Charakteren große Mannigfaltigkeit, lebhafte Farben, sichere Umrisse, sie haben alle ein eigenthümliches Leben und sind — auch Nebenfiguren — erfreuliche Aufgaben für die Darsteller. Aus der Fülle seien nur genannt Wullenwebers Schwester Margarethe, der Diener Dietrich, Kaiser Karl V., Christian von Holstein, Marcus Meyer, die Patricier, auch Frau Lunte — deren Zankscene mit ihrem Manne doch gekürzt werden möchte. Das Häßliche dient hier keinem schönen Zweck, denn die Scene ist zwar nicht ganz Episode, weil sie die folgende Stimmung des Gatten Marcus Meyer hervorruft, aber sie hat kein Recht zu so behaglicher Ausführung. Auch sonst ist, nebenbei bemerkt, der vierte Act am wenigsten gut angeordnet. — Die Scenen, selbst die der Nebenfiguren, sind mit einer besonders erfreulichen Entschlossenheit gelenkt, in kurzen Sätzen springt das Ergebniß hervor; auch größere Scenen, z. B. die schöne der beiden Geschwister im zweiten Act und die Katastrophe berechtigen zu einem Glückwunsch. Als die allerbeste in der Arbeit muß die Scene Kaiser Karls gerühmt werden, obgleich der Dichter den Kaiser weit hinfälliger gezeichnet hat,

als er in Wirklichkeit damals war, weil er mit Recht meinte, daß er gerade so in das Stück passe. — Das Trauerspiel ist eine gedankenvolle Arbeit und das dichterische Schaffen des Verfassers regt sich kräftig, aber die Aufgabe, den Bürgermeister von Lübeck zu einem tragischen Helden zu machen, ist nur sehr unvollständig gelöst.

Emil Devrient.

(Im Neuen Reich 1872, Nr. 34.)

Von den sechs Männern der Familie Devrient, welche — seit Anfang dieses Jahrhunderts — in drei Menschenaltern für die Kunst dramatischer Darstellung eine Bedeutung gewonnen haben, sind uns in einer Woche zwei Brüder durch den Tod entrissen, Karl und Emil. Der älteste, Karl, war nach seiner Begabung das größere Talent, aber er hatte sich früh verlegen und verdarb in Manier; Emil wurde der glänzende und berühmteste Vertreter deutscher Schauspielkunst, welcher bis zu hohen Jahren in vielen Rollen den Schein einer schönen Jugendlichkeit zu behaupten wußte, die an ihm fast unzerstörbar schien. In dem Rollenfach jüngerer Helden galt er den Norddeutschen und dem Ausland für den bedeutendsten Darsteller einer älteren Richtung, deren Vorzüge das Publicum um so höher schätzen lernte, je seltener sie auf der deutschen Bühne wurden. Für seine Schule und seine Eigenart waren kennzeichnend: ein gemessenes Tempo in Rede und Spiel, allmähliches und vermittelndes Uebergehen aus einer Stimmung in die andere, Abneigung gegen jede Gewaltsamkeit und spitzfindige Künstelei, das Bestreben, sich in Haltung, Geberde und Sprache immer so anmuthig, schön, edel darzustellen, als die Rolle irgend gestattete, sorgfältigste Ausbildung der Stimme und des mimischen Ausdrucks, durch welchen der

Darsteller sich verträgt, im Ganzen eine Neigung, die großen dramatischen Wirkungen mehr durch die Sprache, als durch die Mimik hervorzubringen. Dabei unterstützte ihn eine hohe Gestalt, ein edles Profil, ein prächtiges klangvolles Organ, welchem für manche Stimmungen ein zitterndes nasales Ausklingen der Rede eigenthümlich war, eine Besonderheit, welche auch andere Künstler seiner Familie zu gebrauchen wußten. Emil war seiner Anlage nach ein achtungswerthes Talent mit einigen glänzenden Eigenschaften, durchaus keine geniale Kraft, und nicht von reicher und tiefer Erfindung. Aber er verstand vortrefflich mit seinen Mitteln Haus zu halten und durch die getragene Anmuth, welche ihn in allen Rollen auszeichnete, auch noch da einen wohlthuenden Eindruck hervorzubringen, wo er die Wirkungen stärkerer Talente nicht erreichte. Diese männliche Anmuth hat ihn überall zu einem Liebling des Publicums gemacht, sie hat noch in seinen späten Lebensjahren die Jugend und die Frauen begeistert. Er wußte auf der Bühne zu stehen und zu gehen wie kein Anderer, er besaß eine ungewöhnliche Fertigkeit, seine Stimme jedem Theaterraum anzupassen, und jeden Raum vollkommen zu beherrschen, indem er durch den Wohlklang der Rede die Seelen der Hörer in eine nicht geringe Anzahl von Tonarten stimmte vom weichsten Gefühl bis zu schneidender Schärfe; er beherrschte auch die Scene mit bewundernswerther Sicherheit, und vermochte, wenn er wollte, seinen Mitspielern so leicht und gefällig das Spiel zu geben und wieder von ihnen anzunehmen, daß er zuerst die Herzen der Collegen für seine Kunst gewann.

Seine eigene Erfindung bewährte er in der Zeit, wo er jugendliche Liebhaber spielte, vielleicht am liebenswürdigsten in solchen Stücken, in denen die Dichterarbeit bescheiden war. Hier gab er auch dürftigen Rollen und unsicheren Umrissen ein eigenartiges Leben, indem er durch Stimme, Miene, Geberde einen feinen Charakterzusatz bot, eine besondere Färbung, die in der Regel sehr erfreulich wirkte. Solche schöne

Rolle war z. B. sein „Landwirth" in dem Stück der Prinzeß Amalie von Sachsen. In der Zeit seiner Kunstreise waren edlere Präsentationsrollen und hofmäßige Helden in französischen und deutschen Intriguenstücken, wie im „Glas Wasser" und in der „Marquise von Vilette" wahrhaft vollendete Leistungen. In den classischen Stücken der Deutschen aber gelangen ihm am besten solche Rollen wie Egmont, Leicester, Posa, in denen nicht starke Leidenschaft, sondern getragene Empfindung und edler Vortrag gefordert wurde. Das langwellige Pathos der Sprache Schiller's, die bewegte Recitation der tönenden Verse hatten in seiner Jugend das deutsche tragische Spiel vorzugsweise beeinflußt, er war in dieser Art der Darstellung heraufgekommen und er blieb bis zu seinem letzten Auftreten ein treuer Vertreter dieser Spielweise. Nicht ebenso gelang es ihm mit Shakespeare; für den Romeo fehlte ihm die Glut der Empfindung, für den Mercutio, eine gerühmte Rolle seiner späteren Zeit, der Humor, den er vergebens durch eine gemachte Munterkeit zu ersetzen suchte. Seine berühmteste Rolle war der Hamlet. Es hat für uns keinen großen Werth, daß er mit dieser Rolle auch den Engländern höchlich imponirte. Denn die englische Darstellung dieses Charakters war durch alte Ueberlieferungen der englischen Bühne und durch das Hineintragen späterer virtuoser Erfindungen und Gewaltsamkeiten allmählich in einer Weise verkünstelt und unfrei geworden, daß die typische Darstellung der englischen Schauspieler dem Schönheitsgefühl des modernen Englands nicht mehr Befriedigung gewährte. Da bot nun freilich das Maßvolle, Edelgehaltene in der Spielweise Emil Devrients gerade alles das, was der englischen Auffassung der Rolle zu sehr abhanden gekommen war. Er selbst wandte diesem Charakter durch viele Jahre liebevolle Arbeit zu und benutzte dafür die Ueberlieferungen berühmter Vorgänger mit verständiger Auswahl. Dennoch war sein Hamlet zwar eine ehrenwerthe und in Vielem wohlgelungene, aber keine reiche und volle

Schöpfung, etwas zu glatt und kühl verständig, das reiche Gemüthsleben und der Tiefsinn dieses warmherzigen Helden kamen nicht zu vollem Recht. Und es war kein Zufall, daß Dawison, der auf der Bühne so Manches häßlich machte und dem es so sehr an der Fähigkeit fehlte, heißer Empfindung vollen Ausdruck zu geben, wenigstens in den Momenten, wo die innere Verstörung Hamlets aus scharfsinniger Dialektik herausbricht, z. B. in der Scene mit den Schauspielern, sogar nach dem Urtheil der Dresdener Zuhörer Höheres leistete als Devrient. Emil aber gehörte zu den Schauspielern, welche in der Stille die Grenzen ihres Talentes recht wohl kennen, und darum mit dem Schatz, der ihnen zugetheilt ward, gut zu wirthschaften verstanden. Es ist für den, der ihn seit seiner Blüthezeit mit Antheil betrachtet hat, nicht schwer, die Grenzen seiner Darstellungskunst zu übersehen, und es ist auch nicht unnütz, gerade jetzt an diese Grenzen zu erinnern, wo in seinem Rollenfache das Maß für die Leistungen ein geringeres geworden ist. Denn er verdankt einen Theil seines Rufes allerdings dem Umstand, daß er in Vielem besser war, als das schwächere Künstlergeschlecht, welches neben ihm heraufwuchs. Der Ruhm aber wird ihm bleiben, daß er, ernsthaft und unbeirrt durch fremdländische Moden, sein Lebelang dem Schönen in der Kunst gedient hat bis an die äußerste Grenze seiner Kräfte, daß er nie roh, plump, gemein, häßlich gespielt hat, und daß er für einen großen Kreis von Aufgaben schöne Haltung, Anmuth und Adel auf unserer Bühne durch ein ganzes Menschenalter zur Erscheinung brachte. Vielleicht hat kein anderer von den Zeitgenossen so lange, so oft und so herzerfreuend die mächtigen Wirkungen der Schauspielkunst in die Seelen des Volkes geleitet als er.

Bogumil Dawison.

(Grenzboten 1855, Nr. 13.)

Als fahrender polnischer Schauspieler, der nur gebrochen deutsch sprach, kam Dawison nach herbem Kampfe mit der Noth des Lebens in Hamburg an und wurde daselbst von Maurice auf der deutschen Bühne eingeführt. Von dort ging er nach Paris, beobachtete und lernte. Seitdem haben Hamburg, Wien und Dresden seinen Ruf groß gezogen, und er, der geborene Pole, gehört in diesem Augenblick zu den wenigen Künstlern, welche in der deutschen Schauspielkunst eine ehrenvolle Stelle einnehmen.

Ruf und Tüchtigkeit sind ihm schnell gewachsen und er ist in unserer Zeit der reisenden Gastspieler auch darin eine auffallende Erscheinung, daß er einem großen Theil des deutschen Publicums erst als fertiger Künstler, auf dem Gipfel seiner Kraft, mit festem Spiel und ausgebildeter Technik bekannt wird. Er gehört keiner der deutschen Schulen an, welche den Brauch einer bessern Theaterzeit hier und da noch fest bewahrt haben, auch keinem Stil, wie er sich z. B. in Dresden durch langes Zusammenwirken tüchtiger Kräfte in den letzten zwanzig Jahren ausgebildet hat. Ja sein Wesen und sein Spiel stehen in einem Gegensatz sowohl gegen die feine, die kleinsten Einzelzüge sauber ausarbeitende Darstellung der älteren Wiener Künstler, als gegen das langsame, behagliche, besonnene Pathos der Dresdener Schule. Er ist spät bei uns heimisch geworden und seine Behandlung der Rollen, das sorgfältige Studium, das geistreiche, scharf zugespitzte Heraustreiben der einzelnen Wirkungen erinnern, wenn man auf Aehnliches zurückgehen will, vielmehr an einen Franzosen, als an einen großen Künstler der deutschen Vergangenheit.

Was er für die Kunst mitbrachte, war im Ganzen günstig: stattliche Mittelgröße, kräftigen Körper, ein ausdrucvolles, für viele Masken vorzüglich geeignetes Gesicht, Augen von leb=

hafter und wechselnder Sprache, mit schräg nach der Nase herabgeschwungenen Brauen, welche für schlaue und finstere Köpfe vortrefflich geeignet sind. Dazu einen eisernen Fleiß, den man aus jeder Rolle erkennt, die Gewohnheit, in einer Weise auswendig zu lernen, wie sie bei deutschen Schauspielern sehr selten ist, große Lebendigkeit und Feinheit der Empfindung, einen scharfsinnigen, sehr bildungsfähigen Geist und die Haltung eines Mannes, der viel in seinem Leben erfahren haben mag und mit Bewußtsein und großer Energie auf ein bestimmtes Ziel: glänzende Erfolge losgeht. Nicht ganz so günstig war sein Organ. Von großem Umfange und nicht gewöhnlicher Dauerbarkeit war es doch in den mittleren Tonlagen nicht stark und klangvoll, und dies, sowie die polnische Redeweise, hat ihn früh dazu gebracht, mehr als dem Deutschen eigen ist, die hohe Tenorlage zu benutzen. Er spricht das Deutsche meisterhaft, jede Silbe verständlich, im Nothfall mit reißender Schnelligkeit, und seine Sprache wird vollständig beherrscht von Empfindung und Willen. Ja er ist darin Meister, es gibt für ihn kaum eine sprachliche Schwierigkeit, und die meisten deutschen Schauspieler könnten von ihm, dem Fremden, lernen, wie man schnell, charakteristisch und dabei Allen verständlich reden muß. Aber dazwischen klingen fremde Accente und kreischende Töne durch, ungewöhnliche Modulation und schneller Wechsel der Tonlage erinnern bei jeder Rolle daran, daß er nicht von Klein auf zu uns gehört.

Seine Auffassung der Rollen ist ebenfalls bezeichnend. Er ist merkwürdig frei von den deutschen Ueberlieferungen, welche bei uns nirgend stark genug sind, um den mittelmäßigen Schauspieler über dem Wasser zu halten, aber auch bei den bessern oft als gedankenlose Nachahmung von Geschlecht zu Geschlecht sich fortgepflanzt haben. Für Dawison ist diese größere Freiheit von überlieferter Spielweise im Ganzen ein Vortheil gewesen, weil sie ihm eignes Denken in jedem Augenblick nothwendig machte; zuweilen aber hat sie sich bei ihm

als gefährlich gezeigt. Denn das Charakteristische seiner Rollenauffassung ist, daß er mit einer gewissen leichtherzigen Freiheit sich die Seite der darzustellenden Rolle hervorsucht, welche ihm bei seiner Naturanlage besonders wirksam erscheint.

Jeder Künstler wird etwas Aehnliches thun, aber bei jedem wird das Verhältniß verschieden sein, in welchem die unmittelbare schöpferische Kraft zu dem Nachdenken steht, und die Art, wie beide beherrscht werden durch die allgemeine Bildung, durch Temperament, Gemüthsrichtung des Künstlers. Einer genialen Kraft wird das Bedeutsame der Rolle, wie sich dies in den einzelnen Momenten äußert, schnell und mächtig, wie eine Anschauung, aufschießen. Ein solcher Darsteller wird ohne vieles Nachdenken das Wesen des darzustellenden Charakters auf's Lebhafteste empfinden, und die verschiedenen Momente seiner Darstellung werden mit instinctartiger Folgerichtigkeit sich mit allen Einzelheiten wie von selbst in seiner Phantasie entwickeln. Eine solche geniale Naturkraft, die größte, welche Deutschland gehabt hat, war Schröder, in beschränkterer Weise mit vielen Unarten Fleck, zuletzt Ludwig Devrient. Die großen Rollen solcher Künstler haben den Vorzug, eine dämonische Wirkung auf den Zuschauer auszuüben, sie sind aus einem Guß, bei allen Unvollkommenheiten im Einzelnen etwas Großes und Fertiges. Aber nur selten erscheint die schaffende Kraft in der Seele eines darstellenden Künstlers so mächtig, daß sie ihn selbst unwiderstehlich zwingt und alle Momente seiner Darstellung erfüllt, bei den meisten Talenten unserer Künstlerwelt springt dieses Schöpferische nur in einzelnen Momenten beim Studium der Rolle so energisch hervor, daß es Ton, Haltung, Geberde, die Einzelheiten des Spiels schnell und gewaltig in der Seele des Künstlers aufblitzen macht. Viele Scenen werden erst durch Nachdenken mit diesen gefundenen Momenten in Verbindung gebracht, die Erfindung schafft da nicht mehr aus dem Vollen, sondern sie arbeitet leise, mit Unterbrechungen, sie will unterstützt sein durch jede andere

Art von geistiger Arbeit, und in manchen Momenten bleibt sie vielleicht ganz weg, und die alltägliche Spielphrase tritt störend als Lückenbüßer in die Empfindung. An solchen Talenten schätzen wir nächst dem Reichthum ihrer Technik die Treue und Sorgfalt, mit welcher sie in die Empfindung des Dichters sich hineinzuleben suchen, und wir sind bei ihnen vorzugsweise kritisch in der Wahl der Mittel, durch welche sie ihre Wirkungen hervorbringen. Ein sehr anziehendes Beispiel solches Talents war Seydelmann. Langsam und schwer entwickelte sich seine Kraft für die Einzelzüge der Rolle, ein sehr sorgfältiges und vielfaches Studium war für ihn nöthig, um den darzustellenden Charakter sich so klar zu machen, daß er ihn fassen konnte; Alles war bei ihm vorher bedacht, ängstlich abgewogen, oft mit peinlicher Genauigkeit zurechtgelegt. Mit großer Pietät suchte er die Absichten des Dichters auf, er vertiefte sich gern in Feinheiten und arbeitete mit unermüdlicher Genauigkeit auch die unbedeutendste Einzelheit heraus, um durch sie zu wirken. Nie hat ein Schauspieler größere Sorgfalt auf die Maske gewandt, wohl keiner arbeitete noch während der Vorstellung soviel mit dem Kopf. Jede Rolle wurde für ihn eine mühevolle und bedrängende Arbeit. Daher machten zwar alle seine großen Rollen den Eindruck einer Fertigkeit, Abgeschlossenheit und der allerzweckmäßigsten Verwendung der Wirkungen, aber er war auch zuweilen in Gefahr, zu viel in der Rolle zu künsteln, Feinheiten hineinzutragen und schlaue Mittel zu gebrauchen; man sah seinen Darstellungen nicht selten die Arbeit an, auch wo er Virtuosenstückchen machte, war der emsige, ernste, hypochondrische Mann nicht zu verkennen, — immer vorausgesetzt, daß er auch dabei ein Mann von Bildung und einer sehr bedeutenden Technik war. Bekannt ist z. B. seine Darstellung des Carlos im Clavigo und des Mephistopheles. Wenn er als Carlos in der Ueberredungsscene das Spiel des Clavigo in unbilliger Weise totschlug dadurch, daß er gegenüber dem Unschlüssigen, Beweg-

lichen, Schwankenden während der ganzen Scene mit eiserner Ruhe, mit untergeschlagenen Armen, den Rücken an den Schreibtisch gelehnt, ohne eine Bewegung des Körpers spielte, so war diese virtuose Wirkung das Ergebniß einer Ueberlegung, welche ihn verleitete, dem Gegensatz zwischen den beiden Charakteren nicht einen lebendigen, sondern einen symbolischen Ausdruck zu geben. Und wenn er als Mephistopheles das, was der Rolle fehlt, Geschlossenheit des Charakters, dadurch herzustellen suchte, daß er die Holzschnittfigur des Teufels in den deutschen Volksbüchern idealisirte und das Gespenstige, Fratzenhafte, den hinkenden Fuß, die wunderlichen Geberden mit einem ängstlichen Fleiß festzustellen suchte, so war auch dies die Frucht eines eifrigen und pflichtgetreuen Nachdenkens.

Auch Dawison ist ein Talent, welches sich viele Wirkungen sorgfältig vorbereitet und durch Reflexion klar macht. Er arbeitet an seinen Rollen nicht weniger fleißig, als Seydelmann; auch ihm begegnet zuweilen, daß man die Absicht aus seinem Spiel heraussieht und dadurch erkältet wird, aber in andrer Beziehung ist er ein auffallender Gegensatz zu dem verstorbenen Deutschen. Während Seydelmann über einer getreuen, den Absichten des Dichters entsprechenden Auffassung emsig brütete, macht sich's Dawisons elastischer und lebhafter Geist bequemer. Die Idee, welche er in der Rolle sucht, ist moderner, schärfer ausgeprägt und zugespitzt, er ist geneigt, die Rollen zu benutzen, um eine möglichst große Wirkung seiner Eigenart zur Geltung zu bringen, über gelegentlichen Zwiespalt, in welchen seine Auffassung mit dem übrigen Inhalt des Stückes kommt, geht er leicht weg. Was ihm an den Charakteren am lebhaftesten aufschießt, sind die Momente, in welchen die dialektische Eigenthümlichkeit derselben deutlich zu Tage kommt. Ihre Monologe, Selbstbetrachtungen, die Sophistik der Leidenschaft locken ihn zumeist und in solchen Scenen ist sein Spiel meisterhaft. Es ist kein Zufall, daß unter seinen großen Lieblingsrollen, Carlos, Othello, Richard III. und Franz Moor, drei sind, Hamlet, Mephisto und Franz, in

denen aus verschiedenen Gründen die Dichterarbeit dem Schauspieler große Freiheit läßt, den Charakter nach seinem persönlichen Bedürfniß zu nüanciren.

Jede Darstellung des Hamlets hat mit der Schwierigkeit zu kämpfen, daß dieser Charakter, scheinbar vom Dichter mit solchen Einzelzügen ausgeführt, wie wenige, doch in seiner innern Anlage mehr Lücken und Ungleichmäßigkeiten zeigt, als irgend ein anderer, den Shakespeare geschaffen hat. Wir wissen, daß mehrfache Ueberarbeitung eines auf der Bühne bereits heimischen Stückes solche Uebelstände fast unvermeidlich macht. Was der große Dichter in den fast porträtartigen Zügen, welche er dem Helden bei der letzten Ueberarbeitung gegeben hat, und mit den prachtvollen Selbstgesprächen ungefähr hat sagen wollen, ist leicht zu verstehen, aber daneben ist Manches aus der alten Vorlage geblieben, woran der Darsteller immer anstoßen wird, die rohe und zerbröckelnde Handlung des zweiten Theils, der unbefriedigende Theaterschluß und vor allem die Ausführung des entscheidenden Momentes, die Scene, wo der König zu beten versucht und Hamlet durch das Zimmer schleicht, ohne ihn zu töten. Hier ist in dem Selbstgespräch Hamlets für den Darsteller eine Lücke, welche der jetzt üblichen scenischen Anordnung des Stückes zur Last fällt. Wenn Hamlet den Degen gegen den König zückt und wenn gleich darauf eine sophistische Betrachtung, wortreich und zugespitzt, wie sie der Mensch sich nachträglich zur Beschönigung seiner Feigheit zurechtlegt, aus seinem Munde fließt, so ist diese Rhetorik, unvermittelt wie sie jetzt in der Rolle steht, unwahr, sie täuscht über den Charakter und es ist nicht zu ersehen, welches moralische Gewicht ihr der Dichter selbst beilegt. Verständlich wird Hamlet's Charakter in dieser Scene, von welcher Alles abhängt, nur, wenn man ihm in dem Augenblick, wo er den König erstechen will, die Schwäche, die hier am richtigsten als physischer Schauder vor der Blutthat sich äußern würde, deutlich ansieht. Das durfte nicht dem Schauspieler allein über-

lassen bleiben; es war, da es der Angelpunkt des Charakters ist, auch im Text auszuführen. Die Auffassung dieser Rolle durch Dawison ist: ein geistreicher Sonderling, welcher mit einer Phrase und Zungenfertigkeit sich über jeden Entschluß weghilft, der sich selbst in der Phrase berauscht und emporschraubt, und wenn er ausgesprochen hat, gebrochen zusammenfällt. Mit großer Feinheit und Eleganz hat er alle dahin zielenden Scenen ausgearbeitet; der Genuß, mit welchem Hamlet spricht, die etwas blasirte Art, wie er seine barocken Scherze gegen die Hofleute herabfallen läßt, ist vortrefflich, die nachlässige Weise, mit welcher der Königssohn gegen Laertes ficht, hebt selbst diese sonst matte Scene. Dagegen ist in den Augenblicken, wo Grausen und ein wilder Schreck die Seele Hamlet's erschüttern, das Spiel des Künstlers nicht ebenso lobenswerth. Es sind zu viel Kunstmittel aufgewandt, ohne daß sie immer helfen, dem Hörer die charakteristischen Eindrücke zu machen. Wenn Hamlet vor seiner ersten Anrede des Geistes die Hand zweimal ausstreckt und sie zurückzieht, dann nur unarticulirte Laute hervorbringt, so wirkt das so, wie es gemacht wird, nur befremdend, man merkt die Absicht, man sieht die Arbeit. — Von den Sprechrollen Dawisons ist Mephistopheles vielleicht die glänzendste. Mit Geist hat er sich darauf beschränkt, bei dieser undarstellbaren Partie nichts Anderes zu sein, als ein gewandter Ausleger der Worte des Dichters. Seine Maske ist gut, Sprache und Geberden sind bescheiden und zweckmäßig.*) Auch als Franz Moor versteht er eine Mäßigung zu zeigen, welche sicher nicht der Absicht des jungen Schiller entspricht und für das Stück selbst von zweifelhaftem Vortheil ist, weil sie auf den Charakter des Karl drückt und das Gesammtbild des

---

*) Dem Flohlied wünscht man etwas mehr Feinheit im Vortrage, gerade bei seiner Auffassung der Rolle, und der Scene mit Martha weniger groteskes Behagen. Dagegen werden wieder die letzten Scenen, in denen er dem Faust dämonischer gegenübertritt, sehr verständig behandelt.

ungeheuerlichen Stückes verzieht, über die aber doch dem Darsteller in diesem Fall kein Vorwurf zu machen ist. Denn wo der Dichter neben genialen Einfällen so vieles Seltsame und Unverständliche gemacht, wird der bedeutende Darsteller der einzelnen Rolle eine größere Freiheit beanspruchen dürfen, dieselbe sich und dem Zuschauer verständlich zu machen. Dawison ist als Franz wieder der überlegene aristokratische Geist, der in seiner Jugend von den thörichten Eltern dem hübschen Rüpel Karl nachgesetzt und dadurch verbittert und mit seinen mächtigen Anlagen zur Sünde geführt wurde. Was bei anderen Rollen zuweilen stört, die fremden Accente der Rede, ein virtuoses Spielen mit schroffen Absätzen und gewaltsamen Wirkungen, das steht dieser Rolle natürlich.

In ähnlicher Weise weiß Dawison im Carlos die schöne Dialektik des kalten Mannes dadurch zu unterstützen, daß er den Carlos in Maske und Färbung der Sprache als verbitterten Sonderling darstellt, der Alles, was er von Herz und Liebe hat, dem glänzenden Clavigo zutheilt. — Bei allen diesen Rollen scheint der Vorgang seines Schaffens der zu sein, daß er sich für die gewandte Rede und für die Reflexionen seiner Charaktere einen menschlichen Hintergrund sucht, welcher sie in den Schranken ihrer Persönlichkeit so human und der Theilnahme würdig als möglich erscheinen läßt. Dieses gilt selbst von seinem Mephisto, an dem höchlich zu loben ist, daß er sich mehr als Schalk, wie als Dämon geberdet. Die Partie des Othello, in welcher eine finstere Leidenschaft in allmählicher Steigerung bis zur höchsten dramatischen Wirkung gebracht wird, gilt insgemein für die größte seiner Leistungen. Sie ist vortrefflich und besonnen angelegt, und die ersten Acte machen eine reine und starke Wirkung. Auch die Steigerung der Leidenschaft ist mit weiser Maßhaltung eingerichtet und einzelne Stellen in den letzten Acten sind ausgezeichnet. Nur tritt hier, wie in allen Scenen starker Leidenschaft, für Dawison eine Gefahr ein: seine Mittel, sie darzustellen, sind begrenzt. Einzelne

Accente, namentlich von unterdrückter Wuth, alle gedeckten Gefühle weiß er meisterhaft auszudrücken. Der volle Strom einer losbrechenden Glut steht ihm nicht ebenso natürlich; er wendet dabei leicht zu viel Kunst an, in seiner Stimme, deren Klang dann in einzelnen Momenten unschön wird, und in seinem Geberdenspiel, welches leicht übertreibt. Bei solchen Rollen haben die Bewunderer seines Talents die Pflicht, ihn an das zu erinnern, was er sonst bei Auffassung seiner Charaktere in so hohem Grade besitzt, Takt und Maß, denn niemals war die Gefahr so groß, als in unserer Zeit, daß sich ein starkes Talent, welches durch die Bewunderung des Publicums erhoben wird, im Virtuosenthum verliert, daß ihm kunstvolle Einzelheiten die Hauptsache werden und die Frage in den Hintergrund tritt, ob die hervorgebrachten Wirkungen auch wahr und schön sind.

Fürst und Künstler.

(Grenzboten 1866, Nr. 1.)

Noch immer unterhalten die Zeitungen das Publicum mit den Vorgängen, welche in einer süddeutschen Residenz den viel besprochenen Vertreter der modernen musikalischen Richtung aus der Nähe eines jungen Königs verbannt haben. Es ist nicht Beruf dieses Blattes, die Einzelheiten dieser Angelegenheit zu beurtheilen und über Recht und Unrecht zu entscheiden, dazu fehlt uns nicht nur genaue Kenntniß der Menschen, welche dabei thätig waren, sondern ebenso sehr die Ueberzeugung, daß eine öffentliche Besprechung irgendwelchen Nutzen stiften könne. Im Ganzen wird man auch hier das alte Leid erkennen, welches sich an dergleichen Verhältnisse zwischen vornehmen Herren und ihren Vertrauten aus der Kunstwelt zu hängen pflegt. Der Gönner gibt sich eine Zeit lang freudig den erhebenden

Eindrücken hin, welche die Kunst auf die Seelen der Menschen ausübt, er ist geneigt, das Schöne und Große, welches ihm die Kunst gegeben, auch dem Künstler zuzutrauen und einen Theil seines eigenen Urtheils in die Hand des Künstlers zu geben. Der Künstler aber, in neue Verhältnisse versetzt, übermäßig erregt durch die glänzenden Farben, welche auf einmal sein Leben erfüllen, breitet sich anspruchsvoll und herrschlustig aus. Er tritt in Gegensatz zu den Gepflogenheiten des Hofes, zu Sitte und Brauch seiner neuen Umgebung, Mehrern wird er lästig, welche mit oder ohne Recht einen Einfluß auf den Fürsten beanspruchen, Andere feindet er selbst an, allmählich vereinigen sich Viele zum Kampfe gegen ihn: er hat Blößen gegeben und er unterliegt endlich, der Traum seiner Bedeutung zerrinnt, und beide, der Fürst und er, haben eine Einbuße erfahren, denn mit Opfern bezahlen beide eine Enttäuschung. Dergleichen ist schon vor Tasso stärkeren Männern begegnet, als Herr Wagner ist, und Fürsten, die eine längere Erfahrung hatten, als der junge König von Baiern. Immer aber liegt etwas Trauriges in solchem Vorfall, denn die freundliche Neigung eines mächtigen Fürsten zu einem wahren Künstler kann für die Kunst selbst von Bedeutung werden und in dem menschlichen Verhältniß ist in der That ein idealer Inhalt, welcher beiden, dem Fürsten und dem Künstler, das Herz erhob.

Wir suchen die Lehre, welche durch das Unsichere einer solchen Verbindung für beide Theile verkündet wird. Es ist eine alte, längst bekannte Wahrheit. Mißlich ist zuerst für den Fürsten, einen Künstler zu seinem Vertrauten zu wählen. Dieser ist unumschränkter Herrscher in einem vornehmen Gebiet des menschlichen Schaffens, er ist gewöhnt, frei spielend in dem Kreise seiner Anschauungen zu walten, ist in der Regel schnell in Neigung und Abneigung, dem Leben gegenüber reizbar und leicht bestimmt. Er schaltet mit einer gewissen Willkür im Reich seiner Träume, er ist geneigt, auch die Wirklichkeit, welche ihn um-

gibt, obenhin und eigenwillig zu behandeln, und sein Urtheil über Verhältnisse der wirklich bestehenden Welt ist keineswegs so sicher und zuverlässig, als vielleicht sein Verständniß des Schönen und Wirksamen in seiner Kunst. Was der Fürst an seinem Vertrauten nicht entbehren kann, ruhiges und bescheidenes Gleichgewicht, rücksichtsvolle Behandlung der Menschen und Geschäfte, gerade diese schätzenswerthen Eigenschaften hat der Künstler durch sein Leben wahrscheinlich nicht erworben. So geschieht es, daß der Gönner bald mit dem Scharfblick, der auch einer mäßigen Kraft im regen Verkehr mit verschieden geformten Menschen entwickelt wird, das Unpraktische und Unfertige an seinem neuen Freunde lebhaft empfindet, und daß er endlich enttäuscht nur in fürstlicher Nachsicht oder Klugheit ein Verhältniß fortsetzt, dessen Reiz für ihn geschwunden ist, wenn er es nicht gar abbricht.

Es hat in Deutschland eine Zeit gegeben, wo die Gunst der Mächtigen dem Künstler unentbehrlich war. Sie vorzugsweise gaben ihm durch ihre Aufträge die Möglichkeit zu gedeihen, sie boten seinem äußern Leben Schutz und Schirm, in ihren Kreisen waren vorzugsweise die Charaktere und Stimmungen, die sichere und selbstbewußte Auffassung des Lebens zu finden, die der Künstler für seine Kunst nicht missen kann. Diese Zeit ist nicht mehr. Die Kunst der Gegenwart wird von der ganzen Nation getragen; wenn dem Künstler gelingt, ihren Herzschlag in seinen Kunstwerken wiederzugeben, bedarf auch sein äußeres Leben keiner anderen Stütze. Unsere Fürsten aber sind ebenfalls tief von den realen Interessen der Zeit umfangen, sie sind Geschäftsmänner geworden wie wir andern auch, ihr hoher Beruf fordert so vielfachen Aufwand ihrer Theilnahme, daß ihnen die Kunst, gerade wenn sie ihrem Beruf Genüge thun, nur Zierde und Unterhaltung weniger Stunden werden kann. Wenn sie sich auch mit Kunstinteressen umgeben, so thun sie dies doch meistens nur mit flüchtigem Antheil oder aus dem Bestreben, Bedeutendes zum Schmuck ihres

Lebens an sich zu fesseln. Eine wirkliche, warme und herzliche Freude an dem Werdenden in der Kunst ist bei den Regenten größerer Staaten nur selten und wird nach dem Lauf der Dinge noch seltner werden. Sie selbst müssen zufrieden sein, sich einigermaßen die reichen Früchte der schöpferischen Volkskraft zugänglich zu machen, und vermögen nicht mehr als Kunstkenner und Kunstrichter den Vorrang vor andern Sterblichen zu behaupten. Ja sogar als Auftraggeber sind sie nicht nach allen Richtungen die vermögendsten Förderer der Kunst. Viele der deutschen Landesherren sind reich unter uns angesiedelt, aber sie schalten nicht mehr unbeschränkt mit dem Staatssäckel, und der Bedarf ihrer gewohnten fürstlichen Lebensführung, die Ansprüche, welche an ihre Privatschatulle gemacht werden, sind ebenfalls in rascher Steigerung begriffen. Schon bieten wohlhabende Gemeinden und reiche Privatleute den meisten Künsten reichlichere Beschäftigung, als unsere Fürsten zu geben vermögen. Für das persönliche Selbstgefühl des Künstlers sind diese neueren Förderer weit bequemer, für seine Kunst lassen sie allerdings auch noch zu wünschen übrig. Unsere Hoftheater z. B. sind im Ganzen immer noch besser, als die Stadttheater.

Wenn der Künstler aber Diener eines Fürsten wird, als Beamter des Staates oder des Hofes, so wird er dem Ehrgeiz entsagen müssen, Vertrauter zu werden oder ein Geschäftsmann seines Herrn, der sich auch um Anderes kümmert als um seine Kunst. An dem gewählten Lebensberuf festhalten und bescheiden nichts Anderes treiben, das ist Pflicht in unserer unsicher vorwärtsringenden Zeit, wo dem Künstler die Lehrzeit nicht kurz zugemessen ist, die Meisterschaft schwer erworben wird. Auch von dem Künstler gilt, daß er zu einer Specialität seines Faches werden muß, um in der Kunst das Höchste zu leisten. Es ist nur Wenigen vergönnt, sowohl Landschafter als Historienmaler, Operncomponist und Meister der Concertmusik zu werden.

Und geht man der Sache auf den Grund, so gehört der Künstler doch in die Kreise der menschlichen Gesellschaft, in denen er vorzugsweise die Vorbilder für seine Kunstgebilde, sowie das wärmste Verständniß für seine Werke findet. Billige Schätzung kann nicht zugeben, daß zur Zeit unsere Fürstenhöfe vorzugsweise solche Stätten sind. Wie fein und reich ausgebildet dort die Formen des Verkehrs, wie edel gehalten der Ausdruck einer menschlichen Empfindung dort sein möge — und diese Vorzüge haben nicht wenige unserer Höfe bewahrt —, ungleich reicher, frischer, unbefangener und charakteristischer äußert sich jetzt die Lebenskraft des Volkes in den mitteln Schichten der Gesellschaft, welche gleich weit entfernt von der Absonderung der Höhe und dem beschränkten Blick der Tiefe Bewahrer und Verbesserer unserer Bildung, unseres Wohlstandes, unserer Sitte sind. Den Historienmaler wird doch wahrscheinlich der Verkehr mit Solchen am besten fördern, deren Freude an unserer historischen Entwickelung vorzugsweise innig ist, den Musiker der Verkehr mit den Gemüthvollsten aus der großen Schaar gebildeter Hörer; sogar der tragische Held und Tyrannenspieler wird in dem vorsichtig gehaltenen Wesen unserer großen Herren nicht mehr ganz das Ideal seiner Helden erkennen, und ebensowenig der Bildhauer, welcher den Ehrgeiz hätte, nur Reiterstatuen zu modelliren, d. h. die heldenmäßigen Gebilde, welche unsere erlauchten Herren immer noch für ein Hausprivilegium fürstlichen Blutes halten.

Der Künstler hat thatsächlich aufgehört Tischgänger der Vornehmen zu sein, er ist der Schützling eines großen Volkes geworden, und er soll sich hüten, diese unabhängige Stellung aufzugeben.

Der Streit über das Judenthum in der Musik.

(Grenzboten 1869, Nr. 22.)

Wir haben vermieden, die herausfordernde Schrift Wagner's „das Judenthum in der Musik“ und die zahlreichen Entgegnungen seiner gekränkten Bewunderer und Gegner zu besprechen, obgleich beide Parteien Veranlassung zu heiterer Kritik gaben. Wir halten aber gegenwärtig einen ernsten Angriff auf das jüdische Wesen unter uns nach keiner Richtung für zeitgemäß, nicht in Politik, nicht in Gesellschaft, nicht in Wissenschaft und Kunst; denn auf allen diesen Gebieten sind unsere Mitbürger israelitischen Glaubens werthe Bundesgenossen nach guten Zielen, auf keinem Gebiete sind sie vorzugsweise Vertreter einer Richtung, welche wir für gemeinschädlich halten müssen. Es hat Jahre gegeben, in denen die Stimmführer einer wüsten Demokratie zum großen Theile junge Männer jüdischen Glaubens waren — wir wissen wohl warum —, jetzt bilden weit andere Elemente die äußerste Linke, welche aus den arbeitenden Classen der christlichen Bevölkerung heraufdringt. In Handel und Verkehr galten lange Zeit die Juden für die Hauptspeculanten bei gewagten Börsengeschäften und einem großartigen Geldwucher; sie haben auch diesen Ruhm an Christen abtreten müssen, es sind bei uns jetzt Fürsten und Häupter alten Landadels, welche unsolide Geldgeschäfte begünstigen, den Unternehmergewinn einziehen und die Actionäre durch ihren Namen verlocken; die Rothschilde sind beinahe auf den Standpunkt altfränkischer Geschäftsleute zurückgedrängt und angesehene jüdische Firmen unserer Hauptstädte gehören zu den ehrbarsten Gegnern des neuzeitlichen Actienschwindels. In unserer Poesie und Literatur war an den Nachtretern von Börne und Heine eine Richtung zu bekämpfen, welche in dem Bestreben, witzig zu sein, frech gegen die Kunst und unsere gesellschaftliche Lebensordnung wurde; auch diese Verirrung einer

schwachen und begehrlichen Zeit ist durch den politischen Ernst der Gegenwart überwunden. Selbst der kleine unartige „Kladderadatsch“ hat seine großen Augenblicke, wo er sich patriotischer Wärme nicht entschlägt.

Es sind jetzt ungefähr hundert Jahre her, seit Moses Mendelssohn in Berlin nur darum geduldet wurde, weil er im Manufacturgeschäft des reichen Schutzjuden und Seidenfabrikanten Bernard beschäftigt wurde, und wo Abba Glozk, der jüdische Philosoph aus Polen, auf der Landstraße vor Hunger umkam, weil ihn die rechtgläubigen Juden verflucht, gebannt, gegeißelt und seiner geschriebenen Werke beraubt hatten. Wer mit erhebendem Gefühl die Fortschritte unserer Nation in den letzten hundert Jahren betrachten will, der möge vor Allem auf die Wandlungen blicken, welche unsere jüdischen Mitbürger unter der befreienden Einwirkung moderner Bildung gemacht haben. Sie selbst haben jedes Recht, sich ihrer energischen Lebenskraft und Bildungsfähigkeit zu freuen; auch wir dürfen mit einiger Befriedigung sagen, daß nur noch die letzten Ueberreste alter Ueberlieferung und Unduldsamkeit zu überwinden sind, um die Herzen und Geister der deutschen Juden völlig in unser Volksthum einzuschließen. Es ist natürlich, daß während dieser Uebergangszeit in ihrem Wesen hie und da noch Auffallendes oder nicht Löbliches zu Tage kommt, und sie müssen es sich gefallen lassen, wenn solche Schwächen und Verkehrtheiten aus der Zeit der Unfreiheit gelegentlich einmal mit und ohne Laune als jüdische Eigenthümlichkeiten besprochen werden. Wir werden freilich auch natürlich finden, wenn sie gegen solche Besprechung besonders empfindlich sind, denn sie ringen immer noch nach Sicherheit ihrer gesellschaftlichen Stellung und fühlen immer noch die Nachwehen des harten Druckes, welcher zur Zeit unserer Großväter auf ihnen lag.

Die Juden haben auch in der Zeit ihrer Unfreiheit unserer Wissenschaft und Kunst unter sehr ungünstigen Verhältnissen eine große Zahl bedeutender Namen geliefert. Wenn

wir nur bis auf Baruch Spinoza zurückblicken, wie lang die Reihe starker Talente aus ihren alten Familien! Es ist nicht schwer, bei einer großen Anzahl derselben gewisse gemeinsame Eigenthümlichkeiten zu erkennen, sowohl an den Vorzügen, welche sie besitzen, als an dem, was sie entbehren, und die Versuchung liegt nahe, dies Besondere als jüdische Art gegenüber der germanischen zu fassen. Aber wir haben Ursache, mit Mißtrauen auch auf solche Schlüsse zu sehen, welche eine vorurtheilsfreie Betrachtung dieser Eigenthümlichkeiten nahe legt, denn es ist menschlicher Einsicht unmöglich, zu entscheiden, was dem Wesen der Juden an sich, immer und für alle Zeit von Vorzügen und Schwächen zugetheilt ist, und was nur deshalb häufig an ihrem Geschlecht zu Tage kommt, weil sie sich alle aus einem unsicheren politischen und socialen Dasein und aus einem Bildungskreise, der noch nicht ganz der unsrige ist, heraufgearbeitet haben.

Es liegt nahe, eine häufig wiederkehrende übergroße Freude an Wortwitz und sophistischer Beweisführung als letzten Ueberrest einer Geistesrichtung aufzufassen, welche durch die tausendjährige Beschäftigung mit der spitzfindigen Dialektik alter Religionslehrer und durch massenhaftes Auswendiglernen ihrer Erklärungen in die Seelen der Juden gekommen ist; aber die scholastische Weisheit des Talmud ist keineswegs eine Blüthe rein jüdischen Wesens, die Pedanterie der Byzantiner und die hölzerne Scholastik mittelalterlicher Klöster haben fast genau dieselbe Art der Erörterung, der Beweisführung, der Begriffsbestimmungen hervorgebracht und diese wunderliche Bildung dauerte bei den Juden nur länger und einflußreicher; sie wurde ebenso sehr durch den Haß der Christen erhalten, als durch die enge Verbindung mit dem jüdischen Gottesdienst. — Es ist ferner leicht zu beobachten, daß auch dem warmen und ehrlichen Gefühl unserer jüdischen Landsleute sehr häufig der reiche und schöne Ausdruck fehlt, und daß sie, gemüthlich erregt, zwar herbes leidenschaftliches Pathos finden, daß ihnen aber der Ausdruck inniger

und schöngewogener Empfindung in Worten und Tönen, in plastischem Ausdruck, in mimischer Gestaltung besonders schwer wird, und daß sie aus der Befangenheit starker Eindrücke sich durch einen störenden Witz, eine kalte Betrachtung zu befreien lieben. Dem armen Dawison gelang nie, als Carlos im Clavigo die letzten beiden Worte seiner Rolle, die große Probe für Charakterspieler, gut herauszubringen, und Heine, der so meisterhaft verstand, die herzinnigen Klänge des deutschen Volksliedes in moderne Empfindungsweise umzusetzen, verdarb sich oft die reinen Wirkungen durch die abgeschmackten Mißklänge, welche ihm für originell galten. Es ist endlich keine neue Beobachtung, daß der Scherz und der Tiefsinn unserer jüdischen Freunde echter Fröhlichkeit und des befreienden Humors häufig ermangeln. Aber wer darf sagen, daß voller Ausdruck schöner Empfindung ihrer nationalen Anlage versagt ist, da ihr hartes Erdenschicksal sie bis zur Gegenwart zwang, ihr ganzes kräftiges Gemüthsleben vor Haß und Spott heimlich im verschlossenen Hause zu bergen, und wie sollte die heitere Liebe zum Leben und das kräftige sichere Behagen, die Grundlagen alles Humors, in einem gedrückten und verfolgten Geschlechte gedeihen? Uns scheint, daß es ehrlicher und christlicher wäre, die tüchtigen Seiten des jüdischen Wesens, welche sich in einem langen Jahrtausend der Unfreiheit und Absonderung ausgebildet haben, auf Rechnung ihrer nationalen Kraft zu schreiben, als da eine nationale Unkraft zu schelten, wo die werthvollen Leistungen Einzelner unter ihnen etwa gemeinsame Mängel erweisen. Solche Behauptung beruht auf allzu unsicheren Annahmen, um mit feierlichem Ernst öffentlich ausgesprochen zu werden, sie kann jeden nächsten Tag durch eine bedeutsame Thatsache widerlegt werden.

Wir haben gar nicht die Absicht, zu untersuchen, ob jüdische Componisten und Virtuosen, welche dem Zuge der Zeit ebenso folgten wie die Christen, der neuzeitlichen Musik mehr Segen oder Unsegen gebracht haben. Denn wir Nichtjuden haben auch

in der Musik das Recht verloren, unseren jüdischen Künstlern Einseitigkeiten vorzuwerfen, und zwar befürchten wir, daß gerade Herr Wagner in seinen eigenen Werken die Eigenthümlichkeiten und Schwächen, welche nicht selten an jüdischen Künstlern getadelt worden sind, in höchst ausgezeichneter Weise an den Tag gelegt hat, wenn er dieselben auch ein wenig anders aufgeputzt zeigt, als seine Vorgänger. Im Sinne seiner Broschüre erscheint er selbst als der größte Jude. Die Effecthascherei, das anspruchsvolle und kalt überlegte Streben nach Wirkungen, welche nicht durch sicheren Kunstgeschmack hervorgebracht werden, der Mangel an Fähigkeit, musikalischer Empfindung ihren melodischen und harmonischen Ausdruck rein und voll zu geben, die übergroße, nervöse Unruhe, Freude am Seltsamen und Gesuchten, das Bestreben, durch witzigen Einfall und äußerliche Kunstmittel die gelegentliche Schwäche seiner musikalischen Erfindung zu decken, dazu selbst das große Talent für raffinirte Regie der Effecte, endlich hinter Allem statt eines sicheren, starken Künstlergemüths, in welchem die Form mit dem Inhalt mühelos sich ausbildet, unerzogene Anmaßung eines eigenwilligen Dilettanten, welcher begehrlich über die Grenzen seiner Kunst hinausfährt und Gesetzen der Schönheit auch deshalb widerspricht, weil er ihnen zu folgen außer Stande ist; ein abenteuerlicher Sinn, der im Ungeheuerlichen Befriedigung sucht, unbekümmert darum, ob durch seine Arbeit Sänger, Orchester und der schöne Gesammtbau des musikalischen Dramas verwüstet werden. Solche Schwäche und Unart finden wir überall in seinen Werken neben Theilstücken von wahrhaft schöner, zuweilen wahrhaft hinreißender Erfindung. Diese Beschaffenheit seiner merkwürdigen und für unsere Musik verhängnißvollen Begabung scheint uns gerade eine solche zu sein, welche in seinem Sinne als eine dem Judenthum eigenthümliche aufgefaßt werden müßte. Da nun Herr Wagner keineswegs der Meinung sein wird, daß er selbst zu dem Judenthum in der Musik gehöre, so haben wir Andern zuverlässig alles

Recht verloren, von Beschränktheiten der jüdischen Musiker zu sprechen. Und das scheint uns der Humor bei diesem langen Streit um Kaisers Bart.

Franz Grillparzer.

(Im Neuen Reich 1872, Nr. 5.)

Da der Dichter geboren wurde, welcher am 21. Januar 1872 als Greis von 81 Jahren gestorben ist, war Schiller noch nicht 32 Jahr alt und dachte zuweilen daran, ein Trauerspiel Wallenstein zu schreiben; und kurz nachdem Franz Grillparzer sein erstes Trauerspiel, die Ahnfrau, den Bühnen übersandt hatte, wurde Goethe zu Weimar wegen Karstens Pudel seiner Theaterleitung enthoben. Es waren die Großväter des lebenden Geschlechts, das sich jetzt in jungem Schaffen tummelt, welche damals zuerst mit rollenden Augen die pathetischen Worte wiederholten: „Bin's, den Mörder Bruder nennen, bin der Räuber Jaromir." Drei Geschlechter dramatischer Künstler sah der stille Dichter neben sich erblühen, während in ihm selbst ein und dieselbe Melodie forttönte, eine Grundidee fast alle Dramen erfüllte, die er der Bühne hingab: die holde Leidenschaft der Liebe erbrennt plötzlich wie Feuer in den Seelen, sie erfüllt das ganze Sein der Menschen, nur in ihr ist fortan das wahre Leben der Liebenden, welche wie Begeisterte, Traumselige dahinwandeln; und doch sind sie die wahrhaft Lebendigen, alles Andere ist dagegen einem nichtigen Traum vergleichbar; getäuschte und verrathene Liebe wird deshalb Vernichtung des Lebens, dem Verrathenen oder Verräther.

Diese poetische Idee wandelt der Dichter unermüdlich zu immer neuer, höchst wirksamer Schönheit. Schon in der Ahnfrau (gedruckt 1817) ist der düstere gespenstige Hintergrund zwar

nach Zeitgeschmack, aber er wird nur dazu benutzt, die dämonische Macht der Leidenschaft zu färben, Jaromir ist stets der leidenschaftlich Liebende, es wird sein und Berthas Unglück, daß er nebenbei Bruder und Scheusal ist. — Völliger und milder prägt sich die Eigenart des Dichters in „Sappho" (gedruckt 1819) aus: Feststimmung, Blumen, lachende Natur, bekränzte Altäre froher Götter; Phaon und Melitta, von der Leidenschaft gehoben, bleiben am Leben, die getäuschte Liebe führt Sappho durch heftigen Kampf zwischen Eifersucht und Stolz zur edlen Entsagung, diese aber ist ihr Tod. Dasselbe Thema behandelt in breiterer Ausführung auf dem Hintergrund griechischer Mythe die Trilogie „das goldene Vließ" (gedruckt 1822), die Geschichte von Jason und Medea. Der gräßliche Inhalt der antiken Schiffersage fügte sich ungern der sinnigen Begabung des deutschen Dichters, hat doch selbst Goethe die Schwierigkeit nicht völlig überwunden, barbarisches Thun mit feinen Gedanken und gesitteter Empfindung zu vereinen. In den beiden ersten Stücken der Trilogie ist wenig dramatisch Erfreuliches, nur eins ist wieder eigenthümlich und mit wahrer Dichterkraft gefunden, das Aufflammen der Leidenschaft für Jason in der wilden düstern Seele der Medea. Dagegen ist der letzte Theil „Medea", Demuth der gebändigten Wilden und wüthende Rache der verrathenen Liebe mit einer Energie lebendig gemacht, welche einige Scenen zu den größten Funden Grillparzers erhebt. Auch da, wo Grillparzer einen geschichtlichen Stoff behandelt, und wo sein treues östreichisches Herz ein vaterländisches Stück zu schreiben beabsichtigt, in „König Ottokars Glück und Ende" (gedruckt 1825), ist der Kampf zwischen Ottokar von Böhmen und Rudolf von Habsburg nur äußere Veranlassung zu Ottokars Untergang, seine Schuld ist, daß er sein treues sanftes Weib Margaretha verrathen und verstoßen hat, seine Strafe, daß sein stolzes zweites Weib der dämonischen Verlockung eines schlauen Feindes verfällt, seine Sühne, daß an dem Sarge seiner ersten Frau, welcher der Schmerz das Herz gebrochen

hat, seine alte Liebe zu ihr rührend lebendig wird. Am schönsten aber tönt die Melodie des Dichters aus „Des Meeres und der Liebe Wellen" (gedruckt 1840), der Geschichte von Hero und Leander. Kaum ist ein Stoff denkbar, der so wenig ausgiebig für die Bühne scheint, und doch wird die rührende Innigkeit dieses edlen Dramas, sein einfacher und schöner Bau die Hörer erfreuen, solange die Kunst auf deutschen Theatern eine Stätte hat. Es ist die höchste und originellste seiner Dichterarbeiten, soweit diese durch Theater und Druck bekannt sind, und ein Werk, welches seinen Namen für alle Zeit im Gedächtniß der Deutschen erhalten wird. — Aber selbst da, wo Grillparzer einmal nicht die Liebe zwischen Mann und Weib, sondern ein anderes starkes ideales Band zur Idee des Dramas gemacht hat, wie in „Ein treuer Diener seines Herrn" (gedruckt 1830), erwärmt ihn eine ähnliche Auffassung. Auch die Treue der Freundschaft und des Dienstes ist eine Leidenschaft bis zum Tode, der äußere Zwang des Lebens gilt wenig gegen die Gewalt dieser idealen Empfindungen. Es ist denkwürdig, daß in seinem bescheidenen Privatleben eine Herzensneigung durchaus nicht mit übermächtiger Gewalt sein Schicksal zu bestimmen vermochte, er selbst blieb unvermählt, aber seiner Braut treu anhänglich. Vielleicht gab stilles Sehnen und unerfüllte Forderung in ihm der einen dramatischen Idee solche Dauer und Energie.

Seine Dramen sind darum keineswegs eintönig und arm an Erfindung. Im Gegentheil ist die Wärme seines Schaffens bewundernswerth, sie gibt ihm immer neue Farben und reizvolle Variation ähnlicher Zustände. Niemals hat ein Dichter, selbst Kleist nicht, die Zaubergewalt der ersten Liebe, das dämmerige geschlossene Hinleben vorher, das jungfräuliche furchtsame Erbeben, das kräftige Aufbrennen der Leidenschaft reichlicher und zarter geschildert. In diesen Scenen ist volle Schönheit, eine Mannigfaltigkeit und Kraft gerade solcher Erfindung, wie sie der Schauspieler vom Dichter ersehnt, um selbst das Reizvollste erschaffen zu können. Dieser Reichthum ist in dem

Dichter ganz einzig; selbst wo ihm Anderes wenig gelungen ist, hebt er dadurch den Hörer herauf.

Fast überall hat er auch dem Schauspieler lohnende Aufgaben gestellt. Es ist wahr, er hat nur wenige Leidenschaften mit voller Farbe geschildert, großen Gebieten des Menschenlebens wäre sein Talent schwerlich gerecht geworden, einen starken Mann, eine Heldenkraft im Kampf mit den wirklichen Mächten der Erde zu zeichnen hat ihn nie gelockt. Sein Ottokar, der in den ersten Acten so gewaltig heischend über den Andern schreitet, schnurrt bei der ersten Zusammenkunft mit Rudolf auf überlegene Anrede des Deutschen sofort kläglich zusammen. Denn dem Dichter liegt weniger der Charakter des Helden am Herzen, als seine Farbe und sein Pathos. Darum ist er auch nicht reich im Erfinden kleiner Charakterzüge, welche den Personen Antheil gewinnen. Alle Charaktere Grillparzer's sind sehr einfach angelegt, die Hauptpersonen ganz erfüllt von einer Idee, aber alle seine Menschen wollen etwas, lebhaft, heftig, pathetisch, und das ist für die Bühne eine große Sache. — Er versteht die Scene vortrefflich zu behandeln, es ist Jedes im Rahmen richtig geschaut, der Scenenlauf, die Gruppirung, auch die Decoration; und dieses Kennzeichen eines festen Bühnendichters findet sich schon in seinen ersten Stücken, man hat fast nur nöthig, den Wortreichthum pathetischer Stellen ein wenig zu bändigen. Sein sprachlicher Ausdruck ist uns Neueren bisweilen allzu flüssig. Es ist das langwellige wortreiche Pathos aus Schiller's Zeit, häufige Sentenzen, auch da, wo wir sie gern missen würden, zuweilen geistvoll, nicht ganz selten trivial; es ist durchaus keine fehlerfreie Sprache und der Genuß, mit welchem die Helden sich darin vortragen, dünkt uns wohl einmal altfränkisch. Aber in dieser Sprache ist wieder so reichliche Seelenbewegung, und soviel von dem Schwung einer hochgehobenen, glückseligen Dichterkraft, daß die Hörer trotz allem davon fortgerissen werden. Zumal im deutschen Süden.

Die Freunde in Wien rühmen den Geschiedenen als den größten Dichter Oestreichs, wohl sogar als den letzten. Wir im Norden dürfen das Anrecht an einen Deutschen, der nach Schiller und Goethe heraufkam, und der in seiner Jugend Kleist's Käthchen und Penthesilea gelesen hat, nicht aufgeben. Aber wir haben allerdings ihm gegenüber eine lange Versäumniß zu bedauern. Seine besten Dramen „Sappho“ und „Des Meeres Wellen“ sind den meisten unserer Bühnen fremd geblieben, jedenfalls den Schauspielern und dem Publicum zu wenig bekannt. Wir haben dafür eine Entschuldigung, keine Rechtfertigung. Diese dramatischen Elegien begehren Hörer und Darsteller, wie sie in unseren großen Häusern nicht aufkommen. Sie sind durchaus auf das kleine Burgtheater berechnet, in den wüsten Räumen, welche an allen größeren Orten Norddeutschlands dem höhern Drama Gefahren bereiten, würden gerade sie Duft und Farbe verlieren, wie kaum ein anderes Dichterwerk. Kehrt aber irgendwo eine Darstellerin von poetischer Anmuth in kleinem Bühnenhause ein, dann wird es eine lohnende Aufgabe, ja eine Pflicht gegen die Kunst, die zarte Schönheit der beiden Kunstwerke den Hörern in das Herz zu leiten. Der verstorbene Dichter selbst hat zuweilen mit Wehmuth empfunden, daß er den Deutschen so fremd geblieben ist, ja wie berichtet wird, haben die letzten Worte, die er sprach, darüber geklagt. Dafür gibt es einen stolzen Trost. Wer so geschaffen hat wie er, ehrlich, in warmer Begeisterung, so daß er der Welt die idealen Forderungen seines eigenen Lebens darstellt, der muß erwarten, ob die Welt die Fähigkeit und das Bedürfniß hat, ihn zu hören, vielleicht sogleich, vielleicht einst. Verloren geht nimmer, was er in Wahrheit schön erfunden, wenn auch sein eigenes Leben dahinschwand, bevor sein Fund Gemeingut wird. Er hat für die Kunst gearbeitet als ein Herr und nicht als ein Knecht, dafür bleibt ihm die Ehre eines Herrn, der Ruhm bei spätern Geschlechtern. Und eines, zwei Stücke von Grillparzer werden

im Gedächtniß der Nation dauern und noch Freude bereiten, wenn die gesammte dramatische Literatur, welche zwischen seinem ersten und seinem besten Stück aufschoß, vergessen sein wird.

Das neue Stadttheater in Leipzig.

(Grenzboten 1868, Nr. 24.)

Poesie und Schauspielkunst der letzten Jahre haben selten durch neue Erfindungen von hervorragendem Kunstwerth erfreut, dennoch hat das deutsche Theater immer gesteigerte Bedeutung für die Bildung der Nation gewonnen. Unsere Bühnen sind ein regelmäßiges Tagesvergnügen aller ansehnlichen Städte, ihre Darstellungen üben eine unermeßliche Wirkung auf die Gedanken und das Empfindungsleben des Volkes aus. Die Kunst weist jedem Hörer die verborgensten Tiefen des menschlichen Herzens, sie macht die seltsamsten Charaktere verständlich und öffnet in glänzender Beleuchtung Einblick in die verschiedensten Lebenskreise, sie schmückt mit den heiteren Farben der Poesie die Empfindung auch des Kleinen und stellt gegen den Druck harter Wirklichkeit eine Fülle von idealen Stimmungen, sie bildet den Ausdruck warmen Gefühls, die Formen geselligen Verkehrs in dem Hörer heraus; sie erhält in der Noth und den Räthseln des Erdenlebens ein Gefühl unumschränkter Freiheit, denn sie stellt einen vernünftigen Zusammenhang zwischen Schuld und Strafe, zwischen lächerlicher Verkehrtheit und den Folgen derselben höchst eindrucksvoll dar. Und diese ethischen Wirkungen des Theaters sind gerade für den Menschen in engen Verhältnissen bei seltenem Genuß die größten; sie verbinden sein Gemüthsleben ebenso innig mit den anspruchsvolleren Kreisen der Gesellschaft, als die Zeitungen ihm seine realen Interessen mit den Forderungen von Millionen mitlebender Menschen zusammenschließen. Diese

Culturbedeutung der Bühne ist bis zu gewissem Grade unabhängig geworden von der Kraft modernen Dichterschaffens, denn ein großer Theil unserer Theateraufführungen wird durch Stücke früherer Zeit gebildet, dieser Segen wirkt auch noch da, wo eine mäßige Tüchtigkeit der Schauspieler dauert. Er geht freilich verloren und wandelt sich in Unsegen, wo das Gemeine, Unschöne, Fratzenhafte den ehrlichen Kunstbetrieb überwuchert.

Daß die Bühne ein wesentlicher Bestandtheil unserer Cultur wurde und die Zahl der festen Bühnen so hoch stieg, das hat der Kunst wohl und wehe gethan; denn die breite Ausdehnung der Theater hat ein eigenes umfangreiches Theatergewerbe hervorgerufen, Unternehmer, Agenten und geschäftliche Speculationen. In allen großen Städten machte sich mit dem zunehmenden Wohlstand und einer wachsenden Zuschauerzahl der Wunsch geltend, stattliche und größere Bühnenräume zu schaffen, zumal da, wo Oper, Ballet und Schauspiel nicht getrennt waren.

Man hatte sich lange geärgert über enge, schmucklose und sehr unbequeme Häuser, welche das vorige und die ersten Jahrzehnte des gegenwärtigen Jahrhunderts hinterließen; auch die Möglichkeit größerer Einnahmen lockte, und nicht zuletzt die edlere Freude unserer Zeit an umfangreicher Geselligkeit und an Allgemeinverbreitung alles Wahren und Schönen. So entstanden die neuen Hoftheater von Dresden, München u. s. w., die großen Stadttheater in Königsberg, Hamburg, Köln, Breslau, Frankfurt, jetzt auch in Leipzig.

Aber merkwürdig! Bei allen Stadttheatern folgte dem großen schönen Neubau dieselbe Reihe absteigender Stimmungen. In den ersten Monaten ein großer Zudrang des erfreuten Publicums, bald leere Häuser, allgemeines Mißbehagen und die Ansicht, daß das Theater schlechter geworden sei. In den alten engen Häusern war die Kunst auch nicht immer gut bedient worden, aber jede Stadt hatte ihre Theaterjahre wieder und

wieder gehabt, auf welche sie mit Stolz zurückblickte, die gern als eine goldene Zeit der Bühne gerühmt wurden; in den neuen Festräumen kam solche gute Zeit nicht mehr. Aber noch merkwürdiger war, beliebte alte Stücke gefielen nicht mehr, man mochte besetzen wie man wollte; werthe Schauspieler, die einheimisch und beliebt waren, wurden auf einmal alt und wirkungslos, lustige Stellen, die man immer belacht hatte, gingen spurlos vorüber, empfindsame Momente, bei denen die Taschentücher seit Menschengedenken unvermeidlich waren, bewegten keine Wimper, es war im Neubau Alles viel schöner geworden, die Beleuchtung festlicher, die Sitze bequemer, die Decorationen wundervoll gemalt, die Kostüme mit historischer Treue geschneidert; auch der Zuschauer erschien in besserem Anzug und sah mit Befriedigung auf die eigene Festkleidung und kritisch auf die der andern, und dennoch wurde auf der Bühne die Kunst des Schauspielers matt, flau, farblos, zuletzt langweilig, der Abonnenten wurden allmählich weniger statt mehr, die Theaterleitung mußte fremde Virtuosen auf Gastspiel gewinnen, theuere Spektakelopern ausstatten, um einmal die leeren Räume zu füllen und jedes solches Außerordentliche trug wieder dazu bei, den Antheil am Alltäglichen zu vermindern. Der Pächter verlor sein Vermögen oder zog sich arm an Lob zurück, Ausschüsse von Kunstfreunden verwalteten und setzten Geld zu, ein schneller Wechsel der Unternehmer, ein noch schnellerer der Künstler. Es sei zu Ende mit der Kunst, klagten die wenigen Getreuen, die Schauspieler schlecht, die Tenöre erbärmlich, das Publicum geschmacklos, Alles neige bergab. — Dieselbe Klage an den großen Hofbühnen für Oper und Schauspiel, nur daß hier durch fürstliche Zuschüsse und festere Anstellung der Künstler das Bessere länger erhalten, das neue Leiden weniger fühlbar und das letzte Unheil, der Bankerott, verhindert wurden. Das ist das Schicksal fast aller großen Stadtbühnen geworden. Es könnte auch das Schicksal der Leipziger Bühne werden.

Wenn der unzufriedene Theaterbesucher den Unstern seiner Bühne beklagte, so war er natürlich zuerst geneigt, die Theaterleitung anzuklagen. Sehr oft mit gutem Grunde. Dies ist in den letzten Wochen auch in Leipzig geschehen. Auch hier mit gutem Grunde. Aber nicht die unpassende Persönlichkeit eines gewinnsüchtigen Unternehmers allein hat das Mißbehagen verschuldet, womit viele Leipziger ihr schönes Haus betrachten. Und wenn noch einmal gesagt wird, was leider ohne Erfolg schon mehrfach erörtert wurde, so möchte dies Blatt nicht, daß man in dem Folgenden einen Vorwurf gegen unsere Leipziger herausläse. Es ist ihnen nur gegangen, als sie das neue Theater bauten, wie fast allen großen Stadtgemeinden etwa seit 1830, sie haben Vieles klug bedacht und nur Eines vergessen, daß man ein Theater nicht so groß bauen darf, als die veranschlagte Zahl der Theaterlustigen, vielleicht gar der Meßfremden, wünschenswerth macht, sondern nur so groß, daß die darstellende Kunst darin unter den günstigsten Verhältnissen ihre schönen Wirkungen auszuüben vermag. Das aber ist ein verhängnißvoller Unterschied. Denn die Forderungen, welche die Kunst selbst an die Größe der Bühne und des Zuschauerraumes stellt, sind unabweisbar und höchst gebieterisch, die Kunst verträgt nicht, daß der ihr geweihte Raum mehr oder weniger einschließt als ein gewisses höchstes und niedrigstes Maß und sie rächt sich überall, wo dies doch geschieht, indem sie selbst aus dem unpassenden Raum weicht. Daß man in Deutschland und anderswo dies vergaß, das zumeist hat unsere darstellende Kunst verdorben, nicht eine Talentlosigkeit der Schauspieler und Dichter, nicht eine Verwilderung des Publicums, selbst nicht die schlechte Berechnung ungeschickter Pächter. Es ist für Leipzig trotz dem neuen Bau noch nicht zu spät, dies Raumbedürfniß näher ins Auge zu fassen.

Die deutschen Stadttheater haben die Aufgabe, zugleich der großen Oper, der Spieloper, dem Ballet, dem recitirenden Schauspiele und der Decorationsposse zu dienen. Die Raum=

bedürfnisse dieser eng verbundenen Musen sind allerdings nicht dieselben. Aber das Schauspiel hat doch das beste Recht, die Größe des Raumes zu bestimmen. Zunächst fordert es bei regelmäßigen Verhältnissen nur etwa ein Drittel der Jahreseinnahme für sich, es bringt aber mehr als ein Drittel, fast die Hälfte ein, es ist also unentbehrlich, um die Oper und das Ballet zu erhalten. Oper und Ballettanz ohne Schauspiel können deshalb durch die Tageseinnahme nirgend allein bestehen, das Schauspiel vermag aber sehr wohl ohne Oper zu gedeihen. Außerdem gilt die Muse der Schauspielkunst nicht für die vornehmste unter ihren Schwestern, sie ist aber diejenige, welche den idealen Inhalt und den Segen schöner Kunst am reichlichsten und vollständigsten den Seelen der Hörer spendet, und deshalb ist sie doch die maßgebende Gebieterin der Bühne.

Jedermann weiß, daß den Symphonieconcerten die Größe des Saales für die Klangwirkung von entscheidener Wichtigkeit ist und die Leipziger würdigen sehr wohl die Vorzüge ihres Gewandhauses. Die gebotene Größe des guten Concertsaales aber ist bekanntlich die, wo der Ton des Fortepianos noch voll und kräftig in das Ohr dringt, wo alle Abstufungen der Tonstärke, jedes Tempo, die feinste Ausarbeitung des Zusammenspiels noch an jeder Stelle des Raumes deutlich und wirkungsvoll werden.

Mit Recht mißt man der Oper weit größere Räume zu. Bei ihr gibt das Orchester nur einen Theil der Wirkungen, und zwar vorzugsweise die Unterlagen für Chöre und Soli. Die Chöre aber kann man bis zur großartigsten Massenwirkung verstärken, und doch ist eine geheimnißvolle Beobachtung, daß eine starke, gut geschulte und schön klingende Solostimme durch die denkbar stärksten Chorwirkungen nicht unterdrückt wird, sondern sogar noch da übertönt, wo eine Steigerung der Chorwirkungen durch weitere Vermehrung der singenden Schaaren nicht mehr stattfindet. Von diesen äußersten Grenzen der Massenwirkung muß die Oper selbstverständlich weit entfernt

bleiben, auch wenn ihre Geldmittel unbegrenzt wären, denn sie hat zu gleicher Zeit eine vielbewegte Handlung darzustellen, Chöre und Sänger nicht in fester Stellung zum Dirigenten, sondern in häufigem Wechsel des Ortes, auf und abgehend, zuweilen in heftiger Bewegung. Das erschwert, je größer die Bühne, um so mehr das feste Zusammenhalten der Einzelwirkungen. Und für das musikalische Drama ist, so scheint es, das äußerste Maß des cubischen Raumes bei uns z. B. in dem Berliner Opernhause fast erreicht. Schon dort hängt der Erfolg einer Oper von seltener Kraft großer Stimmen ab, und die Schwierigkeiten der festen musikalischen Leitung sind groß. Werden die Theater noch größer, so treten in der Oper die Erscheinungen ein, welche einem Deutschen in Italien unleidlich sind, die Gesammtwirkung geht verloren, Orchester und Chöre werden vernachlässigt, nur einzelne Kraftstellen erzwingen sich Aufmerksamkeit, das ganze Interesse heftet sich an die virtuosen Leistungen einzelner Sänger. Die Componisten wissen das und richten darnach ihre Effecte ein; auch an dem Verfall der italienischen Musik haben die ungeheueren Räume wesentlichen Antheil.

Die große Oper verträgt weiteren Raum als das Schauspiel, aber sie fordert ihn nicht immer, nicht bei Mozart, Beethoven, Weber, sogar nicht bei Gluck, dagegen bei Spontini, Meyerbeer und den neueren Italienern, deren Opern entweder auf Massenwirkung der Instrumente oder auf starke Chöre oder ungewöhnliche Stimmmittel, auf reiche Ausstattung und Maschinenwirkung künstlich erdachter Apparate berechnet wurden. Es gehört zu dem Charakter der Wagner'schen Opern, daß dieselben in der Voraussetzung sehr weiter Bühnen- und Zuhörerräume geschrieben sind, und doch den Solostimmen die umfangreichsten und technisch schwierigsten Aufgaben stellen. Immer aber werden bei der großen Oper die mächtigen Klangwirkungen, welche der weite Raum möglich macht, durch ein Abdämpfen der mimischen Spielwirkungen erkauft.

Und deshalb fühlt sich die komische und Spieloper in den neuen großen Häusern sehr unbehaglich. Die schnelleren Uebergänge und feineren Accente im Gesang, Gesichtsausdruck und Geberde, sowie das behende Zusammenspiel der einzelnen Rollen sind geradezu unmöglich. Dittersdorf wird im großen Hause ungenießbar, Martha und der Bürgermeister von Saardam mühen sich vergebens, Grazie und Gemüth zu erweisen. Das ist allbekannt; in Paris hat sich die Spieloper schon längst ihr eigenes Haus gefordert.

Die Fertigkeiten, welche wir unter dem Namen Ballet zusammenfassen, fordern nicht sämmtlich gleiche Größe des Raumes. Die italienische Maskenpantomime ist in den kleinen Häusern aufgeblüht und abgelebt, die ernste pantomimische Darstellung, eine Kunst von sehr eigenthümlichen und starken Wirkungen, in Deutschland jetzt fast unbekannt, auch in ihrer Heimat Italien im Untergange begriffen, hatte zu ihrer ersten Voraussetzung die allerfeinste Einzelmalerei, also kleine Häuser. Unser tanzendes Ballet dagegen wünscht große Bühnen für die figurenreichen Chöre und den französischen Quirltanz der Solotänzerinnen. Und es ist bezeichnend, daß auf großen Theatern gewisse Wagnisse in Bekleidung und Stellungen weniger peinlich wirken, als bei der vertraulichen Nähe kleiner Bühnen, denn die Tanzenden erhalten in der Entfernung größere Aehnlichkeit mit Puppen.

Ungleich kleiner ist der Raum, den das recitirende Drama der modernen Völker für seine edelsten Aufgaben heischt. Ihm fehlen Orchester, Chöre, die wohlgemessenen Schwingungen des musikalischen Tons. Auch die Ensemblescenen, wie kunstvoll sie von dem Dichter eingerichtet sein mögen, entfalten nicht die größten Wirkungen, diese liegen ausschließlich in dem sorgfältigen, charakteristischen Spiel der einzelnen Rollen, welche allein, zu zweien, oder in geringer Mehrzahl Wesen und Erscheinung, alle Höhe und Tiefe der Menschennatur darzustellen haben. Sprache, Ausdruck, Geberde sollen seit Shakespeare

jede für die Kunst irgend verwendbare Nüance in Charakter, Stimmung, Leidenschaft mit Kunstwahrheit ausdrücken. Die Seelenvorgänge, welche im Trauerspiel wie im Lustspiel dargestellt werden, sind so tief und gewaltig, und wieder so fein, verwickelt und wechselnd, wie sie nur das wirkliche Leben neuzeitlicher Culturmenschen darstellt und geistvolle Beobachtung zu erfassen vermag. Das neuere Drama kann daher nur einen Raum brauchen, welcher einem gesunden Auge auch auf den entferntesten Sitzen des Zuschauerraumes jede Feinheit des Gesichtsausdrucks auf der Bühne und dem Ohr die leisesten Accente des gesprochenen Wortes verständlich macht.

Die deutsche Sprache ist nicht übermäßig wohltönend, der volle Klang früherer Jahrhunderte verloren, die Endungen abgeschliffen oder tonarm, ein Vortreten der Zischlaute und einige harte Consonantenverbindungen, dazu die feinen Klangunterschiede, in denen die deutsche Wortflexion wandelt, das alles macht dem Deutschen schwer, in größerem Raume wirksam zu sprechen. Auch die Modulation unserer Rede ist nicht reichlich, sie bewegt sich nur in geringen Abstufungen des Tones und verlangt feste Aufmerksamkeit des Hörers. Dazu kommt der logische Accent unserer Wörter und Sätze, diese edele Vergeistigung deutscher Rede, auch sie trägt dazu bei, daß Kraft und Feinheit deutscher Sprache nur dem sicher gebildeten Sprecher und Hörer zugänglich werden. Es ist deshalb dem deutschen Schauspieler überhaupt eine mühevolle Arbeit, gut d. h. verständlich und ausdrucksvoll sprechen zu lernen, und gegenwärtig besitzt nur eine kleine Minderzahl erträgliche Sprechbildung. Aber auch der besten Technik und guter Naturbegabung ist bei der Größe der neuen Stadttheater eine unablässige Anstrengung nöthig, den Raum durch die Stimme zu beleben, und diese Anstrengung macht viele feine Accente, den lebendigen Wechsel des Tempos, eine völlig durchgearbeitete und mit dem Charakter der Rolle erfüllte Rede fast unmöglich. Die Spannung der Sprechwerkzeuge

und der lange Lauf der Schallwellen zwingen ein gewisses mittleres Tempo auf, sie setzen jede starke Stimme in Versuchung, durch gehobenen Ton, durch Schreien und Declamiren die Effecte zu sichern. In unseren Häusern vermag geschulte Stimme noch jede Rede deutlich zu machen, aber es ist ein großer Unterschied, ob der Wortsinn von einem angestrengt Hörenden gerade noch gefaßt wird, oder ob er ihm leicht, mühelos und völlig in die Seele gleitet, denn nur im letzteren Falle vermag das Wort zu erfassen und fortzureißen. Aus diesen Gründen geschieht es, daß auch die besseren unserer Schauspieler in den großen Häusern leicht schlechter sprechen und daß die Zuschauer auch was sie verstehen, kälter aufnehmen. Die letzte Folge dieses widerwärtigen Verhältnisses aber ist für junge Schauspieler der Verlust aller feinen Redewirkungen, eine bestimmte eintönige Vortragsweise, bei welcher sie die kräftigsten Klänge ihres Organs wohl oder übel zu verwerthen suchen.

Und wie die Rede, wird auch das Spiel in dem großen Raume verdorben. Auch hier muß Wirkung in die Ferne zur Hauptsache werden, die bedeutsamen feinen Regungen der Mundmuskeln, ein schnelles Aufleuchten im Auge, ein leichtes Regen der Hand, fast die ganze reizvolle, dem Leben abgelauschte Fülle von Hilfsmitteln für wahrhafte Charakterdarstellung werden nur von einem kleinen Theil des Publicums ersehen; was bleibt dem Schauspieler übrig, als eine Uebertreibung, welche die Lustspielrolle ins Possenhafte, den tragischen Charakter zum Poltron hinabzieht. Auch der geistreiche Künstler wird verführt, durch allerlei klug erdachte Kunstmittel, durch unwahre Kunstpausen, in denen er auf seine Wirkungen vorbereitet, durch eine besondere ausgeklügelte Färbung, welche er wider die Wahrheit den Charakteren auftüncht, oder durch seltsame kennzeichnende Zuthaten in Geberdenspiel und Tracht darüber zu verblenden, daß er für die maßvolleren Mittel und für ehrliche Erfindung allzuweit vom Zuschauer getrennt wurde.

Solche Uebelstände schafft oder steigert der übergroße Zuschauerraum, ähnliche die übergroße Bühne. Das moderne Theater schließt die darstellenden Künstler durch einen viereckigen Rahmen ein, dessen Höhe und Länge ebenso wie die wechselnde Tiefe des abgeschlossenen Bühnenraums nicht zufällig sind.*) Denn mit seinem Bühnenraum steht der darstellende Künstler unaufhörlich in Wechselwirkung, er empfindet sich als im eingefaßten Bilde schaffend und als verpflichtet, dasselbe durch sein Spiel zu beleben. Der Bühnenraum selbst spielt deshalb in jedem Augenblick mit, der Schauspieler ist sich dessen bewußt und bemüht, Herr und Mittelpunkt desselben zu bleiben. Je mehr aber die Verhältnisse des Bühnenraums wachsen, desto unabhängiger wird der Raum von den Schauspielern, und desto anspruchsvoller drängt er sich neben und über den Künstlern hervor. Bei den alten Theatern zur Zeit Eckhofs hatte die Bühne schwerlich mehr als zweifache Mannshöhe, damals fesselte die Gestalt des Menschen in dem verhältnißmäßig engen Rahmen Augen und Sinn der Zuschauer so mächtig, daß der Hintergrund und die Seitenwände nur sehr bescheiden mitspielten, ja ganz entbehrt werden konnten. Je kleiner die Menschengestalt im Verhältniß zum Bühnenrahmen, um so nothwendiger wurde sorgfältige Coulissenmalerei und Schmuck der Bühne durch Versetzstücke und Möbel, Teppiche u. s. w. Wenn in dem alten Theater Leipzigs einmal eine Alpenlandschaft hinter Czaar und Zimmermann gehangen hätte, das Versehen wäre auch bemerkt worden, aber es hätte schwerlich mehr als ein tadelndes Lächeln hervorgerufen, denn dort wurde der Hintergrund noch viel mehr durch die Personen gedeckt; in dem neuen Hause dagegen haben die Menschen auf der Bühne ihre Noth, um nicht übersehen zu werden.

*) Auf vielen, auch kleineren Bühnen der Neuzeit ist die Höhe aus Rücksicht auf die 3—5 Galleriereihen zu groß im Verhältniß zur Länge hergestellt worden.

Bei den großen Neubauten übersteigt die Bühnenhöhe zuweilen beträchtlich die mittle Durchschnittshöhe stattlicher Wohnräume, und bei Nachbildung von niedrigen Stuben sind besondere Decorationsanstrengungen nöthig, um die unnütze Höhe des leeren Raumes über den Spielenden zu verdecken. Untilgbar aber sind die übermäßigen Verhältnisse der Länge und meistens auch der Tiefe. Sie stören überall, wo ein schnelles Zusammenspiel oder ein scharfes Eingreifen in die Handlung nöthig ist, schwer sind beim Auftritt und Abgang tote Pausen zu vermeiden, die Entfernungen, welche der Schauspieler zu durchschreiten hat, um einen Stuhl zu heben, sich von einer Seite der Bühne auf die andere zu bewegen, sind unleidlich lang, jedes Zusammentreten und Auflösen einer Gruppe wird umständlicher, und der rasche Fluß eines Conversationsstückes, die behenden und graziösen Bewegungen zweier Personen gegen einander werden in lästiger Weise erschwert. Wer kleiner Gestalt ist, der lebt in ewigem Kampf mit dem Raume, auch Schauspieler von guter Mittelgröße stehen unsicher darin, wie zurückgebliebene Reisende in der entleerten Halle eines Bahnhofs. Die Folgen liegen klar vor Augen. Der Schauspieler braucht in seiner Noth zuletzt jedes Gewaltmittel, um die Augen auf sich zu ziehen, die Decorationen haben überall eine so große Wichtigkeit gewonnen, daß ihr Mitspielen bereits auf den Zetteln angezeigt wird, und trotz dem Poltern und dem Grimassenziehen schlechter Komödianten und einem ewigen Rollenwechsel und angestrengter Geziertheit gefalllustiger Damen ist eine große Menge von Situationen und gemüthlichen Wirkungen gar nicht mehr zur Geltung zu bringen. Und man meine nicht, daß die Tragödie besser daran ist. Es gibt in der Tragödie keine Ensemblewirkung von irgend welchem ästhetischen Werth, welche in den kleineren Häusern des letzten Zeitabschnittes behindert gewesen wäre, und mit Ausnahme der Dioramawirkungen keine, welche in den großen Neubauten nicht erschwert würde.

Es ist lehrreich, mit den großen Häusern, in denen unsere Schauspielkunst schnell und, wie zu besorgen, auf die Dauer verdorben wird, die kleinen Räume zu vergleichen, in denen sie sich im vorigen Jahrhundert zu hoher Blüthe entwickelte. Ein glücklicher Zufall hat uns auf Schloß Friedenstein in Gotha den alten Theaterraum bewahrt, welcher von Herzog Ernst II für Eckhof, wahrscheinlich nach dessen Angabe, errichtet wurde, für denselben Eckhof, der die Bewunderung Lessings war und in dem bürgerlichen Schauspiel der erste Künstler, welchen Deutschland gesehen. Dies ist ein kleiner Saalraum mit nur einer Gallerie, die Grundfläche des Zuschauerraums noch ein rechtwinkeliges Parallelogramm, die Höhe der geöffneten Bühne beträgt wenig mehr als die doppelte Höhe eines Mannes. Auf einer Bühne wie die des alten Theaters in Leipzig würde Eckhof nie und unter keinen Umständen aufgetreten sein, schon dieses Haus wäre ihm wegen seiner Größe als ein Verderb der Schauspieler und der Kunst erschienen.*) Jener Zeit der kleinen Häuser verdankt die Schauspielkunst ihre Blüthe, das sorgfältige, reich ausgebildete und lebenswahre Spiel, jene Vorzüge, welche die älteren unter uns noch an den letzten Ausläufern der Hamburger Schule, an den Lenz, August Wohlbrück u. s. w. bewunderten. Wir würden freilich auch aus der höchsten Kunstleistung jener Zeit keine reine Freude schöpfen, denn zuverlässig kam die vorsichtige Zierlichkeit und die schönselige Empfindung jener Periode auch auf dem Theater zur Geltung. Was aber die Schauspielkunst einst schaffen konnte, erkennen wir mit Beschämung, wenn wir die dürftigen Texte damaliger Modestücke mit den Berichten über die künstlerischen Wirkungen und die Art des damaligen Spiels vergleichen. Von Iffland bis etwa zum Jahr 1830 kam den Schauspielhäusern die zweite Periode,

---

*) Er hatte keine starke Stimme und weigerte sich einmal, auf einem neuerbauten Theater zu spielen, das kleiner war als die alte Bühne Leipzigs.

welcher auch das alte Theater Leipzigs angehört, als deren Musterbeispiel das Berliner Schauspielhaus betrachtet werden kann. Schon in dieser Zeit führte die Freude an würdigen Räumen zu übergroßen Anlagen, das Zusammenspiel litt, die Zeit der Virtuosen begann. Aber noch vermochte die Kunst ihre guten Ueberlieferungen festzuhalten und trotz starker Verlockungen zeitgemäß fortzubilden. Seitdem endlich die größeren Städte für alle Gattungen des Dramas Häuser erbauten, welche nur der großen Oper gerecht sind, verfiel die Kunst des Schauspiels.

Wollte man aber das Maß für Bühne und Zuschauerraum nach den angegebenen Gesichtspunkten bemessen, wie sie der Ausdrucksweise und der Redegeschwindigkeit unserer Zeit am günstigsten sind, so gehen schon das Berliner Schauspielhaus und das Burgtheater fast über die Größe hinaus, welche den schönsten Kunstwirkungen am bequemsten ist. Auch das alte Theater von Leipzig hat in seinem Bühnenraum die richtige Länge, aber etwas zu große Höhe, und der Zuschauerraum würde erst dann die günstigste Beschaffenheit erhalten, wenn ihm die ausgebauchten Seiten eingezogen, die Hinterwand näher zur Bühne gerückt und seine Grundfläche in elliptischer Form hergestellt werden sollte; er müßte dann mehr als hundert Sitze verlieren, da alle vorhandenen zu erweitern wären, aber er würde in seinen Raumverhältnissen den Forderungen des Dramas gerecht werden.

Daß wir in Deutschland noch eine Anzahl von Mittelbühnen besitzen, welche nicht weit über die richtige Größe hinausgehen oder sich innerhalb derselben halten, wie z. B. die Hoftheater in den Residenzstädten Thüringens, das hat wesentlich dazu geholfen, die Schauspielkunst vor völliger Verwilderung zu bewahren. Nur waren leider diese Bühnen, auch wenn ihre Leitung das nöthige Kunstverständniß besaß, oft nicht im Stande, sich die besseren Schauspieler auf die Dauer zu erhalten. Aber es verdient wohl Theilnahme, daß

die deutsche Muse auf solchen kleinen Bühnen noch in den letzten Jahrzehnten immer auf's Neue Anstrengungen gemacht hat, dem einbrechenden Verderben zu steuern, jedesmal mit schönem und kurzem Erfolg, in Düsseldorf unter Immermann, in Leipzig unter Marr und Schmidt, in Karlsruhe, in Schwerin und anderwärts.

Und wenn nicht Alles täuscht, ist die Zeit gekommen, wo ein allgemeiner Rückschlag gegen die großen Häuser wirksam wird. Der nächste Fortschritt aber und der Beginn einer besseren Periode für das Schauspiel wird sein, wenn in einer unserer großen Hauptstädte unter dem Schutz einflußreicher Persönlichkeiten, ein ganz kleines Theater für die höchsten Aufgaben der Schauspielkunst eingerichtet wird, welches einem Publicum, wie die Abonnenten unserer Symphonieconcerte sind, ein gutes und tüchtiges Zusammenspiel und sorgfältige Durcharbeitung bis auf die größten Kleinigkeiten bietet. Diese kleinen anspruchsvollen Theater würden bei einer Jahresrechnung von 50 bis 60,000 Thlr. und viermaligem Spiel in der Woche sehr wohl ohne jeden Zuschuß bestehen.

Nun würde es gerade jetzt in Leipzig ganz unthunlich sein, von der Noth des großen Hauses dadurch zu erlösen, daß man daneben noch ein zweites Theater errichtete, aber der Wunsch sei doch hier ausgesprochen, daß die Stadt ihr altes Haus sich sorglich bewahre. Dasselbe ist in vieler Beziehung unbequem, auch für den Künstler, zumeist aber dadurch, daß man einen zu großen Zuschauerraum mit übermäßig engen Sitzplätzen in die vorhandenen Mauern gezwängt hat; dem würde sich in einer Zukunft ohne große Kosten abhelfen lassen.

Was soll aber für die nächsten Jahre geschehen, bis etwa die Steigerung der Unzufriedenheit wie der Kraft und des Wohlstandes in unserem Leipzig eine räumliche Trennung der Oper und des recitirenden Dramas gestatten? Wenn die Stadt die Theaterleitung aus der Hand eines Pächters in die eines andern legt, der gerade zureist, so wird sich das Schicksal

fast aller anderen Stadttheater wiederholen: Entfremdung des Publicums, Wechsel der Unternehmer, rücksichtslose Speculation und vielleicht Zahlungsunfähigkeit. Es gibt nur einen Weg dies zu vermeiden, und es geschieht nicht zum erstenmal, daß er in diesem Blatte empfohlen wird. Die Uebelstände der Größenverhältnisse können dadurch nicht beseitigt, aber auf das kleinste Maß zurückgeführt, und der Stadt eine nach Zeitverhältnissen anständige Bühne gesichert werden, bis einst die Trennung der Oper und des Schauspiels möglich wird.

Diese Bedingungen des Bestehens und eines verhältnißmäßigen Gedeihens sind folgende:

1. Die Stadt gewährt dem Theater die Bürgschaft einer gewissen Einnahme, bestellt den Kassirer und übernimmt die Kassenleitung. Das neue Leipziger Theater wird nach ungefährem Anschlag einschließlich der Versicherungen für Inventar eine Jahreseinnahme von etwa 125,000 Thlrn. bedürfen.*) Der Bedarf bei Gewährleistung der Einnahmehöhe kann auf 5000 bis 6000 Thlr. niedriger angeschlagen werden, als er sich bei der unsicheren Stellung der Künstler unter einem Pächter stellt, und es können trotzdem bessere Kräfte für das Theater gewonnen werden. Das Risiko, welches die Gemeinde durch die Bürgschaft übernimmt, ist nicht unbedeutend. Es ist für das mittlere Deutschland ein im Ganzen merkwürdig richtiger Ansatz, daß der Kopf der Bevölkerung für das Theater einen Thaler zahle. Rechnet man Leipzig in runder Summe zu 90,000 Einwohnern und außerdem in dem neuen Hause 10,000 Thlr. Zuschuß für die Messen, so würde sich der durch Einnahmen gedeckte Jahresbetrag auf 100,000 Thlr. belaufen. Und es wäre vielleicht angemessen gewesen, das neue Theater so zu bauen, daß es mit diesem Jahresanschlag auszukommen vermochte. Indeß

---

*) Der Etat ist jetzt, zwanzig Jahre später, weit höher, die Einwohnerzahl der Stadt mehr als doppelt so groß, die Uebelstände sind geblieben.

man hat auf das schnelle Wachsthum der Stadt gerechnet, ja man durfte nach den Erfahrungen mehrer Jahre in Leipzig auch einen für den Kopf der Einwohner etwas höheren Satz annehmen, da die Arbeiterbevölkerung, welche in anderen Städten mitgerechnet wird, hier auf den Dörfern wohnt, und da der durchschnittliche Wohlstand in Leipzig allerdings größer ist, als in irgend einer Binnenstadt.

Es ist also jedenfalls Aussicht vorhanden, die Kosten durch die Einnahme zu bestreiten und bei erträglich günstigen Verhältnissen den Ausfall des einen Jahres durch den Ueberschuß des anderen zu decken. Aber ein Risiko ist nicht abzuleugnen.

2. Die gesammte Leitung des Theaters wird einem Director übergeben, der mit festem Gehalt und mit einem bedeutenden Procentantheil an den die Anschlagsumme überschießenden Einnahmen bestellt ist. Derselbe ist in Repertoire, Künstleranstellungen, der gesammten technischen Verwaltung unabhängig, er entwirft vor Beginn jedes Jahres den Voranschlag in der gewährleisteten Höhe und legt denselben dem Rath der Stadt zur Genehmigung vor, auch lebenslängliche Künstlerverträge hat er mit dem Rath zu vereinbaren. Er ist verpflichtet, die Ausgaben innerhalb des festgesetzten Anschlags zu halten und hat dafür allenfalls Sicherheit zu stellen. Dieser Leiter, in dessen Persönlichkeit allerdings die besten Bürgschaften für das Gedeihen der Anstalt liegen, wird bei den besonderen Verhältnissen des Leipziger Theaters am besten selbst ein ausübender Künstler sein; es fehlt uns in Deutschland nicht ganz an Schauspielern mit der Bildung und dem Verwaltungstalent, welche zu solchem Amte nöthig sind. Und es würde in Leipzig ein arbeitvolles Amt sein, lohnend für rüstige Männerkraft. Ob der Director noch selbst zuweilen auf den Brettern thätig sein dürfte oder nicht, das hinge unter anderem auch von der Persönlichkeit ab.

Durch diese Einrichtung, deren Einzelheiten nicht hierher gehören, wird der Bühne Leipzigs eine Festigkeit gegeben, welche

sie bis jetzt nicht gehabt hat, den gewonnenen Künstlern aber fast dasselbe Gefühl der Sicherheit, welches ihnen bis jetzt die Hofbühnen werthvoll machte, der Director erhält die feste Stellung eines städtischen Beamten und durch die Aussicht auf einen hohen Gewinnantheil zugleich den Ehrgeiz, billig und zum Vortheil für den Stadtsäckel zu arbeiten, die Stadt gewinnt die Möglichkeit, für ein ehrenvolles Amt unter den verfügbaren Talenten von ganz Deutschland zu wählen, und entgeht dem bittern Zwange, sich zwischen den wenigen Persönlichkeiten zu entscheiden, welche als waglustige Speculanten sich gerade anbieten. Es ist möglich, daß auf diesem Wege die Stadt auch vom Geldstandpunkt aus besser fährt als auf jedem andern. Es ist ebenso möglich, daß hier in einzelnen Jahren ein nicht unbeträchtlicher Zuschuß lästig wird, denn das Leipziger Theater fordert für die Oper so große Stimmen, daß es immer unsicher bleiben wird, ob die Oper einer Saison gerechten Ansprüchen genügt. Und Leipzig muß fortan den besten Vortheil einer Mittelstadt und eines mäßigen Theaterraumes entbehren, den Vortheil, daß sie tüchtige Sänger und Schauspieler erwirbt, deren ausgebildete und wohlgewogene Mittel für die großen Bühnen nicht ausreichen. Die Stadt wird ferner in ihrem neuen Prachtbau darauf verzichten müssen, der dramatischen Kunst zu einer neuen Blüthe zu verhelfen. Aber sie vermag noch auf dem Wege, der unvermeidlich geworden ist, ihre Bühne anständig und mit gutem Erfolg im Einzelnen zu erhalten, bis nach Jahren der Tag kommt, wo sie der Muse des Schauspiels ein gesondertes Haus zu neuem Gedeihen einrichten kann. Wie aber ein neuer Pachtvertrag zu vermeiden ist, so noch mehr das Gefährlichste von Allem, ein verwaltungslustiger Ausschuß von Kunstfreunden.

Die Theaterbrände.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 46.)

Die großen Brände der Theater zu Breslau — zweite Zerstörung — und Darmstadt haben auf's Neue daran erinnert, daß selten ein Jahr vergeht, in welchem nicht wenigstens eines von den hundert stehenden Theatern in Deutschland niederbrennt. Nur wenig alte Theaterstädte haben die Schrecken einer solchen Feuersbrunst noch nicht erfahren. Eine zweite unerfreuliche Beobachtung ist, daß diese Brände eine besondere Bösartigkeit erweisen und fast ausnahmslos die völlige Zerstörung nicht nur der inneren Einrichtung, sondern auch des stattlichen Gebäudes herbeiführen. Was bisher von Schutzmitteln erfunden wurde: Feuerwache, eiserner Vorhang, Wasser-Behälter und -Leitung, Imprägnation feuerfangender Stoffe, zweckmäßigere Einrichtung der Seitencoulissen und Soffiten, der Nebenräume und der Zugänge zur Bühne, das hat sicher in manchen Fällen einen Brand verhindert, aber der dadurch etwa erreichte Schutz ist immer noch weit geringer als die Steigerung der Feuersgefahr, welche in unserer Zeit durch Einführung der übermäßigen Gasbeleuchtung, durch die Vermehrung der decorativen Wirkungen, durch die vergrößerten Häuser, selbst durch die behagliche Heizung des Zuschauerraums und die dadurch bewirkte außerordentliche Austrocknung des Holzwerks im Obertheil der Häuser herbeigeführt wird. Denn im Ganzen sind unsere dramatischen Vorstellungen in stark zunehmendem Verhältniß feuergefährlicher geworden. Das weiß Niemand besser als die Versicherungsgesellschaften, die sich möglicherweise einmal zu einem Strike gegen Versicherung von Theatergebäuden und deren Inhalt vereinigen werden. Wer die tausend kleinen Unfälle einer Bühne erwägt, von denen jeder die zerstörende Seitenarbeit einer Gasflamme herbeiführen kann, der wird auch wenig Ver-

trauen haben, daß die Feuergefährlichkeit an sich durch Schutzmittel wesentlich verringert werden kann. Nur eine unablässige, scharf nachprüfende Wachsamkeit mag zuweilen das Verderben abwehren, und es ist weit schwerer als man meint, dergleichen Aufsicht durch eine Reihe von Jahren unvermindert zu erhalten.

Eine Wahrscheinlichkeitsrechnung, welcher man die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte zu Grunde legt, würde ergeben, daß im Durchschnitt ein Theatergebäude nicht länger als etwa 50 bis 60 Jahre der zerstörenden Feuersbrunst entgeht.

Diese unleugbare Thatsache legt einige Erwägungen nahe. Zunächst wird es widersinnig, die Theater einer Stadt zu großen monumentalen Bauten zu machen, und die bildenden Künste dabei durch bedeutende und originale Arbeiten zu betheiligen, deren Zerstörung als ein wesentlicher Verlust für die Kunst betrachtet werden müßte. Es lag in den letzten Jahrzehnten für wohlhabende Städte und kunstliebende Fürsten so nahe, ihre Theater zu einem Schmuckstück der Residenz oder Gemeinde zu machen, die Theater sind vielleicht die volksthümlichsten Gebäude der Stadt, in denen viele Tausende die schönsten, gewaltigsten und lustigsten Eindrücke aufnehmen und sich selbst in froher Gemeinschaft mit Anderen empfinden, sie gehören zur würdigen Repräsentation der Höfe, sie sind in den Städten oft der einzige Bau, welcher Kunstzwecken dient, gern fühlt sich der Zuschauer auch durch den Schmuck des Gebäudes gehoben. Ohne Zweifel behält solche Auffassung ihre Berechtigung, und weder ein nothdürftiger noch unschöner Bau soll hier gefordert werden. Wohl aber mahnt verständige Erwägung, daß man die neuzeitlichen Theater bescheiden baue und dieselben weder durch ihre Lage als Hauptgebäude der Stadt so anspruchsvoll heraushebe, wie zur Zeit gern geschieht, noch den bildenden Künsten zumuthe, ihre höchsten Leistungen an den feuergefährlichsten Stellen der Stadt einer drohenden Vernichtung preiszugeben. Wollte man z. B. über dem neuen

Theaterbau in Dresden den Musengott in ehernem Standbild auf einem Viergespann mit einem Kostenaufwand von etwa 90,000 Thlrn. in der höchsten Höhe des Gebäudes aufstellen, so wäre ein so bedeutendes plastisches Kunstwerk an so gefährdeter Stelle selbst für das reiche Sachsen eine ungerechtfertigte Verschwendung.

Aber es ist nicht die Feuergefährlichkeit allein, welche die kostbare Aufführung großer monumentaler Theatergebäude unpraktisch macht. Stärker noch sind die Bedenken, welche die dramatische Kunst selbst dagegen erheben muß. Bis jetzt war dem Deutschen der Wunsch nach einem schönen Hause fast gleichbedeutend mit dem Wunsch nach einem großen Hause, und doch hat derselbe große Raum, welcher das Coulissen- und Decorationswesen zum Uebermaß ausbildete, welcher viele Hundert Gasflammen zu seiner Erleuchtung forderte und dadurch die Feuergefahr ins Unleidliche vermehrte, zu gleicher Zeit der dramatischen Kunst selbst so empfindliche Verluste zugefügt, daß wir wohl sagen dürfen, diese häufigen Theaterbrände sind eine Rache, welche die herunterkommende Kunst ihren Verderbern bereitet. Oft genug ist ausgeführt worden, daß die großen Häuser den wesentlichsten Antheil an dem Rückgang haben, in welchem sich jetzt die Schauspielkunst und die dramatische Schaffenskraft befinden. In diesen weiten Hallen, die zuerst dem französischen Ballet und der großen Oper errichtet wurden, ist die deutsche Kunst der Menschendarstellung in den zwei letzten Generationen unaufhaltsam schwächer geworden. Das läßt sich verfolgen Jahrzehnt um Jahrzehnt von der alten Hamburger Bühne über Iffland und das erste — niedergebrannte — Schauspielhaus zu Berlin bis zu dem — niedergebrannten — Hoftheater in Dresden und bis zu den riesigen Neubauten anderer Städte. Die ehrliche Erfindung erlahmt auch dem reichbegabten Darsteller in der Wüste der großen Scene, und es ist eine traurige Beobachtung, daß die hoffnungsvollsten Schauspieler schon im besten Mannes-

alter in leidiger Manier untergehen. Wie die Schauspielkunst unaufhaltsam ärmer geworden ist, das ahnt auch der Zuschauer, welcher keine Erinnerungen aus einer besseren Theaterzeit bewahrt hat. Was ihn jetzt in das Schauspiel lockt, ist zumeist Neugier nach der Handlung neuer Stücke, bei älteren Repertoirstücken aber die Verehrung gegen die Dichter; die Mehrzahl der Zuschauer ist zufrieden, wenn ein Stück auf der Bühne mit erträglichem Anstand und einer gewissen Anbequemung der Schauspieler an den Charakter der Rollen abgesprochen und abgeschritten wird. Wer aber geübt ist, die eigene Arbeit des Schauspielers zu erkennen, der weiß, daß in alten berühmten Repertoirstücken fast nur die Ueberlieferungen aus früheren Künstlergeschlechtern den Erfolg unserer Schauspieler bewirken, und er beobachtet mit Staunen, daß auch diese Erinnerungen bereits trümmerhaft geworden sind und daß in derselben Rolle manches Darstellers dicht neben einzelnen schönen Zügen aus der alten Hamburger Schule und der Zeit Iffland's eine sklavische Nachahmung späterer Virtuosen: Ludwig Devrient's, Seydelmann's, Dawison's übel verbunden dahinläuft, während an anderen Stellen bereits eine völlige Leere gähnt, die wohl gar durch täppische Geberden und rohe Einfälle verdeckt wird. Fast nur auf éinem Gebiet, welches sich zumeist auf kleineren Theatern fortgebildet hat, in dem komischen Charakterisiren kleiner Leute aus dem Volk, erweisen unsere Künstler noch frische Schöpferkraft. Es ist kein Zufall, daß Talente wie Helmerding, Knaack u. A. zur Zeit die kräftigste Erfindung der Schauspielkunst darbieten. — Wir wissen wohl, es ist Alles ganz natürlich so gekommen. Mit der Steigerung des Wohlstandes drang die Freude an der dramatischen Kunst in weitere Kreise. Der größeren Schaulust wurde durch die größeren Theater gedient, bis in den großen Gebäuden die Schauspielkunst klein ward und der anspruchsvollere Theil des Publicums sich dem Theater allmählich entfremdete, während die schaufrohe Menge sich gewöhnte, ge-

ringere Ansprüche an die Kunst der Darsteller zu machen, dagegen an dem stattlich geschmückten, hellerleuchteten Raume, an sorgfältig gefertigten Decorationen und Kostümen und an der staunenerregenden Arbeit der Maschinen Befriedigung zu finden.

Möchten darum die Deutschen dem Verhängniß, welches unsere dramatischen Prachtkästen mit fürchterlicher Regelmäßigkeit zerstört, die Lehre entnehmen, daß die Zeit gekommen ist, wo man mit dem Aufrichten riesenhafter Häuser ein Ende machen muß. Ist eine Stadt so groß oder ein regierender Herr so reich, daß sie für die sogenannte große Oper besondere Räume einrichten können, so mögen sie das immerhin thun, die Feuergefährlichkeit solcher Gebäude wird dadurch ein wenig geringer, daß in ihnen nicht jeden Tag die Coulissen gezogen, die Lichter angesteckt werden. Wählt man aber grundsätzlich den Bau kleiner Häuser, so muß man sich auch mit dem Gedanken befreunden, daß solche Häuser völlig nach den Bedürfnissen der Schauspielkunst errichtet werden, d. h. so klein, daß diese wirklich darin zu Kräften kommen kann. Ein bescheidenes Haus, welches nicht mehr als etwa 900 bis 1000 Personen faßt und einen mäßigen Bühnenraum mit einfachen scenischen Vorrichtungen hat, wäre das Ideal für das recitirende Drama. In so kleinem Hause würde die Mehrzahl unserer dramatischen Künstler sich anfänglich ebenso unheimisch fühlen, als das Publicum behaglich, aber in kurzer Zeit müßten ihnen die unwahren Angewöhnungen und der Mangel an eigener ernster Arbeit so unleidlich werden, daß sie alle Kraft daran setzen würden, den nahen Zuschauern zu gefallen. Eine solche Bühne wäre mit verhältnißmäßig geringen Kosten herzustellen, sie müßte aber freilich in gewissem Sinne eine aristokratische Anstalt sein, d. h. durch entsprechendes Eintrittsgeld die Möglichkeit guter Gehälter bieten, sie müßte durch ein sorgfältiges Einstudiren, wie es seither in Deutschland fast unerhört ist, eine Schlagfertigkeit, Kraft und Schönheit der Wirkungen

erreichen, welche anderswo nicht zu finden wäre. Und sie würde dies leichter vermögen, weil die verhältnißmäßig geringe Zahl der Plätze häufige Wiederholung gelungener Vorstellungen gestattet und weil erfahrungsgemäß in kleinem Hause das Publicum weit wärmer und mit schnellerem und feinerem Verständniß auf die Darsteller wirkt.

Die neue Reichsgesetzgebung hat die Theaterführung für ein freies Gewerbe erklärt und dadurch für die Bildung und Sittlichkeit des Volkes etwas Neues geschaffen, dessen Folgen den Gesetzgebern schwerlich vor Augen standen. Die Gesetzgebung und die Aufsichtsbehörden haben nicht berücksichtigt, daß neue Rechte auch neue Pflichten auflegen und daß ein Freigeben dramatischer Vorstellungen die strengere Ueberwachung derselben im Interesse der Sittlichkeit nöthig macht. Zur Zeit sind wir auf dem besten Wege in den großen Städten dieselbe Verderbniß des Volkes herbeizuführen, welche wir im letzten Jahr so selbstgefällig an den Franzosen verurtheilt haben. Nun ist allerdings möglich, daß die freie Concurrenz im Theatergewerbe uns in irgend einer großen Stadt durch glücklichen Zufall auch eine Bühne für die höchsten Aufgaben des recitirenden Schauspiels verschafft. Indeß möchten wir auf solchen Zufall nicht gar zu lange harren. Wohl aber wäre es eine schöne und edle Aufgabe kräftiger Stadtgemeinden und kunstliebender Fürsten, eine Wiederbelebung des Schauspiels im besonderen Bau, der allerdings noch etwas kleiner sein würde, als z. B. das Innere des Berliner Schauspielhauses, zu begünstigen. Die kleinen Theater einiger fürstlichen Residenzen, welche zur Zeit bestehen, vermögen deshalb nicht die Schauspielkunst zu bessern, weil entweder ihre Mittel allzu beengt sind oder weil sie zugleich für jede Art von Oper dienstbereit sein müssen. — Baut man aber niedergebrannte Bühnen mit dem bisherigen Bestreben auf, alle Gattungen der darstellenden Kunst darin zu vereinigen, wie in Dresden, Breslau und auch in Darmstadt die Absicht ist, so werden die neuen

Prachtbauten vielleicht von der Muse der Musik wie seither mit heiterem Anstand ertragen werden, die Schauspielkunst aber hat von ihnen nichts Besseres zu hoffen, als die römischen Gladiatoren von den Mauern ihres Amphitheaters — Todeswunden und ein klägliches Ende im Sande unter dem satten Zuruf der schauenden Menge.

Eduard Devrient als Theaterdirector.

(Grenzboten 1870, Nr. 18.)

Der Mann, welcher nach vieljähriger, erfolgreicher Thätigkeit die Leitung der Karlsruher Hofbühne aufgegeben hat, ist dem Vernehmen nach damit beschäftigt, seine Theater-Erinnerungen aus den letzten Jahrzehnten niederzuschreiben, wir wissen nicht, ob als Fortsetzung seiner Geschichte des deutschen Theaters, ob in Memoirenform als persönliche Erlebnisse. Einen Wunsch möchten wir dazu auf seinen Arbeitstisch senden: daß es ihm gefallen möge, nicht nur die Grundsätze, nach denen er sein Theater geleitet hat, sondern auch die technische Einrichtung, welche sich unter seiner Leitung bewährt hat, recht reichlich und ausführlich darzustellen; vor Allem, was seiner Bühne bei Annahme und Anpassung der Stücke, in Proben und scenischer Einrichtung eigenthümlich war. Wir meinen, daß in unserer Zeit gerade die geschäftliche und technische Behandlung dieser großen Bildungsanstalten ein Gegenstand allgemeinen Interesses sein müßte, wir glauben, daß man bei Schilderung des Verfahrens nicht leicht zu weitläufig werden kann, und daß solcher Bericht sich sogar über die einzelnen großen Repertoirstücke Shakespeares, Schillers, Goethes bis auf Striche, Anordnung der Hauptscenen und Besetzung der Hauptrollen erstrecken sollte. Nur in dieser Weise vermag Devrient seine

Thätigkeit, das ehrliche Streben und die Culturwirkung seiner Bühne zu einem Gewinn für andere Theater und für das Kunstverständniß unserer Zeit zu machen.

Unterdeß sei hier eine kurze Schilderung seiner Directorial-Leistungen versucht. Seit dem Jahre 1852 ist in der Presse seine mühevolle Arbeit mit Antheil verfolgt worden. Bei jedem Besuch in Karlsruhe hat auch der Schreiber dieser Zeilen das Theater mit Vergnügen und Nutzen besucht. Es war besondere Freude, einen ganzen Mann zu sehen, der mit unermüdlicher Pflichttreue seine idealen Forderungen gegenüber schwachen Tagesschöpfungen, gegen die Kritik und die Gewöhnungen seiner Zuhörerschaft aufrecht erhielt. War auch einmal eine Aufführung, wie das überall zu gehen pflegt, nicht auf der Höhe, die vor Allen er selbst sich wünschte; an Einzelheiten in Anordnung und Einstudiren fand man immer Behagen, und der Grundzug seiner Leitung war immer erkennbar: der Ernst, in welchem er die Bühne und ihre schöne Kunst als ein großes Culturmittel zur Veredelung des Geschmacks und zur Bildung des Gemüths auffaßt.

Es ist nicht unbekannt, in welch verstörtem Zustande sich das Karlsruher Hoftheater befand, als Eduard Devrient im Jahre 1852 die Neugestaltung desselben übernahm. Der gräuliche Brand im Jahre 1847 hatte das Bauwerk vernichtet, seit fünf Jahren war die Bühne in einem ehemaligen Orangeriegebäude aufgeschlagen. Durch Krieg und manches Unglück im Fürstenhause waren die Neigungen des Hofes und der Gesellschaft dem Theater entfremdet. Das Kunstpersonal war bei den Gehaltsabminderungen im Kriege verkleinert und der besten Kräfte beraubt worden. Die aus dem Brande gerettete innere Ausstattung war in jeder Weise ungenügend für das neue Haus, das im Bau begriffen der Vollendung nahe war. Die ungeeignete Leitung und höhere Eingriffe hatten den ganzen künstlerischen Betrieb auf's Aeußerste verwirrt und die moralische Haltung geschädigt. Das Repertoir entsprach dem gewöhnlichen

Brauch, die italienischen Opern und Gesangspossen waren der Zuhörerschaft zur Lieblingskost geworden.

Gluck war der Karlsruher Oper ein Fremdling. Shakespeare war dem Publicum nur als seltene Erscheinung durch die gewöhnlichen Gastspielstücke bekannt. Bei Annahme neuerer Gedichte folgte man dem Vorgange anderer Bühnen. Die Mühe der Prüfung aller erscheinenden Neuheiten ersparte man sich, deshalb auch den Vortritt mit irgend einer Aufführung.

Der Begünstigung von guten Freunden und Geltendmachung des Sonderwesens war Thür und Thor geöffnet.

Der damalige Prinzregent Friedrich von Baden berief Devrient, der ihm wohl nur durch seine Schriften bekannt war, um dieser Verwilderung und Verderbniß seines Theaters vor dem noch unentweihten neuen Hause ein Ende zu machen und in der Bühne seiner Hauptstadt eine wahre Kunstanstalt, ein neues Culturmittel zu schaffen. Er wollte den Versuch wagen, das Ideal der Devrient'schen Lehre zu verwirklichen und dem Herkommen zum Trotz einen Bürgerlichen und Fachmann unmittelbar von der Bühne hinweg an die Spitze zu stellen.

Im October 1852 begann Eduard Devrient noch mit dem alten Bestande des Personals und in dem alten Noththeater die Arbeit seiner Umgestaltung. Die innere Einrichtung des neuen Hauses, das leider im Wesentlichen fertig war, konnte er nur noch in Kleinigkeiten verbessern. Ein fast gänzlich neuer Vorrath von Decorationen und Kostümen mußte beschafft und bei den geringen Geldmitteln die Verwendbarkeit jedes Stückes für mannigfachsten Gebrauch berücksichtigt werden.

Er hielt fest an dem Grundsatz, daß die Ausstattung nirgend in den Vordergrund der Aufführung treten dürfe, und ihm kam hier die praktische Nothwendigkeit zu Hilfe. Er suchte eine gewisse Allgemeinheit des historischen Zuschnitts, die Ver=

anschaulichung mehr einer Zeit, als einer Einzelheit, und er begriff völlig die Gefahr, welche die sogenannten reichen Ausstattungen der dramatischen Kunst bereiten. Er wußte, daß Decorationen, Kostüme und äußere Zurichtung die ästhetische Wirkung des Spiels nur dann unterstützen, wenn sie nicht als ein Ungewöhnliches, Neues und breit Ausgeführtes den Darsteller beengen und die Zuschauer zerstreuen. Diese äußere Einrichtung muß in unserer Zeit der Landschaftsmalerei und einer vorzugsweise geschichtlichen Bildung allerdings reichlicher sein, als sie vor funfzig oder gar vor hundert Jahren war. Sie ist auch für den Darsteller unentbehrlich geworden. Denn die moderne, unschöne, die Körperformen ungeschickt deckende Kleidung der Männer, und unsere Sitte, welche eine Selbstbeobachtung der Körperhaltung und Handbewegungen, wie des Gesichtsausdrucks nicht begünstigt, macht dem Schauspieler für Haltung und Geberden die seiner Rolle entsprechende Tracht zu einer werthvollen Hilfe. Aber ebenso wie der Darsteller als Römer, Hohenstaufe, in Mantel- und Degenrollen und in französischen Kniehosen durchaus nicht die Aufgabe hat, mit alterthümelnder Genauigkeit die Besonderheit alter abweichender Lebensformen darzustellen, sondern nur solche bedeutsame Züge der abliegenden Zeiten und Völkerschaften, welche gerade der künstlerischen Wirkung seiner Rolle dienen und welche der guten mittleren Bildung seiner Zeit als dazu gehörig wohl bekannt sind, ebenso soll sich eine Theaterleitung hüten, mit Sorgfalt historische Besonderheiten der Kleidung oder der scenischen Ausstattung hervorzusuchen. Wenn ein Director erst ängstlich darauf achtet, daß in Wilhelm Tell die genau nachgebildeten Landschaften des Vierwaldstättersees mit den Wirkungen eines Dioramas erscheinen, und daß die Schweizer Bauern und rittermäßigen Leute gerade solche Bruchhosen und Eisenkappen tragen, wie zur Zeit Johann Parricida's gebräuchlich waren, so wird das antiquarisch erfreute Publicum demnächst dahin geführt, die thatsächliche Wirklichkeit auch gegen den Inhalt

des Dramas geltend zu machen, und die letzte Folge würde sein, daß Tell nicht mehr in neuzeitlichem Jambus, sondern in der alten Schweizer Mundart zu sprechen aufgefordert wird. Und ebenso dürfte von einem alten Römer gefordert werden, daß er nicht hochdeutsch, sondern sein Latein rede. Da dies in der That unmöglich ist, so hört der Darsteller bei fortgesetzter realistischer Ausbildung aller Aeußerlichkeiten überhaupt auf zu sprechen; er singt noch eine Weile, bis auch das unpassend erscheint; an Stelle des historischen Schauspiels tritt zuletzt die Pantomime. Dieser Uebergang ist schon einmal in antiker Zeit durchgemacht worden. Manche Bühnen sind von solchem Unsinn nicht mehr so weit entfernt, daß man ihn für unmöglich halten sollte. Glücklicherweise ist unser Publicum in seinem historischen Gewissen bei einiger Klugheit des Bühnenleiters immer noch leicht zu befriedigen, freilich auch leicht zu verwöhnen. Devrient verstand sehr gut bei außerordentlicher Gelegenheit durch eine neue Decoration, ein paar Sammetmäntel und ein Dutzend geschlitzte Jacken den wünschenswerthen Schein der Reichlichkeit hervorzubringen und hütete sich, auch nur einmal durch zu großen äußeren Aufwand an falsche Effecte zu gewöhnen. Dagegen war er erfindungsreich in kleinen decorativen Einrichtungen, welche ihm die Wirkungen des Schauspielers ehrlich steigerten. Nicht nur die Gesprächscenen im modernen Salon wußte er besonders zierlich und bequem anzuordnen, er war auch bei geschichtlichen Stücken sorglich bemüht, die Einförmigkeit des viereckigen tiefen Guckkastens, den unsere Bühne darstellt, durch hübsche Einfälle hinwegzubringen, und er hat vor Allem in den Shakespeare'schen Dramen, die bekanntlich für eine ganz andere Bühne geschrieben sind, dadurch eine Anzahl scenischer Wirkungen zu ganz neuer Geltung gebracht.

In ähnlicher sparsamer Weise geschah die Vervollständigung des Personals. Da zu den hervorragendsten Eigenschaften der Devrient'schen Begabung das Lehrtalent gezählt

werden durfte, so glückte es ihm, manche wichtige Fächer mit jungen Kräften zu besetzen, welche als Schüler der Anstalt mit geringen Geldmitteln sich begnügten. Es gelang ihm gleichfalls, mit einem der Zahl nach außerordentlich geringem Personale, mit nur einfacher Besetzung aller nothwendigen Fächer die rollenreichsten Stücke aufzuführen, weil seine künstlerische Nachhilfe den Einzelnen bei schwierigen Aufgaben allenthalben beistand und deshalb auch mittlere Talente oft mit großen Aufgaben bedacht werden konnten.

Aber nicht allein auf die Schüler und Geringeren der Gesellschaft erstreckten sich die belehrenden Hilfen des neuen Directors, auch die Darsteller der ersten Rollen wurden von seiner theoretischen wie praktischen Unterstützung auf das geführt, was eine tüchtige Leitung vor Allem auszeichnet: zu der völligen Hingabe an das Werk des Dichters ohne Hervordrängen des Einzelnen und ohne Befriedigung der persönlichen Eitelkeit auf Kosten der Gesammtwirkung und der Naturwahrheit.

Man hat deshalb seiner Bühne zuweilen den Vorwurf gemacht, daß sein Verfahren zwar eine gewisse Abrichtung und Anpassung des Einzelnen erreiche, daß sie aber starke, künstlerische Erfindung, geistvolle und ureigene Auffassung nicht begünstige. Dieser Vorwurf ist unbegründet, er ist besonders ungerecht in einer Zeit, in der fast jede stärkere Begabung, bevor sie technisch gereift ist, in anspruchsvoller Uebertriebenheit unterzugeben verdammt scheint. Kein Theater, und seien seine Geldmittel noch so groß, vermag in unserer Zeit die Mehrzahl der Fächer mit Persönlichkeiten von besonders starker Kunsttüchtigkeit zu besetzen, dazu sind der Bühnen zu viele und freudiges Selbstschaffen unter den Schauspielern viel zu selten. Bei den immerhin bescheidenen Mitteln der Karlsruher Bühne mußte Devrient froh sein, wenn er auch nur mäßige Begabung in manchem wichtigen Rollenfach sich durch einige Jahre bewahren konnte. Den reicheren Talenten, welche er zu er-

halten das Glück hatte, ließ er jeden Spielraum. Die Befriedigung, welche seine Bühne gewährte, war deshalb die beste, welche gegenwärtig in einer mittleren Stadt zu erreichen ist. Es war zuerst die Abwesenheit grober Fehler und eine beharrliche Bändigung der dramatischen Rohheiten, durch welche der Schauspieler für sich Beifall sucht, indem er Uebertreibungen der Posse in das Lustspiel mischt, seine Wirkungen auf Kosten der Mitspielenden aufbläst u. s. w. Man war immer sicher, in guter Gesellschaft zu sein, auch bei gewagten und possenhaften Momenten vermißte man nicht das Zartgefühl guter Sitte. Dazu kam als besonderer Reiz die Einheit des dramatischen Stils in sämmtlichen Rollen, die Zuvorkommenheit, mit welcher die Wirkungen durch einen Darsteller dem andern vermittelt wurden, vor Allem die warme Achtung des Bühnenleiters und seiner Künstler gegenüber den Textworten und den beabsichtigten Wirkungen des Dichters. Das Theater von Karlsruhe bietet manches Hemmniß. Der Zuschauerraum geht bereits über den Umfang hinaus, welcher für feine Wirkungen des Schauspiels wünschenswerth ist, und hat den besonderen akustischen Mangel, daß er ein schnelles Redemaß fast nur an einer Stelle der Bühne gestattet. Das wird namentlich beim Conversationsstück ein fast unübersteigliches Hinderniß. Wenn darin nicht immer ein frisches und lebhaftes Tempo erreicht wird und nicht durchweg die schönen Wirkungen, welche in der Steigerung und Abdämpfung des Vortrags, also in dem rhythmischen Gruppiren der Scenentheile liegen, so ist der Uebelstand in dem Bau des Hauses zu suchen, welches den Schauspieler zu einer beständigen Behütung seines Spieles nöthigt.

Das allmählich heranbildende Studium, welches Devrient seinen Künstlern an immer schwierigeren Aufgaben zu Gute kommen ließ, formte unvermerkt auch die Zuhörerschaft. Es genügte ein Zeitraum von zehn Jahren, um das Repertoir auf die festen Grundpfeiler von sämmtlichen dem Publicum zu-

gänglichen classischen Werken Shakespeare's und der deutschen Meister zu stellen (20 von Shakespeare, 20 von Lessing, Goethe und Schiller, 3 von Kleist). Daneben stehen die Namen aller bedeutenderen Dichter der Neuzeit, wenige modern französische; in der Oper folgten auf 5 Gluck'sche, 6 Mozart'sche Werke (mit den Originalrecitativen) Beethoven's, Weber's, Spohr's, Marschner's, Meyerbeer's, R. Wagner's Opern und manches Werk neuerer Tondichter, von französischen Componisten, was sich dramatisch auszeichnete von Méhul bis zu Auber — der Name Offenbach blieb unbekannt —, von Italienern dagegen erschien nur wenig. Das Repertoir behauptete vorwiegend deutschen Charakter. Hiermit war der Geschmack des Publicums festgestellt und erwies sich in der mehrmals aus äußeren Anlässen gewagten Probe gegen alle leichtfertigen und geistesarmen Erzeugnisse der Bühnenschriftstellerei ablehnend. In gleicher Weise hatte auch das Personal an diesen Hauptaufgaben der Kunst die Probe der Reife bestanden.

Aber große Schwierigkeiten waren hier zu überwinden, und rastlose Arbeitsamkeit war nöthig gewesen.

Konnte doch dem immer wiederkehrenden Publicum eine gewonnene Vorstellung nur in sehr geringer Zahl von Wiederholungen und in so großen Zwischenräumen vorgeführt werden, daß jedesmal erneute Proben den der Aufführung vorangegangenen folgen mußten. Diese Proben von der ersten Leseprobe, der Devrient nicht selten bei schwierigen Aufgaben eine Vorlesung des ganzen Stückes vorausschickte, durch die möglichst früh abzuhaltenden Einrichtungsproben hindurch, die das Rollenstudium wesentlich unterstützten, bis zu den drei bis vier Hauptproben, denen er, wie der Feldherr vor seiner Schlachtlinie stehend, mit eingreifenden Winken und Bemerkungen folgte, leitete er fast immer selbst mit Beihilfe des Regisseurs. Um die Prüfung der Abendwirkung zu machen, setzte sich der Director zur letzten Probe in eine Loge des Zuschauerraums und vermerkte hier auf ein Blatt, das der Coulissenwitz mit dem

Titel „Sündenregister oder Lasterbogen" bezeichnete, die noch auffälligen Mängel der Aufführung, die er dann jedesmal nach dem Acte den Betreffenden einzeln mittheilte, wie er denn überhaupt vermied, den künstlerischen Stolz durch lauten Tadel vor Anderen zu kränken, und wie er auch die widersprechende Ansicht über Auffassungen, wenn er sie nicht zur seinigen überführen konnte, nicht zu erzwingen versuchte.

Bei allzugroßen Vorstellungen war es sein Brauch, die anstrengenden Proben zu theilen, um durch die Abspannung der Kräfte nicht die Wirkung zu beeinträchtigen.

Während, wie oben erwähnt, zum Nachtheil des Repertoirs das Publicum zu wenig wechselte, so wechselte umgekehrt das Personal zu häufig. Denn der Vortheil, der sich dem Institut aus der Zahl wohlfeiler junger Kräfte ergab, schaffte ihm auch verdoppelte Arbeit, den Wiederersatz durch neue, wenn sie aus der Devrient'schen Schule gereift an andere Bühnen in glänzendere Verhältnisse schieden (wie Schnorr, Kraftel u. A.). Nicht vereinzelt sind jedoch die Beispiele, daß Mitglieder des Karlsruher Theaters dem frischen, künstlerischen Treiben, der treuen gemeinschaftlichen von oben bis herab mit künstlerischem Eifer betriebenen Arbeit und dem fast familienhaft zu nennenden Ton der Karlsruher Kunstanstalt einen lockenden Antrag an geldreichere Bühnen zum Opfer brachten.

Dies erziehende und heranbildende Verfahren, welches das Institut erhob und hielt, hatte auch auf die jungen Talente der Bühnendichter günstigen Einfluß. Ein Leseausschuß, — die Vorstände und zwei aus dem Personal alljährlich neu gewählte Mitglieder, — hatte die Aufgabe alle und jede dem Theater zukommenden Bühnendichtungen zu lesen und durch schriftliche Urtheile und Inhaltsberichte der Direction zur Annahme zu empfehlen oder deren Unmöglichkeit nachzuweisen. Konnte sich so kein Bühnendichter über gänzliche Vernachlässigung beklagen, so gelang es Devrient nicht selten, von einer

aufstrebenden Kraft durch praktische Winke das Werk bühnengemäß umarbeiten zu lassen. Wie denn Devrient allezeit bestrebt war, den angehenden Dichtern der Gegenwart an seiner Bühne die erste Gelegenheit zur Verwirklichung ihrer Werke zu schaffen. Namen wie Lindner, Eschenbach, aus früherer Zeit O. Ludwig und Andere mehr danken Eduard Devrient ihren ersten Klang. Nicht wenige Stücke machten von Karlsruhe aus den Weg auf deutschen Bühnen.

Daß eine nach allen Richtungen hin ebenso sparsame als auf künstlerische Vollendung der Ausführung zielende Leitung auch den Geldverhältnissen der Anstalt zu Nutzen wirken mußte, ist erklärlich. Und in gleichem Maße wie der Antheil des anfangs widerstrebenden Publicums von Jahr zu Jahr wuchs, verzeichneten auch die Jahresabschlüsse einen wachsenden Erntesegen der Einnahmen, und Eduard Devrient durfte seinem Nachfolger nicht nur ein in allen Gattungen und Züchten geordnetes Institut, sondern auch eine für die kleinen Verhältnisse hochgesteigerte Einnahme hinterlassen, die er noch kurz vor seinem Scheiden, den augenblicklichen Groll der Betheiligten nicht achtend, durch Erhöhung der vornehmeren Eintrittspreise vermehren konnte, ohne dadurch den Zulauf zu den Vorstellungen zu mindern.

Fragt man nun nach den wirkenden Ursachen, welche eine solche gänzliche Umgestaltung zum Besten ermöglichten, so ist zunächst Eduard Devrient's wohlthuende Persönlichkeit zu nennen: Erfahrung auf allen dramatischen Gebieten aus eigener Anschauung, seine Art der Belehrung, seine Schriften, das damit verknüpfte Ansehen, sein streng moralisches Leben und die eingreifende Wirkung desselben auf das sittliche Verhalten der Schauspieler. Er gab z. B. dem Personale neue, auf die bewährten Anschauungen der vorzüglichsten Directoren: Eckhof, Schröder, Iffland, Goethe, Immermann u. s. w. gefußte Dienstregeln. Nicht weniger half das ganz ungewöhnliche Vertrauen eines freisinnigen und edlen Fürsten, der sein Theater der Lei-

tung eines praktischen Bühnenkenners überließ mit dem Versprechen, jede Einmischung abzuwehren, und der diese Verheißung in der That bis ins achtzehnte Jahr erfüllte.

Möge Eduard Devrient in der ehrenvollen Muße, welche ihm jetzt geworden ist, vor Allem die größte Freude erleben, daß sein Grundsatz: das Theater zu dem schönsten Culturmittel unserer Volksbildung zu erheben, allgemeine Zustimmung finde.

Baudissin's Shakespeare-Uebersetzung und die Shakespeare-Gesellschaft.

(Im Neuen Reich 1880, Nr. 24.)

Die deutsche Shakespeare-Gesellschaft hat Recht, wenn sie das Andenken ihres verstorbenen Mitgliedes W. Hertzberg, dessen Tod auch wir beklagen, gegen die Annahme vertheidigt, als habe derselbe bei seiner Uebersetzung Shakespeare'scher Stücke die Arbeit seines Vorgängers Baudissin in unzulässiger Weise benützt. Gern wird hier bezeugt, daß der gewissenhafte Mann die betreffenden Dramen so selbständig aus dem englischen Texte übertragen hat, wie nur irgend Jemand dreißig Jahre nach Baudissin's Uebersetzung dieselben zu übertragen vermochte. Ein Plagiat begangen zu haben, war gar nicht der Vorwurf, welcher den Herren von der Shakespeare-Gesellschaft gemacht werden sollte. Da aber die Unbill, welche in der Shakespeare-Ausgabe der Gesellschaft, sowohl bei neuen Uebersetzungen einzelner Stücke, als bei Bearbeitung vorhandener Uebersetzungen, dem damals noch lebenden Baudissin zugefügt worden ist, in dem Aufsatz „Wolf Graf Baudissin" nicht mit wünschenswerther Ausführlichkeit dargestellt wird, so sei es erlaubt, noch einmal darauf zurückzukommen.

In Kürze wird zunächst an das Sachverhältniß erinnert.

Baudissin übersetzte dreizehn Dramen von Shakespeare, um das Werk Schlegel's zu vollenden. Er allein, in ihm eigener Arbeit, denn Tieck's Antheil daran beschränkte sich auf ein Begutachten der fertigen Stücke, auf gelegentliches Verhandeln über Einzelheiten und auf die Anmerkungen zu einzelnen Stellen am Ende des Werkes. Der Uebersetzer überließ dem befreundeten Tieck die buchhändlerischen Erträge der Arbeit und war es zufrieden, daß Tieck auf das Titelblatt den eigenen Namen neben den von Schlegel setzte. Baudissin übte solche Entsagung aus Freundschaft und Theilnahme für den Dichter und wir werden der Hingabe unsere Anerkennung nicht versagen, auch wenn sie uns fast zu groß erscheinen sollte. Aber wie opferfroh und selbstlos der bescheidene Mann dies Verhältniß zu seinem Werke, solange Tieck lebte, ertrug, er war sich doch bewußt, daß die gute und große Arbeit nur ihm angehörte; wurde an ihr gemäkelt, so hatte er die Sorge, und daß sie gefiel und in weiten Kreisen wirkte, empfand er als eine Ehre seines Lebens. Und er hatte wohl Grund zu stiller Freude. Denn erst, nachdem durch seine energische Thätigkeit der ganze Shakespeare in deutscher Sprache vorlag, wurden die Ausgaben dieser Uebersetzung ein Gemeingut der Nation, nächst Goethe's und Schiller's Werken das angesehenste und einflußreichste Buch für die ästhetische Bildung des ganzen jüngeren Geschlechtes. Auch die meisten Mitglieder der Shakespeare-Gesellschaft verdanken es wahrscheinlich diesem Werke, und also auch dem Antheile, welchen Baudissin daran hat, daß ihnen Shakespeare lieb wurde.

Die Verfasserschaft Baudissin's hatte Tieck selbst am Ende des Werkes den Lesern mitgetheilt, wenn er auch aus naheliegenden Gründen bemüht war, seine eigene Betheiligung so viel als möglich herauszuheben. In literarischen Kreisen war die Selbständigkeit der Baudissin'schen Arbeit niemals Geheimniß; schon vor fast vierzig Jahren hatte Delius, gegenwärtig Präsident der Shakespeare-Gesellschaft, in seiner verurtheilenden

Kritik der Tieck'schen Anmerkungen wiederholt als einen Beweis für die Flüchtigkeit Tieck's hervorgehoben, daß der Uebersetzer im Text den Shakespeare zuweilen richtiger verstanden habe, als Tieck in seinen Anmerkungen. Allmählich verbreitete sich die Kunde von Baudissin's Urheberschaft in weiteren Kreisen, auch bei Ankündigungen der Theater wurde häufig er als der Uebersetzer genannt. Vor allen Anderen aber mußten die Mitglieder der Shakespeare-Gesellschaft mit dem Sachverhältniß genau bekannt sein.

Deshalb, als Tieck gestorben war, und die Shakespeare-Gesellschaft eine neue kritische Ausgabe übernahm, durften wir annehmen, daß die Gesellschaft dem Manne, welchem wir Alle neben Schlegel zum Danke verpflichtet sind, gerecht werden würde, nicht nur durch Eintragung seines Namens, sondern was mehr gilt, durch eine achtungsvolle Behandlung seines Werkes, wie sie ein ehrenhafter, lebender Schriftsteller beanspruchen darf, der durch einen ganz ungewöhnlichen Umstand verhindert ist, das Eigenthumsrecht an seiner Arbeit geltend zu machen.

Aber das Gegentheil geschah. Schon im Vorworte erklärte das „Präsidium" der Gesellschaft, nachdem es sich über die Behandlung der Schlegel'schen Uebersetzungen ausgesprochen: „daß die sogenannte Tieck'sche Uebersetzung, die indeß bekanntlich zum geringsten Theile von Tieck selbst herrühre, zwar ihre Vorzüge habe und in wohlbegründetem Ansehen beim deutschen Publicum stehe, doch zum Theil auch an großen Mängeln leide." Deshalb werde bei ihr ein anderes Verfahren einzuhalten sein, eine Anzahl Stücke neu zu übersetzen, die übrigen stellenweise umzugestalten. Dies kurze, und — so weit die Sache Baudissin angeht — herbe Urtheil war Alles, was die Gesellschaft zur Erklärung eines auffallenden Verfahrens den Lesern mittheilte. Der damalige Präsident der Gesellschaft, Ulrici, setzte dem Werke eine ausführliche literarhistorische Einleitung vor, auch darin wird Baudissin's Name

gar nicht genannt, und nur gesagt, daß Tieck das Werk Schlegel's „im Verein mit jüngeren Freunden“ vollendet habe. Und eine Kränkung für Baudissin und keine gute Vergeltung seiner Verdienste um Shakespeare war die Art und Weise, wie man seine Uebersetzungen aufnahm und wie man sie ausstieß.

Sieben seiner Uebertragungen: „Viel Lärm um Nichts“, „Antonius und Kleopatra“, „Maß für Maß“, „Die lustigen Weiber“, „Othello“, „Lear“ und „Der Widerspänstigen Zähmung“ sind in die Ausgabe aufgenommen worden; bei jedem dieser Stücke sind die Revisoren als „Bearbeiter“ auf dem Titel aufgeführt, bei keinem ist Baudissin als Uebersetzer genannt. Statt seiner L. Tieck. Wie war dies möglich? So naiv wäre Tieck selbst nicht gewesen, den einzelnen Stücken Baudissin's seinen Namen vorzusetzen. An dem Texte haben die Herren Bearbeiter ihre Kunst nach dem Maße ihrer Kraft geübt, wohl und zuweilen übel, wie an herrenlosem Gute eines namenlosen Toten. Daß sie der Arbeit jede Besserung und Aenderung angedeihen ließen, deren dieselbe vor moderner Textkritik bedurfte, war nöthig und dankenswerth, aber es hätte Manchen gefreut, wenn sie ihr ehrenvolles und schwieriges Amt mit dem Zartgefühle und der Rücksicht verwaltet hätten, welche der ihnen vorliegende Text wohl beanspruchen durfte, vor Allem dadurch, daß sie bei den Einleitungen zu den einzelnen Stücken in höflicher Weise Auskunft gaben über Gründe und Umfang ihrer Aenderungen an solchen Stellen, welche eine Umarbeitung nöthig machten, und welche ihnen das Recht gaben, sich die Bearbeiter einer fremden Arbeit und zwar der Arbeit eines angesehenen lebenden Schriftstellers zu nennen.

Ferner aber wurden von den dreizehn Dramen der Baudissin'schen Uebersetzung sechs ganz ausgemerzt: „Heinrich VIII“, „Titus Andronicus“, „Die Komödie der Irrungen“, „Ende gut, Alles gut“, „Troilus und Cressida“ und „Liebes Leid

und Lust", statt ihrer die Uebersetzungen von W. Hertzberg eingestellt.

Hertzberg ist der Einzige, welcher wiederholt in den literarischen Einleitungen und Anmerkungen zu den von ihm übersetzten Stücken, da wo er die Selbständigkeit seiner Arbeit betont, seines Vorgängers Baudissin gedacht hat, einmal vor „Heinrich VIII" mit dem höchsten Lobe der Baudissin'schen Uebertragung dieses Stückes. Aber „Liebes Leid und Lust" nennt auch er mit Unrecht eine Uebersetzung Tieck's. Wenn Tieck in seinem Nachworte erwähnte, „daß von seinem Jugendversuche, einige Acte dieses Stückes zu übersetzen, Manches für die spätere Uebertragung habe gebraucht werden können", so blieb doch unverborgen, daß es mit diesem seinem Antheile nicht weit her ist. Gerade dies Stück war eine Lieblingsarbeit Baudissin's, an welcher er besonders sorgfältig und liebevoll gefeilt hat, und welche die Eigenart seines Talents deutlichst zeigt.

Ueber die Gesichtspunkte, nach denen Hertzberg bei seiner Uebersetzung verfuhr und die seine Arbeit von der seines Vorgängers unterscheiden: größere Worttreue, engerer Anschluß an Shakespeare's Rhythmik, hat dieser neue Uebersetzer sich klar und ehrlich ausgesprochen. Dennoch blieb die Frage unbeantwortet, weshalb es nöthig wurde, die betreffenden sechs Dramen Baudissin's hinauszuwerfen. Sie waren vielleicht die schwächsten seiner Arbeit? Gerade im Gegentheil, sie zählen unter seine besten, außer den beiden genannten namentlich „Troilus".

Die Güte der Hertzberg'schen Uebersetzungen soll hier keineswegs unterschätzt werden. Er war seinem Vorgänger an philologischer Schulung und an Sprachgelehrsamkeit überlegen. Bei Baudissin laufen einzelne Flüchtigkeiten und hier und da Verfehltes im Ausdrucke unter; die Correctheit Hertzberg's ist sicherer. Im Ganzen aber ist ihm Baudissin wieder in Anmuth der Sprache, in stilvoller Haltung und drama-

tischem Vortrage überlegen. Und wenn Beide als treffliche Uebersetzer nach dem Maß und Geschmack ihrer Zeit gerühmt werden dürfen, so hatte Baudissin doch das Vorrecht, als der ältere und als Mitbegründer unseres deutschen Shakespeare bereits im Besitze zu sein.

Dies aber mußte für das Bewahren des Baudissin'schen Textes entscheiden. Denn die poetische Wiedergabe des englischen Shakespeare durch Schlegel und Baudissin, Stil und poetische Sprache Beider haben etwas Gemeinsames und ihnen Eigenartiges, was nicht mehr ganz modern ist und bereits der Vergangenheit angehört. Beide zusammen haben für Shakespeare einen deutschen dramatischen Stil geschaffen, welcher auch noch in Momenten großer Bewegung den Zusammenhang gefügter Perioden zu erhalten strebt, und welcher in Wörtern, Bildern und Redensarten das, was unserer Empfindung als gemein, roh und plump erscheint, ohne daß es wahrscheinlich zu Shakespeare's Zeit so aufgefaßt wurde, vorsichtig abdämpft und mildert, um größere Einheit in der Tonfarbe zu erreichen. Man hat deshalb wohl von ihrer Uebertragung — nicht ganz richtig — gesagt, daß sie dem Shakespeare ein vornehmeres Gewand verleihe, als er im Englischen trage. Dieser Behandlung der Shakespeare'schen Sprache steht jetzt bereits eine neuere gegenüber — auch die Hertzberg's — welche sich bemüht, überall so scharf wie möglich zu charakterisiren, Grelles, Hartes und selbst was als unschön verletzt, nicht zu vermeiden; auch moderne Ausdrücke und Wendungen zu gebrauchen, mit geringerer Rücksicht darauf, ob sie auf der Bühne zu der Tracht der dargestellten Helden und zu dem historischen Kostüm, welches uns der ganze Shakespeare erhalten hat, passen wollen. Bei solchem Streben nach wortgetreuem, energischem Ausdrucke wird zuweilen im Einzelnen gewonnen, im Ganzen aber beim Lesen und auf der Bühne die Schönheit der Gesammtwirkung nicht gefördert. Und die Ausgabe der Shakespeare-Gesellschaft läßt sich ver-

gleichen mit einem Cyklus von Fresken, welche Cornelius und seine Zeitgenossen vollendet hatten und von denen in neuester Zeit einzelne mit Bildern von Piloty und Makart vertauscht worden sind.

Der Gegensatz zwischen der Schlegel-Baudissin'schen Behandlung und der modernen wird natürlich am auffallendsten in den Scenen witziger Unterhaltung und derber Komik, denn der Witz und die Lustigkeit, die Zierlichkeit eleganter Rede und die Wortspiele, welche den Zeitgenossen des Dichters ein farbenreicher und duftender Blumenstrauß waren, werden für spätere Geschlechter zum großen Theile gewelkte Blüthen und Pot pourri. Deshalb hat Baudissin, wie schon Schlegel vor ihm gethan, in solchen Stücken: „Liebes Leid und Lust“ und „Ende gut, Alles gut“, an einzelnen Stellen die neckenden Reden, witzigen Vergleiche und Wortscherze Shakespeare's, deren wortgetreue Wiedergabe ihm unmöglich erschien, mit anderen vertauscht. Natürlich ist es schwierig und vielleicht eine undankbare Arbeit, solche Stellen, in denen die Originalität des Uebersetzers sich mit größerer Selbständigkeit äußert, nach neuestem Zeitgeschmacke zu genauerer Worttreue umzuformen. Gerade vor der besten Arbeit wird es am schwersten sein. Hielt deshalb die Shakespeare-Gesellschaft für nöthig, eine oder die andere Uebersetzung Baudissin's mit einer neueren zu vertauschen, so war es nicht höflich, sondern nur schicklich, daß der Vorstand der Gesellschaft sich gleich auf den ersten Seiten des Werkes ausführlich und offen mit Baudissin auseinandersetzte, und daß nicht dem Zufalle überlassen blieb, wie weit die Uebersetzer und Revisoren vor den einzelnen Stücken dem Manne, auf dessen Stuhl sie als seine Verbesserer gesetzt wurden, Gerechtigkeit widerfahren ließen.

Dies wird hier gesagt, nicht um Jemandem wehe zu thun, sondern um für künftige Auflagen eine Abstellung, so weit solche noch möglich ist, anzuregen.

IV.

Geschichtliches.

Granius Licinianus.

(Grenzboten 1858, Nr. 20.)

Gai Grani Liciniani Annalium quae supersunt ex codice ter scripto musei Britannici Londinensis nunc primum edidit Carolus Aug. Frid. Pertz. Berolini 1857. gr. 4. — Auch die Philologie erfährt, was überall von verlorenen Dingen gilt. Wo sie durch Jahrhunderte mit rastloser Aufmerksamkeit suchte, hat sie nichts gefunden, nicht die verlorenen Bücher des Sallust, Livius, Tacitus; wo sie dagegen nichts erwartete, warf ihr ein günstiger Gott zuweilen werthvolle Geschenke zu. So jetzt einen römischen Geschichtschreiber, dessen Namen man kaum gekannt hatte.

Als Georg Heinrich Pertz mit seinem Sohne Karl im Jahre 1853 für die Monumenta Germaniae Handschriften des britischen Museums durchsah, zeigte ihm Dr. Paul Bötticher, der eben dort syrische Handschriften benutzte, einen Codex aus dem 11. Jahrhundert, welcher unter seiner Schrift Spuren einer älteren ausgekratzten zeigte. Einzelne Namen, das angenehme Wort capitolium konnten entziffert werden, es war etwas von Sulla und einem Priesterthum des Mars zu erkennen. Zugleich ergab sich, daß der Codex nicht zwei=, sondern dreimal beschrieben war, und daß unter dem obern Texte zwei andere weggeschabte, aus verschiedenen Zeiten in tausendjährigem Schlummer lagen.

Diese Entdeckung veranlaßte den älteren Pertz im Jahre 1855, den jüngeren im Jahre 1856, den Codex genauer zu

untersuchen, und durch chemische Hilfsmittel so viel als möglich die Spuren der ältesten Schrift wieder zu erwecken; der Sohn vollendete endlich die mühevolle Arbeit. Das vorliegende Buch enthält die Ergebnisse, große Bruchstücke eines römischen Geschichtschreibers, der älter als Livius ist.

Das britische Museum erwarb die Handschrift vor zwölf Jahren aus einem Kloster der libyschen Wüste mit etwa fünfhundert anderen Manuscripten; die Handschrift enthielt von einer Hand des 11. Jahrhunderts Homilien des heiligen Chrysostomus in syrischer Schrift. Zunächst darunter lag ausgekratzt der Text eines lateinischen Grammatikers, mit Cursivbuchstaben geschrieben; unter dem Grammatiker stehen die Fragmente des Granius Licinianus in Majuskelschrift. Bei dem Befeuchten mit chemischen Mitteln trat zuerst die älteste Schrift hervor, erst später der Grammatiker, und dieser Umstand machte möglich, Mehreres zu erkennen, was sonst in dem Wirrwarr der verschiedenen übereinander liegenden Schriftzüge undeutbar gewesen wäre.

Denn es war kein Lesen, sondern fast ein Errathen, nur bei hellem Lichte möglich. Die einzelnen Seiten erwiesen sich ungleich erhalten, bei manchen war noch fast der ganze Text zu entziffern, bei anderen nur wenige Buchstaben. Es zeigte sich, daß die zwölf Blätter des syrischen Codex lange nicht den ganzen Text des alten Historikers enthielten, daß die erhaltenen Blätter nicht in der ursprünglichen Reihenfolge zusammengelegt und überschrieben waren. Es war nicht der kleinste Theil der großen Aufgabe, den Text der durcheinandergeworfenen Blätter zu ordnen.

Der römische Geschichtschreiber selbst schrieb, wie sich aus einer Stelle des Textes schließen läßt, sein Geschichtswerk nach dem Jahre 40 v. Chr., denn er erwähnt Stil und und Schreibweise des Sallust. Er selbst scheint zu der Classe der älteren römischen Historiker zu gehören, welche in Chronikform ohne vielen Schmuck der Rede die Begebenheiten auf-

gezählt haben, zuweilen mit magerer Kürze, wie in noch früherer Zeit die officiellen Annalen allein thaten. Die lebendige, geistvolle und kunstreich angeordnete Darstellung des Sallust und die Fülle und der rhetorische Glanz des Livius verdrängten auch die gebildetsten der früheren Annalisten schnell aus der öffentlichen Gunst. Aus den Fragmenten ist der Titel des Werkes nicht zu ersehen, wohl aber, daß es eine nach Zeitfolge der Begebenheiten geordnete Geschichte des römischen Staates war. Ebenso darf man schließen, daß das Wèrk Licinians mit der frühesten Zeit der Stadt anfängt, daß es bis zum Tode Cäsars, vielleicht bis zur Schlacht bei Actium ging und im Ganzen etwa 40 Bücher enthielt. Die erhaltenen Bruchstücke sind aus der zweiten und dritten Dekade des Werkes. Der Verfasser war ein gebildeter Römer, er verstand Griechisch, und hatte viele seiner Vorgänger gelesen. Ob er selbst eine politische Rolle gespielt hat, kann bezweifelt werden, denn er hält es für die höchste Aufgabe des Geschichtschreibers, die Thatsachen ohne Parteinahme zu berichten, er tadelt den Sallust mit scharfen Worten, weil dieser seine Zeit verurtheile, die Thaten der Einzelnen angreife und Beschuldigungen auf sie häufe. Und in der That scheint Licinian selbst wenigstens bei der Erzählung des Bürgerkrieges zwischen Marius und Sulla so unbefangen zu sein, daß nicht zu erkennen ist, welcher der großen Parteien er angehört. Wir theilen nicht die Meinung des Herausgebers, daß eine solche innere Freiheit gegenüber den größten Kämpfen, welche eine leidenschaftlich bewegte Zeit durchwühlen, die höchste Aufgabe des Historikers ist, und wir denken nicht, daß Sallust und Tacitus Tadel verdienen, weil sie diese Freiheit nicht überall zu bewahren wußten. Es ist wahr, wer einen großen politischen Kampf als ein Kampfgenosse schildert, der wird in großer Gefahr sein, Einzelnen Unrecht zu thun; wer aber einem solchen Kampfe seines Volkes als unbefangener Weiser zusieht, der wird, sobald er die Geschichte desselben schreibt, in der dringenden Gefahr sein,

die Hauptsachen verkehrt darzustellen, oft sogar die nackten Thatsachen falsch zu berichten. Es war daher nicht nur Mode, sondern eine sehr berechtigte ethische Forderung späterer Bildung, wenn sie solche Geschichtschreiber, welche mehr von ihrem Gemüth gaben, als wohl Licinianus that, diesem vorzog. Das verringert nicht die große Wichtigkeit, welche die Entdeckung dieser Bruchstücke für uns hat, und wir sind dem Zufall sehr verpflichtet, welcher irgendwo, vielleicht in dem römischen Aegypten, einen Schreiber veranlaßte, den alten Historiker noch einmal abzuschreiben, dem Zufall, der wieder später so günstig waltete, daß ein anderer Abschreiber zum Text irgend eines Grammatikers Pergament brauchte und dazu den Text des Granius schlecht abkratzte, und wieder dem Zufall, der endlich dasselbe Pergament dadurch vor dem völligen Verderben rettete, daß er etwa bei Beginn der Kreuzzüge einem Mönche eingab, den alten Schreibstoff durch einen dritten heiligen Text weiter zu erhalten.

Die Arbeit der beiden Pertz aber darf wohl ein ungewöhnliches Werk diplomatischen Fleißes genannt werden, und wir wüßten mit der Mühe solcher Entzifferung nichts zu vergleichen, was von Philologen bis jetzt bei größern Palimpsesten gethan worden ist. Weder die Arbeiten von Angelo Mai und Castiglioni an den Ulfilasbruchstücken der Ambrosiana, noch Fridegar Mone's veronesische Fragmente des Plinius boten auch nur annähernd gleiche Schwierigkeiten. Wenn es einen Fall gibt, in welchem man einem deutschen Gelehrten auch eine Frucht von seiner Arbeit wünschen darf und das Behagen, welches durch eine freudige Anerkennung seiner Thätigkeit hervorgebracht wird, war es diese Gelegenheit. Und das Verdienst des Herausgebers wird dadurch nicht aufgehoben, daß seine Kritik des arg verstümmelten Textes zu wünschen übrig läßt. Ein Auge, welches sich Jahre lang mit dem Gewirr von fast unlesbaren Zügen ermüdet hat, und ein Urtheil, das durch die lange fast mechanische Beschäftigung mit den feinsten Einzel-

heiten der Buchstaben Frische und Unbefangenheit verloren hat, waren sicher nicht immer geeignet, die glücklichsten und kühnsten Conjecturen zu wagen. In der That ist der kritische Werth der Arbeit nicht so groß, als zu wünschen wäre. Auch ist der Zustand des Textes von der Art, daß noch Jahrhunderte lang unsere Philologen hinreichende Gelegenheit haben werden, Geist und Scharfsinn zu zeigen.

Schon beginnt diese Arbeit. Unter dem Titel: Grani Liciniani quae supersunt emendatiora edidit philologorum Bonnensium heptas (Leipzig, Teubner 1858) ist bereits eine neue Ausgabe erschienen, welche hier erwähnt wird, weil sie ein Beispiel sowohl von guten als bedentlichen Eigenschaften deutscher Philologen ist. Sie enthält zunächst eine Beurtheilung der Ergebnisse, welche Karl Pertz gewonnen. Das Alter der ältesten Schrift des Palimpsestes, welche Pertz in das 2. bis 3. Jahrhundert nach Christus versetzt hatte, wird angefochten, die Reihenfolge, welche der erste Herausgeber den Pergamentblättern gegeben hatte, wird als unrichtig nachgewiesen u. s. w. und eine nicht geringe Anzahl von Stellen, an denen Pertz falsch gelesen oder unrichtig conjicirt hatte, sind, wie uns scheint, oft sehr scharfsinnig und glücklich, verbessert. Unleugbar sind die meisten der Ausstellungen wohlbegründet, und wir würden dem Wissen der Herausgeber zu großem Danke verpflichtet sein, wenn sie, der Vorrede nach Schüler Ritschl's in Bonn, nicht zweierlei gethan hätten, was eine öffentliche Rüge verdient. Zunächst ist der gehässige und verächtliche Ton, mit welchem sie in der Vorrede von der Arbeit des ersten Herausgebers sprechen, durchaus nicht löblich, um so weniger, da sie ihrerseits keine unbedeutende Selbstgefälligkeit verrathen. Denn wie ironisch sie auf die Thätigkeit des Herrn Pertz herabsehen, das Publicum wird zunächst daran denken, daß sie auf seinen Schultern stehen. Wohl war es für ihn mehr ein glücklicher Zufall, als ein Verdienst, daß er zuerst über den unbekannten Codex kam, aber es ist dies ein Glücksfall, der

ihm mit Recht zu Gute kommt, wie es auch den Angreifern hoch angerechnet werden würde, wenn sie ein verlorenes Stück von Aeschylus oder den Varro in dem staubigen Winkel einer Bibliothek auffänden. Und sie haben nicht einmal den durch Herrn Pertz abgeschriebenen Codex von Neuem verglichen, sondern sie haben nach seiner gedruckten Ausgabe, und nachdem er mit seinem Vater monatelang durch mühevolle Thätigkeit ihnen vorgearbeitet hatte, die eigene Ueberlegenheit bequem in ihrer Arbeitsstube empfinden können. Es gibt eine Höflichkeit des Herzens, welche einen gebildeten Mann gerade bei solcher Gelegenheit bestimmen wird, seine gerechtesten Ausstellungen in artiger und anerkennender Weise zu machen.

Schlimmer aber ist ein zweiter Umstand. Sie haben, wie sehr sie auch in der Einleitung den ersten Herausgeber angreifen, es doch nicht verschmäht, den in Capitälchen gesetzten Text, wie ihn Pertz aus der Handschrift herausgelesen, sowie seine, Mommsen's und Bernays' Anmerkungen mit abdrucken zu lassen. Das scheint uns ein Unrecht zu sein, welches sie dem Verleger der ersten Ausgabe zufügen. Leider haben mehre unserer bedeutendsten Philologen in Fragen des literarischen Eigenthums ein weites Gewissen. Die Beispiele sind nicht selten, daß sie eine neue Textdurchsicht irgend eines Schriftstellers einem Verleger verkaufen, sich eine Vergütung dafür zahlen lassen, und die kostspielige Ausgabe in kürzester Zeit dadurch werthlos machen, daß sie denselben Schriftsteller vielleicht mit einigen kleinen Textänderungen einem anderen Verleger zu billigerer Ausgabe verhandeln. Daß ein solches und ähnliches Verfahren nicht nur in kaufmännischer Beziehung unehrenhaft, sondern auch für die Wissenschaft schädlich ist, liegt auf der Hand. Wir sind dadurch so weit gekommen, daß größere kritische Ausgaben eines Classikers ein mißliches und in vielen Fällen unausführbares Unternehmen geworden sind, und daß die kleinen Schulausgaben, welche in Sammlungen erscheinen und durch die ungemeine Billigkeit ihres Preises einen großen Ab-

satz gesichert haben, jetzt schon vorzugsweise das kritische Talent unserer Philologen in Anspruch nehmen. Daß es wünschenswerth ist, gewonnene wissenschaftliche Ergebnisse schnell in weiten Kreisen zu verbreiten, versteht sich von selbst; aber ebenso sehr, daß dies mit Schonung der Eigenthumsrechte, welche Einzelne erworben haben, bewirkt werden muß.

Es scheint uns aber gerecht, daß der erste Herausgeber, welcher ein Schriftwerk mit Mühe und Opfern aus einer unbekannten Handschrift hervorgeholt hat, das literarische Eigenthumsrecht an dem Buche, welches er herausgibt, so gut beanspruchen darf, als ein Anderer, der eine Abhandlung über den Curculio oder über das Relief eines Sarkophags dem Buchhandel übergeben hat. Wer nach ihm den Text herausgeben will, möge sich die Mühe geben, die Arbeit des Vorgängers mit der Handschrift zu vergleichen, d. h. die Quelle selbst zu benutzen, oder, falls er das nicht kann, mit den Eigenthümern der ersten Ausgabe ein Abkommen zu treffen. Die literarische Stellung der sieben Herausgeber zu Bonn wird dadurch nicht besser, daß sie mit ihrer anspruchsvollen Verurtheilung einer fremden Arbeit noch eine Benutzung derselben verbunden haben, deren gesetzliche Berechtigung bezweifelt werden kann.

Der falsche Uranios.

(Grenzboten 1856, Nr. 7.)

Der unbefangene Menschenfreund konnte in diesen Monaten zu Leipzig zwei schmerzliche Betrachtungen nicht von sich abhalten: Es gibt viel Betrug in der Welt, und auch die Klügsten können irren. — Da die Sache, um welche es sich handelt, am besten von der heiteren Seite betrachtet wird, so möge hier eine unbefangene Erzählung folgen.

Im Juli 1855 erschien zu Leipzig ein geheimnißvoller Grieche, der sich Konstantin Simonides nannte, aus England kam und eine Anzahl seltener Handschriften zu besitzen vorgab. Derselbe brachte den Ruf mit, kein zuverlässiger Mann zu sein; er hatte schon in England durch Verkauf von Handschriften gewagte Geschäfte zu machen gesucht, war in Oxford übel angekommen, hatte aber an das britische Museum allerdings einige seiner Schätze veräußert. Wie er in den Besitz derselben gelangt war, blieb dunkel. Mißtrauische Gemüther hatten darüber Vermuthungen, doch glaubte man nicht, daß er sich alle seine Handschriften und Pergamentblätter von außen her angeeignet, sondern daß er Mehres selbst verfertigt habe. Er machte auch in Leipzig einige Geschäfte. Er verkaufte an die Universitätsbibliothek drei Papierblätter aus einer griechischen Handschrift vom Berge Athos und 31 Blätter einer Abschrift, die er selbst aus derselben Handschrift vom Athos gemacht haben wollte. Diese Blätter enthielten große Bruchstücke eines altchristlichen Werkes, „der Hirte des Hermas", welches bis dahin nur aus einer alten lateinischen Uebersetzung und den Fragmenten der Kirchenväter bekannt gewesen war. Nach diesen drei Originalblättern und der Abschrift des Simonides wurde der griechische Text von Anger und Dindorf in Leipzig herausgegeben. Die Echtheit der drei Manuscriptblätter, welche aus einer Handschrift ausgeschnitten sind, scheint unzweifelhaft; ob die Abschrift des Simonides wirklich nach einem griechischen Manuscript hergestellt, oder in der behenden Art des Simonides durch seine eigenen Erfindungen vervollständigt, oder gar eine von ihm verfertigte Rückübersetzung der schon bekannten lateinischen Bearbeitung ins Griechische sei, ist noch auszumachen.

Darauf brachte Simonides ein anderes Manuscript hervor, 72 Blätter einer ägyptischen Königsgeschichte des Alexandriners Uranios. Die Handschrift war ein Palimpsest, d. h. eine Handschrift, auf welcher die ursprüngliche Schrift von spätern Abschreibern weggearbeitet und das Pergament von

Neuem beschrieben worden war. Die zweite Hand des Manuscriptes hatte in den Zügen des 11. oder 12. Jahrhunderts aufgezeichnet, was für uns geringe Wichtigkeit hat, die bleichen Züge der ersten Hand enthielten in Uncialen des 5. Jahrhunderts drei Bücher ägyptischer Königsgeschichten des Uranios, von den ältesten Zeiten bis auf Ptolemäus Lagi. Die Schrift der zweiten Hand war unzweifelhaft echt, der Inhalt der ersten wurde vom Professor W. Dindorf in Leipzig trotz dringender äußerer Verdachtsgründe ebenfalls für echt gehalten und das Manuscript dem Simonides für zweitausend Thaler abgekauft, wie anzunehmen ist, unter den nöthigen Rechtsverwahrungen.

Professor Dindorf, nicht nur in der gelehrten Welt als Philolog und Herausgeber alter Schriftsteller, sondern auch an der Börse Leipzigs als unternehmender Geschäftsmann bekannt, legte das Manuscript der Akademie der Wissenschaften zu Berlin vor und bot es um den Preis von fünftausend Thalern zum Verkauf an. Er mußte einige tausend Thaler mehr fordern, als er selbst dem Simonides gezahlt hatte, weil er den Ueberschuß dazu benutzen wollte, diesen Simonides und seine Manuscripte gründlich zu durchschauen, zu überwinden, kurz, mit ihm fertig zu werden — er selbst hat in seiner Darstellung der ganzen Begebenheit (Leipziger Allgemeine Zeitung 1856, Nr. 31) diese uneigennützigen Beweggründe sorgfältig auseinandergesetzt. Die Akademie der Wissenschaften nun ließ durch eine Anzahl ihrer Mitglieder die Handschrift vielseitig untersuchen. Zwei große Namen zerlegten die Sache chemisch, ein großer Name mikroskopisch, mehre sehr große Gelehrte kritisch und das Schlußergebniß war — sie sind unsere Väter; wer es wagen wollte, auch nur den Schatten ihres Turbans zu verunreinigen, der würde durch uns zu einem Kampf auf Leben und Tod herausgefordert werden — aber was wahr ist, muß gesagt werden, das gelehrte Berlin hatte eine schwache Stunde, die Fälschung war sehr geschickt gemacht, die Akademie erklärte die Handschrift für echt und beschloß den Ankauf zu befürworten. Zu dem

Ankauf war eine außerordentliche Geldbewilligung durch Se. Majestät den König nöthig und diese nicht im Augenblick zu erlangen und doch erklärte der Verkäufer, daß er das Manuscript oder eine Anzahlung von etwa 2500 Thalern nach Leipzig zurücknehmen müsse. In dieser Verlegenheit schoß Professor Lepsius von der Akademie aus eigenen Mitteln die Summe von 2500 Thalern vor, Professor Dindorf reiste damit zurück. Lepsius, der unter den kritischen Prüfern der Akademie gewesen war und ein besonderes Interesse an dem Manuscript hatte, weil er selbst dasselbe herauszugeben gedachte, darf wohl entschuldigt werden, daß er einige Zeit an die Echtheit der Handschrift glaubte und dafür sprach, denn die alte Königsgeschichte der Aegypter ist sein eigenstes Fach und wer in diese dunkeln Studien vertieft ist, bei dem sind zur Zeit noch ganz andere Irrthümer und Rechnungsfehler erklärlich. Als er nun aber die Handschrift in ruhigem Besitze hatte und außerdem Gerüchte und Zweifel von mehren Seiten an sein Ohr drangen, ging er nochmals an eine sorgfältige Prüfung des schwer zu lesenden Inhalts, den die erste Hand geschrieben. Und da fiel ihm mehres Bedenkliche auf. Unter anderm war eine abenteuerliche Muthmaßung, welche vor einigen Jahren Bunsen in seinem Werke „Aegyptens Stellung in der Weltgeschichte" zur Ergänzung einer Lücke in unserem ägyptischen Wissen gemacht hatte, wörtlich von dem alten Griechen Uranios in seine Geschichte aufgenommen worden. Es ist aber ungewöhnlich, daß jemand das Buch eines Andern ausschreibt, der erst 2000 Jahre nach ihm mit Tinte und Feder umgegangen ist. Dazu kamen noch andere innere Anzeichen der Unechtheit.

Der so entstandene Verdacht erhielt von Leipzig aus Bestätigung. Dort hatte Professor Tischendorf in collegialem Eifer gegen Professor Dindorf schon seit längerer Zeit die Unechtheit der Manuscripte des Simonides behauptet, hatte aber bei Dindorf kein Gehör und keinen Glauben gefunden. Als ein Herr, der auch seine wissenschaftlichen Verdienste und zahlreiche

hohe Anerkennungen derselben aufzuweisen hat, mußte Professor Tischendorf über solche auffallende Ungläubigkeit mit Recht unzufrieden sein. Endlich erhielt er von einem zu Leipzig lebenden Griechen, Alexander Lykurgos, Briefe des Simonides, die dieser von London aus geschrieben, aus denen ihm die Fälschung mit Sicherheit erweislich schien. Gleich darauf erfuhr er, daß sein College Dindorf der Akademie die Handschrift verkauft und der König das Geld bereits angewiesen habe. Sogleich telegraphirte er nach Berlin an die „maßgebende Stelle", die Handschrift sei unecht, und sandte seine Beweise ein.

Eine dunkle Wolke zog jetzt vor das Gestirn des Simonides. Am letzten Januar erschien Professor Lepsius mit dem bekannten Stieber, dem Führer der Berliner Schatten, in Leipzig. Das Polizeiamt Leipzigs wurde durch die Angaben des Professors Lepsius bewogen, eine Haussuchung bei Simonides vornehmen zu lassen. Man fand den Griechen selbst reisefertig, im Begriff Leipzig zu verlassen, fand bei ihm die 2000 Thaler, welche er von Professor Dindorf erhalten, und allerlei Fälschungsmittel, verschiedene chemische Tinten u. s. w., auch das erwähnte Buch von Bunsen, die Stelle roth angestrichen. Der Entlarvte wurde in Verwahrung genommen. Der Traum von Uranios war zerronnen und die Verzeichnisse der ägyptischen Königsdynastien und die übelklingenden Namen ihrer Könige und Vettern — Namen, welche bis jetzt den Hauptinhalt der alten ägyptischen Geschichte bilden — werden noch fernerhin feinen Conjecturen und willkürlichen Annahmen, dem ernsten Forschersinn und der Windbeutelei unserer Gelehrten überreiche Nahrung geben.

Simonides selbst war durch die preußische Polizei im ersten Amtseifer von Leipzig nach Berlin geführt worden, aber die Berliner Gerichte hatten nicht gegen ihn verfahren können, denn er hatte in Preußen kein Verbrechen begangen, und als er frei gelassen wurde und nach Leipzig zurückkehrte, fand sich

hier wieder kein Kläger gegen ihn. So reiste der fleißige Mann nach freundlichen Andeutungen der Leipziger Polizeibehörde ab. Und gern hätten wir alle den ärgerlichen Vorfall vergessen, aber das Wohlwollen, welches dem Simonides deutsche Gelehrte von Ruf erwiesen hatten, und noch mehr der Schutz, welcher einem Beargwöhnten in Deutschland aus der Vielköpfigkeit unserer Regierungen erwächst, machten den Griechen so dreist, daß er seinerseits von München aus zum Angriff überging und in einer kleinen Schrift „über die Echtheit des Uranios" sein Opfer und seinen Verfolger, den Professor Lepsius, sowie seine Leipziger Feinde gröblich angriff. Wenn noch in irgend einem deutschen Gemüth ein Rest von Hoffnung lebte, daß uns der alte Grieche Uranios in jenem Palimpsest erhalten, und Simonides nicht Verkäufer einer gefälschten Handschrift sei, so wird diese Hoffnung durch die Selbstvertheidigung des Simonides auf's Gründlichste vernichtet. Denn er erscheint darin als ein so dreister und unmäßiger Lügner im allergrößten Stil, daß man billig über den Umfang seiner Erfindungskraft erstaunen darf. Nachdem er unter dem Schutz des Wahlspruchs: „Verstehest du den Geist mit Kraft und Muth zu paaren, getrost, dann hilft auch Gott dein gutes Recht dir wahren", und nach Bezugnahme auf einen Brief, den er an den König von Preußen geschrieben, seine Unbescholtenheit gerühmt hat, beginnt er seine Vertheidigung durch wörtliche Anführungen aus griechischen Werken, die uns nicht erhalten sind, die er aber zu kennen und in Palimpsesten zu besitzen versichert. Daraus erzählt er eine Lebensgeschichte des Uranios und geht seinen Gegnern „als ein nur von der superfeinen Gelahrtheit Verkannter" zu Leibe, er schimpft, er droht, er nimmt für sich gründlichere Kenntnisse im Aegyptischen in Anspruch, als Professor Lepsius besitze, und verheißt zuletzt gar die Herausgabe einer neuen Zeitschrift über Hieroglyphenkunde und Paläographie. Er täuscht sich nicht, wenn er annimmt, daß diese mit großem Interesse gelesen werden wird, wenig-

stens wird unsere Entdeckungspolizei wahrscheinlich dem Verzeichniß der Mitarbeiter im Interesse unserer Kassenanweisungen Antheil schenken. Damit aber nichts fehle, den erfindungsreichen Griechen bedeutend zu machen, erfreut er die gelehrte Welt durch die gelegentliche Mittheilung, daß er, der sich selbst ironisch den famosen Fälscher nennt, noch 2500, von seinem Onkel Benedictus erblich erhaltene Handschriften besitze, aber er halte sie wohlversteckt. Stil und Haltung dieser und vieler anderen Stellen zeigen dieselbe Größe des Charakters, welche etwa Lips Tullian oder ein anderes namhaftes Opfer der juristischen Vorurtheile seiner Zeitgenossen gehabt haben kann. Und selbst damit nicht genug, er erzählt auch die Schicksale dieser Handschriften seit der Römerzeit. Man darf wohl sagen, seine Lügen sind so groß und unverschämt, daß Falstaffs sieben steifleinene Männer dagegen nichts als „vorwitzige Mücken" sind.

Es ist doch bedenklich, daß eine Gaunerei, welche den eigenen Vortheil dadurch sucht, daß sie Lüge und Unwahrheit in das Reich der Wissenschaft einschwärzt, ungestraft bleibt. Und sehr demüthigend ist der Gedanke, daß solch ein kläglicher Gesell ernste Gelehrte zu täuschen vermochte.

Die Handschriften von Arborea.

(Grenzboten 1870, Nr. 15.)

In den letzten Jahrzehnten kam zu Oristano auf der Insel Sardinien eine größere Anzahl Handschriften und Brieffragmente auf Pergament und Papier zum Vorschein, deren Inhalt die größte Bedeutung für Geschichte und Alterthümer der Insel beanspruchte. Die Documente waren ihrem Inhalte nach aus fast jedem Jahrhundert unserer Zeitrechnung, vom achten bis sechzehnten, darunter auch ein Palimpsest; sie enthielten

eine Fülle von Thatsachen über die Geschichte und die Zustände der Insel Sardinien durch das ganze Mittelalter, die ältesten Proben italienischer Sprache in Vers und Prosa, Lebensgeschichten berühmter Sarden u. s. w.; sie erschienen als Bestandtheile einer Sammlung, welche beim Erwachen der Humanitätsstudien ein literarisch gebildeter Sarde angelegt hatte. Im Jahre 1846 wurde das erste dieser Documente, 1863 die ganze Sammlung unter dem Titel: Pergame, codici e fogli cartacei di Arborea von Pietro Martini in stattlichem Werke herausgegeben. Die Sache machte großes Aufsehen, zumeist in Italien, die Bereicherung unseres Wissens war plötzlich und auffallend, die ganze Culturgeschichte des italienischen Mittelalters erhielt ein verändertes Aussehn. Aber auch an der Echtheit des ganzen Fundes wurde gezweifelt und die Gelehrten Italiens nahmen eifrig für und wider Partei. Als im März 1869 Professor Theodor Mommsen in Turin weilte, wurde ihm von Herrn Baudi di Vesme, Mitglied der Turiner Akademie der Wissenschaften, welcher für die Echtheit der Sammlung gekämpft hatte, der Wunsch ausgesprochen, daß die königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin diese Frage einer sorgfältigen Prüfung unterziehen möge. Der Italiener erbot sich, für diesen Fall zu veranlassen, daß eine Anzahl der Handschriften, welche jetzt in der öffentlichen Bibliothek von Cagliari aufbewahrt werden, nach Berlin gesandt werde. Die Berliner Akademie ging auf diesen Antrag soweit ein, daß sie einige sachkundige Gelehrte zu einer Prüfung veranlaßte. Philipp Jaffé beurtheilte die alte Schrift, Adolf Tobler die alte italienische Sprache, Alfred Dove die geschichtlichen Angelegenheiten, Theodor Mommsen die Inschriften, welche in der Sammlung nach den Notizbüchern eines im Jahre 1510 verstorbenen sardinischen Sammlers mitgetheilt waren. Die vier Gutachten wurden im Januarbericht der Akademie durch Moriz Haupt veröffentlicht, sie lauteten einstimmig dahin, daß die sämmtlichen unter dem Namen

der Documente von Arborea mitgetheilten Handschriften und Schriftstücke eine große, unverschämte, planvolle Fälschung sind.

Von vornherein war aufgefallen, daß dieser ganze Schatz ein gewisses einheitliches Ziel nicht verleugne, daß sämmtliche Manuscripte aus den verschiedenen Jahrhunderten ihrem Inhalte nach den Ruhm der Insel Sardinien, seine alte Cultur, die Tapferkeit seiner Einwohner überliefern und daß sie alle zusammen wirken, die Geschichte Sardiniens durch Thatsachen, Helden und Dichter zu schmücken, und seine Literatur mit Inschriften, Geschichtswerken und Gesängen zu bereichern. Herr Jaffé erkannte sofort, daß die in den Handschriften des Mittelalters üblichen Abkürzungen in einer durchaus willkürlichen, in jedem Jahrhundet unerhörten Weise gebraucht waren, und zwar für die verschiedensten Jahrhunderte im Ganzen dieselbe Art und Weise der Abkürzungen; dann daß die Pergament- und Papierblätter, wenigstens die Ränder, in mannigfache Flüssigkeiten getaucht und mit ungeschickter Sorgfalt durch künstliche Schmutzflecke verziert worden sind, um die Arbeit alt erscheinen zu lassen. — Ergötzlich ist, was Professor Tobler über die Erfindungen des Fälschers mittheilt. Dem Fälscher lag z. B. am Herzen, eine Probe von sardinischer Prosa aus dem 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zu beschaffen zum Ruhm seiner Insel. Er erfand also einen Hirtenbrief eines sardinischen Bischofs vom Jahre 740, in dem dieser, wie gelegentlich, ein Treffen zwischen Sarrazenen und tapferen Sarden erwähnt. Weil aber die Herstellung einer Handschrift aus dem Jahre 740 doch mißlich erschien, so erdachte der Fälscher eine zwei- bis dreimalige Abschrift dieses uralten Briefes, von denen die erste kurz nach dem Jahre 1079 für eine Actensammlung erfolgt sein soll, und zwar in der Weise, daß schon damals ein Notar der Abschrift ein Zeugniß beigelegt habe, das Original sei in einem Zustand arger Zernagung gewesen, und es hätte sich nicht Alles lesen lassen, daher eine Anzahl Lücken. Mit noch größerer philologischer

Genauigkeit beschreibt der zweite erfundene Curiositätensammler aus dem 14. Jahrhundert diese Actensammlung ganz in der Weise eines Forschers, der für eine gelehrte Zeitung arbeitet. Und wohl gemerkt, die trümmerhafte Handschrift, deren Inhalt auf solche Weise durch die Jahrhunderte geschleppt sein soll, hatte für mittelalterliche Menschen keinerlei Interesse, welches diese Sorgfalt erklären könnte. — Noch wunderlicher ist eine andere Anekdote des Fälschers. Um die von ihm verfertigten Proben altitalienischer Sprache glaubhaft zu machen, erfindet er sich folgenden kleinen Roman: „Im Jahre 1271 wurde ein sardinischer Kaufmann von einem Römer seiner Sprache wegen angegriffen; da er sich dem Gegner nicht gewachsen fühlte, wandte er sich an einen gelehrten Landsmann, Comita de Orru, und dieser setzte für ihn (im Jahr 1271!) eine sprachwissenschaftliche Denkschrift auf, deren Inhalt sich der Gekränkte nur einzuprägen brauchte, um durch zahlreiche Anführungen den Römer zur Achtung vor der sardinischen Sprache zu zwingen. Der erfundene Sprachweise Comita brauchte aber, wie man erfährt, sich das Material für seine Schrift nicht erst zu sammeln; ihm lag ein — leider seither verschwundenes — Werk vor, das alles Nöthige in bester Ordnung und Vollständigkeit bot, eine „Geschichte der sardinischen Sprache" von Giorgio von Lacon (geboren 1177, gestorben 1267). Unter diesem Titel (historia dessa lingua sardesca) sollte nämlich ein gelehrter Zeitgenosse von Innocenz III und IV ein Werk geschrieben haben, in welchem er, gestützt auf zahlreiche selbstgesammelte, sprachgeschichtliche Documente, Inschriften, Briefe, Gedichte u. s. w. und auf Beobachtungen, die er, zu diesem Zwecke kostspielige Reisen nicht scheuend, in Italien, Frankreich und Spanien gemacht, jeden wünschenswerthen Aufschluß gab, — worüber? — über die völlige Uebereinstimmung der sardinischen Sprache mit der rustiken Sprache der Römer und über ihr Verhältniß zur italienischen, spanischen, französischen und provenzalischen."

Aus dieser wundervollen Fundgrube bezog nach der Darstellung des Fälschers der gelehrte Sarde Comita mit größter Bequemlichkeit alles Nöthige. Durch diesen Auszug aber soll der mitgetheilte altsardinische Sprachschatz in einer Abschrift des 15. Jahrhunderts erhalten sein. Professor Tobler weist ferner aus der Beschaffenheit dieser sogenannten altitalienischen Sprache unwiderleglich nach, daß auch nach dieser Seite eine Fälschung vorliege. — Ebenso wird aus dem Gutachten von Alfred Dove ersichtlich, daß der Fälscher in seinen geschichtlichen Berichten nach unwahren Angaben späterer italienischer Historiker gearbeitet hat, daß er z. B. den Sarrazenenhäuptling Mogehid, der von den nahen Balearen im 11. Jahrhundert Sardinien überzog und plünderte und von italienischen Chronisten als König Musetus erwähnt wird, zu einem König in Afrika gemacht hat, und daß er ihn mehre Jahre, nachdem er gestorben war, in Sardinien einfallen läßt und zwar in einem Berichte, der zur letzten Quelle einen Zeitgenossen des Königs Musetus haben soll. — Endlich bewies Theodor Mommsen, daß die Fälschung mit Benutzung neuer literarischer Hilfsmittel, auch neu entdeckter echter Inschriften verfertigt und noch nach dem Jahre 1856 mit Zusätzen versehen worden ist. — Der jetzt verstorbene Herausgeber Pietro Martini hat in gutem Glauben gehandelt, undeutlicher scheint der Antheil des ersten Entzifferers und Abschreibers der Handschriften, eines Herrn Ignatius Pillito.

Dies Blatt versagt sich nicht, auf den Bericht der Berliner Akademie der Wissenschaften aufmerksam zu machen, weil der Fall an sich merkwürdig und die Behandlung desselben durch unsere Freunde eine sehr erfreuliche und musterhafte ist. Die werthen Gelehrten von der Berliner Akademie gleichen in dem Bericht ganz dem Bergleuen des Homer, welcher einem schlechten Köter im Vorbeigehen ruhig den vernichtenden Tatzenschlag versetzt, und dann edlerem Wild nachjagt.

Das älteste Denkmal in Buchstabenschrift.

Die Inschrift des Königs Mesa von Moab (9. Jahrhundert vor Christus), erklärt von Theodor Nöldeke. Kiel 1870.

(Grenzboten 1870, Nr. 19.)

Mit besonderer Freude nehmen wir aus der angezeigten neuen Schrift Veranlassung, der Thätigkeit des verdienstvollen Gelehrten zu gedenken, welcher vor Kurzem einem größeren Publicum die Ergebnisse der neuen Forschungen im Gebiete der biblischen Literatur dargestellt hat.

Zunächst berichten wir über die neue Inschrift, denn diese Inschrift ist für die Alterthumswissenschaft von einer Wichtigkeit, welche weit über ihren lehrreichen Inhalt hinausgeht.

Für die bedeutendsten Reste semitischer Inschriften galten bis jetzt die im Jahre 1848 in der Altstadt von Marseille aufgefundene phönikische Opfertafel und die gleichfalls phönikische Inschrift des 1855 in der Nähe von Sidon entdeckten Sarkophags des Königs Aschmunezer, erstere jedenfalls aus der Zeit vor Ausbruch der römisch-karthagischen Kriege, letztere in das vierte vorchristliche Jahrhundert gesetzt. — Ungleich größeres Interesse aber hat schon durch ihr hohes Alter die kürzlich zu Dhiban, dem alten Dibon im Moabiterlande jenseit des toten Meeres gefundene Inschrift auf der Stele des Moabiterkönigs Mesa, an deren Echtheit durchaus nicht zu zweifeln ist. Ein Deutscher, Herr G. Grove, hat den Stein zuerst gesehen, aber er hat einem Franzosen, Herrn Charles Clermont-Ganneau, Dragoman-Kanzler des französischen Consulats zu Jerusalem, die Ehre und das Verdienst gelassen, mit großen Schwierigkeiten den Text dieser Inschrift für die Wissenschaft gerettet und zuerst gedeutet zu haben. Leider wurde der erste Abklatsch, den Herr Ganneau durch einen Araber von dem Steine nehmen ließ, in Folge eines Streites mit dem Beduinenstamm der Beni-Hamiden, der Eigenthümer

des Steines, nur in Fetzen gerettet; und als man darauf Anstrengungen machte, die Stele selbst zu erwerben, zersprengten jene Beduinen, entweder aus Widerwillen gegen die Einmischung der türkischen Regierung, oder in dem gewöhnlichen Aberglauben der Orientalen, daß die geheimnißvolle Inschrift dem Kundigen Zauberwissen und Schätze offenbare, den Stein durch Feuer und kaltes Wasser in mehre Stücke. Doch gelang es den Beauftragten Ganneau's, von den zwei größten Bruchstücken einen Bürstenabzug zu nehmen und in den Besitz mehrer kleiner Bruchstücke und später sogar des ganzen oberen Fragments selbst zu gelangen, sodaß die Lücken der Inschrift nicht allzu bedeutend sind. Auch soll Hoffnung sein, das größte Trümmerstück des unteren Theils zu retten. — Die Stele war ein bläulich-schwarzer Basalt von ungefähr 1 Meter Höhe und 60 Centimeter Breite und Dicke, die Inschrift in 34 Zeilen, meist sehr deutlich, die Wörter durch Punkte, die Sätze durch Striche getrennt. Das erste Facsimile wurde von Graf de Vogué veröffentlicht: La stèle de Mesa, roi de Moab 896 avant J. C. — Lettre à M. le Comte de Vogué par Ch. Clermont-Ganneau, Paris 1870, ein viel vollständigeres von Ganneau in dem Märzheft der „Revue Archéologique" von 1870. Ueber die Inschrift wurde gehandelt von Emanuel Deutsch in der Times und von Renan. Bei uns erschienen eine Abhandlung des schon um die Entzifferung der Inschrift Aschmunezer's verdienten Professor Schlottmann in dem Osterprogramm der Universität Halle-Wittenberg: Die Siegessäule Mesa's, Königs der Moabiter, Halle 1870 — dann eine Besprechung von Neubauer in Frankel's Monatschrift, jetzt die Abhandlung Nöldeke's. Letztere Schrift gibt die Geschichte der Auffindung, eine Transscription und Uebersetzung der Inschrift nebst Erläuterung und eine Darstellung ihrer geschichtlichen wie philologischen Bedeutung. Wir lassen hier die Uebersetzung folgen, die Nöldeke von den 33 ersten Zeilen gibt — die letzte vierunddreißigste ist unlesbar —, wobei die Lücken mit Punkten

bezeichnet, die kleineren zuverlässigen Ergänzungen in den Text aufgenommen sind:

„Ich bin Mesa, Sohn des Kamos ...., König von Moab aus Dibon.

Mein Vater hat geherrscht über Moab 30 Jahre und ich habe geherrscht nach meinem Vater, und diesen Altar dem Kamos angelegt auf der Fläche .. weil er mir half aus allen Nöthen (?) und weil er mich sehn ließ das Unglück aller meiner Feinde.

Es erhob sich Omri, König von Israel, und drückte Moab lange Tage, da Kamos zürnte auf sein Land.

Und ihm folgte sein Sohn und sprach gleichfalls: „ich will Moab drücken."

In meinen Tagen sprach er ..., und ich sah sein und seines Hauses Unglück, und Israel geht auf ewig zu Grunde.

Und Omri nahm ein das Land Medaba und er lag darin ... sein Sohn 40 Jahre lang, und zurück gab es Kamos in meinen Tagen.

Und ich baute Baal Meon und legte darin an ....

Und ich [zog gegen?] Kirjathaim, aber die Männer von Gad wohnten im Lande [Kirjathaim?] von Urzeit her. Und es befestigte sich der König von Israel [Kirjathaim?] und ich stritt wider die Ringmauer und nahm sie ein und brachte um Alle, die da lagen in der Ringmauer, zur Augenweide für Kamos und Moab.

Und ich führte von dort zurück ... sie vor Kamos in Kerioth. Und ich legte in sie die Männer von Saron (?) und die Männer von ...

Und Kamos sprach zu mir: „gehe und gewinne Nebo von Israel."

Und ich ... ging in der Nacht und stritt dagegen vom Anbruch des Morgengrau bis Mittag und ich .... und ich ... brachte um sie ganz, siebentausend, ... denn dem Astar-Kamos ward es zur Vernichtung geweiht ...

Und ich nahm von dort die Geräthe Jahve's (Jehova's) und brachte sie dar dem Kamos.

Und der König von Israel baute Jahaz und legte sich hinein bei seinem Streit wider mich und Kamos vertrieb ihn vor mir.

Und ich nahm aus Moab 200 Mann, all seine Häupter, und führte sie nach Jahaz hinauf und nahm es ... nach Dibon.

Ich habe gebaut die Fläche, die Mauer der Waldhöhen und die Mauer ....

Und ich habe gebaut seine Thore, und ich habe gebaut seine Thürme, und ich habe gebaut den Königspalast und ich habe angelegt die Vorrathshäuser (?) .... innerhalb der Ringmauer auf der Fläche; da sprach ich zu allem Volk: „legt euch Jedermann eine Cisterne in seinem Hause an.“

Und ich habe den Graben (?) für die Fläche gegraben beim .. Israels.

Ich habe gebaut Aroer und ich habe angelegt die Straße über den Arnon.

Ich habe gebaut Beth Bamoth, denn es war zerstört, und ich habe gebaut Bezer, denn (es war zerstört und habe hingeführt?) von den Männern Dibon's fünfzig, denn ganz Dibon war unterthänig.

Und ich habe die Rinder .... die ich gesammelt hatte auf der Erde.

Und ich habe gebaut .... und Beth Diblathaim und Beth Baal Meon und führte hinauf dorthin ... des Landes und Horonaim; darin lag ...

Und es sprach zu mir Kamos: „komm, streite wider Horonaim“ und ich (gewann?) es Kamos in meinen Tagen und ...“

Der Errichter der Stele, König Mesa, ist derselbe, dessen Kampf mit Joram von Israel aus der Dynastie Omri's, mit Josaphat von Juda und dem Könige von Edom das Alte Testament, zweites Buch der Könige Capitel drei, berichtet. Die verbündeten Könige schlagen die Moabiter, verwüsten das Land und

schließen Mesa in Kirchareseth ein. Da sucht der Moabiterkönig in seiner Bedrängniß den Zorn seines Gottes zu sühnen, indem er seinen erstgebornen Sohn auf der Stadtmauer zum Opfer darbringt, wie einst Abram in ähnlicher Lebensnoth gewollt, und Jephtha mit seiner Tochter nach einem Gelübde gethan. Und in der That gibt Israel die Belagerung auf und zieht ab unter dem Zorne Jahve's, der Grauen über Israel sandte dafür, daß es seinen Feind zu einem so entsetzlichen Schritte genöthigt. — Die Regierungszeit Mesa's und die Kämpfe, welche dieser Katastrophe vorausgingen, findet Nöldeke in der Inschrift geschildert und setzt die Abfassung derselben in die Jahre des Grenzkrieges vor der Belagerung, da diese auf der Stele nicht erwähnt wird. Anders Ganneau, dem Schlottmann beistimmt. Da auf der Stele Josaphats und des Edomiterkönigs keine Erwähnung geschieht, die Moabiter aber nach 2. Könige 1, 1 schon unter Joram's Vorgänger Ahasja von Israel abgefallen waren, so nimmt Ganneau an, daß schon Ahasja mit Mesa Krieg geführt habe, und daß er in der Inschrift als dessen Gegner gemeint sei, und verlegt die Abfassung unserer Inschrift in das zweite Jahr des Ahasja, das ist das Jahr 896 v. Chr. nach der gewöhnlichen Chronologie. Nöldeke dagegen erinnert an die Unsicherheit der biblischen Zeitrechnung für die Königszeit und begnügt sich damit, den Anfang des 9. Jahrhunderts als Abfassungszeit zu bestimmen. In beiden Fällen enthält dieser moabitische Bericht keinen Widerspruch mit dem biblischen, ja, soweit zwei feindliche Quellen jener Zeit überhaupt zusammenkommen können, eine merkwürdige Bestätigung des israelitischen Berichts.

Was die moabitische Sprache der Inschrift betrifft, so schließt sie sich weit enger an das Biblisch-Hebräische an, als die Sprache irgend einer phönikischen Inschrift. Wir treffen auf eine Menge rein hebräischer Wörter und finden in dem grammatischen Bau durchaus hebräisches Gepräge. Die Schriftzüge haben größere Aehnlichkeit mit denen auf althebräischen

und älteren aramäischen Steinen, als mit denen der bekannten phönikischen Inschriften. Und Nöldeke sagt: „darf man auch nicht behaupten, daß dies Alphabet gerade in jeder Einzelheit das alterthümlichste sei, so stellt es uns in seiner Gesammtheit doch jedenfalls eine sehr alte Entwickelungsstufe dar, und Niemand kann fortan die Geschichte der semitischen Schrift behandeln, ohne von ihm auszugehen.“ Die größte Bedeutung des neuen Fundes liegt in dem Alter der Inschrift. Die Zeit, in welcher sie in den Stein gehauen wurde, ist ganz unzweifelhaft die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts v. Chr., sie ist nicht nur die einzige Originalurkunde der jüdischen Geschichte vor den Makkabäern, sie ist auch um Jahrhunderte älter, als andere vorhandene Denkmäler in Buchstabenschrift und sie wirft ein ganz neues Licht auf die Verbreitung dieser größten Erfindung des Alterthums, denn sie belehrt uns, daß die Buchstabenschrift um das Jahr 900 bereits eine technische Ausbildung und Sicherheit gewonnen hat, welche das Verständniß wunderbar leicht machen, und eine amtliche Anwendung, welche uns höchlich überrascht. Wir dürfen sagen, wenn bei einem kleinen semitischen Stamm in der Nähe des toten Meeres in jener Zeit so sorgfältig und fehlerfrei geschrieben wurde, so muß die Buchstabenschrift in den höher entwickelten semitischen Städten der Seeküste und in den phönikischen Pflanzstädten des Mittelmeers schon lange Zeit im Gebrauch gewesen sein und ihre Culturwirkung auf den Verkehr der Völker ausgeübt haben. Und ferner, wenn fast 900 Jahre v. Chr. ein Stadtkönig in der kleinen Landschaft Moab zur Verherrlichung seines Namens eine solche Inschrift aufstellen läßt, so muß er doch auch sicher gewesen sein, daß sie von Leuten seines Volkes gelesen werden konnte. Es kann also damals der Unterricht im Lesen und Schreiben nicht mehr für etwas ganz Seltsames und Unerhörtes gegolten haben, und es muß dies Verfahren, Thaten und Ereignisse späteren Geschlechtern zu überliefern, unter den semi-

tischen Stämmen im Gebiet des Jordans nicht unbekannt gewesen sein. Das gibt ganz neue Ausblicke für die älteste amtliche Benutzung der Schrift, auch für die Grundlagen des Textes in den ältesten geschichtlichen Büchern der Bibel eine ganz unerwartete Bestätigung.

Nicht weniger merkwürdig ist, wie Professor Nöldeke gut hervorhebt, der Inhalt der Inschrift, insofern derselbe mit Ton und Sprache der biblischen Aufzeichnungen aus der älteren Königszeit völlig übereinstimmt. Trotz dem Trümmerhaften der erhaltenen Ueberlieferung, erkennen wir aus der Inschrift in dem kleinen Volke Moab ganz ähnliche Zustände, wie unter den Juden: befestigte Städte, um deren Eroberung der Kampf der Stämme geht, einen König und einen Stammgott, welche mit den Königen und Göttern der Nachbarn im Kriege liegen. Das Königshaus des Mesa von Moab im Streit gegen die königliche Familie Omri von Israel, Gott Kamos gegen Gott Jahve (Jehova) bald Sieger, bald besiegt, als Siegverleiher gewinnt der Stammgott Gehorsam und ihm zum Wohlgefallen werden die gefangenen Feinde getötet.

Auch die Buchstabenformen der deutlichen und bequem lesbaren Schrift versprechen als eine neue Grundlage für weitere Forschungen zu dienen. Ihre Uebertragung in die griechische Sprache und ihr Eindringen zu den Nordvölkern, zu Germanen und Kelten, werden fortan der Gegenstand neuer Vermuthungen und Untersuchungen werden. Die Gleichheit einzelner Buchstaben des Königs Mesa mit Runen der Nordseevölker wird auf die Dauer schwerlich für zufällig gelten und der Ursprung der Runenzeichen bei den Nordseevölkern nicht als späte Formung der germanischen und keltischen Zeichen aus lateinischen Buchstaben gedeutet werden können.

Die hier benutzte Schrift von Theodor Nöldeke gibt willkommene Veranlassung, an eine frühere Arbeit des verdienstvollen Gelehrten zu erinnern, von welcher einzelne Abschnitte zuerst in den Grenzboten den Beifall der Leser fanden, und seit

ihrer Verarbeitung zu einem selbständigen Buche, wie uns scheint, zwar Anerkennung, aber nicht ganz die weite Verbreitung gefunden haben, die ihnen zu wünschen ist. Das Buch „Die alttestamentarische Literatur" entspricht ganz ausgezeichnet einem Bedürfniß der Gegenwart. Dasselbe bespricht in eingehender und im besten Sinne des Wortes populärer Weise den Ursprung und die Geschichte der einzelnen Schriftwerke, welche als Bücher des alten Testamentes in unserer Bibel vereinigt sind, oder von dem Kanon ausgeschieden wurden. Das Dargestellte sind die Ergebnisse wissenschaftlicher Untersuchungen der Gegenwart, zum Theil Gewinn der eigenen Forschungen des Verfassers, nicht getrübt und verkümmert durch orthodoxe Befangenheit. Die geschichtlichen Bücher, von den beiden Schöpfungsberichten bis zu den Makkabäern, die poetischen Erzählungen: Ruth, Jona, Esther, Judith, Tobit und Aristeas, die Lyrik, die Lehrdichtung, die Prophetie, die Apokalypsen, die Zusammenfügung des biblischen Kanons und die ältesten Uebersetzungen werden nach ihrer geschichtlichen Entstehung, ihrem historischen und dichterischen Werth und der kritischen Beschaffenheit ihres Textes übersichtlich dargestellt. Auf verhältnißmäßig wenig Bogen ist hier von einem gewissenhaften und vorurtheilsfreien Fachmann eine Fülle von Belehrung gegeben. Wir meinen, daß Jedermann, Christ und Jude, den Wunsch haben sollte, sich über die Bücher, deren Inhalt ihm von der Kindheit her ehrwürdig und vertraut ist, auch das Wissen zu erwerben, welches der Scharfblick und der unbestechliche Wahrheitssinn unserer bedeutendsten Gelehrten gewonnen hat.

Sportbericht eines römischen Jockeys.

(Grenzboten 1869, Nr. 25.)

Da in diesen Wochen die Ritter und Senatoren unseres Staates nicht verschmähen, von der ernsten politischen Arbeit auf der Rennbahn Erholung zu suchen, möchten gern auch wir unserer Pflicht, Zeitinteressen prüfend zu begleiten, durch einen kleinen Sportbericht genügen. Leider haben die Rennpferde, welche wir aus unseren Ställen auf die Bahn zu bringen vermögen, ein sehr geisterhaftes Aussehen, denn es sind nur die Schattenbilder jener Rosse, die vor sechshundert und wieder vor sechzehnhundert Jahren in den Schranken liefen. Und wir fürchten, statt der Schilderung frischen Lebens nur eine farblose Erinnerung an vergangene Zustände bieten zu können. — Noch ist das Jahr dem jetzt lebenden Geschlechte nicht vergessen, wo in Deutschland die ersten Wettrennen mit jährlicher Wiederkehr eingerichtet wurden nach englischem Muster, als Vergnügen anspruchsvoller Kreise, dem Volke ein neuer Anblick. Seitdem haben die deutschen Pferderennen so zugenommen, daß jetzt schwerlich einer ansehnlichen Stadt oder Landschaft der Rennverein fehlt. Wenn der bedächtige Landwirth noch heute mit gemischten Empfindungen auf die eingebürgerte Zucht von Rennpferden blickt, auf die Summen, welche bei Rennwetten umgesetzt werden, und auf Abenteurer aus alten Familien, welche ihre Stallknechtpassionen und zuweilen die entsprechende Gesinnung mit dem werbenden Capital ihrer Rosse von einer Landschaft zur andern führen, so sind seine Bedenken gegen die Rennbahn fast so alt, als die Rennspiele selbst. Denn es ist keine neue Beobachtung, daß eine spielende Hingabe an virtuose Leistungen bei Menschen und Thieren die praktische Brauchbarkeit für dieselben Zwecke, welche das Spiel fördern soll, selten begünstigt, Unwesentliches wird die Hauptsache, selbst die Zucht für das Spiel

vermindert die Tüchtigkeit für den Ernst. Auch unläugbarer Nutzen wird vielleicht aufgewogen durch die Unarten, Verirrungen und Laster, welche mit jeder leidenschaftlichen Spielfreude unzertrennlich verbunden sind. Das erfuhren schon die Tjostreiter des Mittelalters, welche ungepanzerten Bauern unterlagen, und vor ihnen die römischen Kaiser, welche das weiße Tuch in den Circus warfen und für ihre Kriege Reiterei und Fußvolk von den Barbaren miethen mußten.

Aber ob man die Wettrennen mit warmer Theilnahme oder mißtrauisch betrachte, sie haben unläugbar, seit in Europa überhaupt Cultur besteht, eine bedeutsame und glänzende Geschichte; sie waren durch viele Jahrhunderte kennzeichnender Ausdruck der herrschenden Neigungen und Bildung, in manchen Zeiträumen von entscheidendem Einfluß auf die Politik und die Geschicke der Staaten.

Das heutige Interesse an der Rennbahn reicht bei weitem nicht an die Bedeutung, welche die Rennbahn im 12. und 13. Jahrhundert und wieder tausend Jahre früher in der römischen Welt gewonnen hatte. Jetzt fordern wir vom gerittenen Pferde Schnelligkeit und Dauer des Laufes auf ebener Bahn und durch Bodenhindernisse, wir schätzen vorzugsweise Blut und Schulung des Thieres, welche durch die Kunst des Reiters zur Geltung gebracht werden. Im Mittelalter war Hauptsache die gewandte Speerkunst des Reiters, erst in zweiter Linie die Wucht des beschleunigten Rosselaufes. Im Alterthum wurden zwar auch die Schnelle und kunstvolle Abrichtung des Rosses bewundert, aber nicht vorzugsweise die des Reitpferdes, sondern des Gespannpferdes, und daneben die schwere Kunst des Bahnlenkers.

Wer über die römische Rennbahn Ausführliches in anmuthiger Schilderung lesen will, möge in „Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms von Ludwig Friedländer" den Abschnitt „Schauspiele" aufschlagen, für die byzantinische Zeit: „Wilken, die Parteien der Rennbahn". Hier soll Einzelnes

von dem römischen Brauch hervorgehoben werden, was in dem Wettrennen der modernen Bahn sein Seitenbild findet, oder dazu in nicht leicht verständlichem Gegensatz steht.

Die Wettrennen waren, wie alle öffentlichen Schauspiele des Alterthums, meist officielle Acte, welche an Festen der Götter und des Staates und großen Gedächtnißtagen von den Kaisern und den höchsten Beamten veranstaltet wurden, zuweilen auch von reichen Privatpersonen; nicht nur in Rom, sondern fast in allen großen Städten des Kaiserstaates. Der Spielgeber eröffnete das Fest, wenn er ein hoher Würdenträger oder die Veranlassung eine festliche war, durch feierliche Procession (pompa) und Einzug in die Rennbahn, er hatte den Vorsitz und vertheilte die Preise. In Rom war nicht nur der Luxus der Rennfeste am großartigsten, auch die Wiederkehr am regelmäßigsten. Bis zur Regierung Marc Aurels scheint sich dort die Zahl der jährlichen Renntage fortwährend vermehrt und in dieser Zeit wohl 40 bis 50 Tage des Jahres betragen zu haben. Daß später im Ganzen keine Zunahme stattgefunden habe, schließen wir nur aus der bedrängten Lage des Staates, nicht aus Ueberlieferung. Es war also in guten Rennjahren des zweiten Jahrhunderts jeder siebente bis achte Tag des Jahres zu Rom ein Renntag. Schon solche Ausdehnung läßt auf eine Masse von Rennvorrichtungen schließen. Diese ganze Ausrüstung aber war in der Hand von vier großen Rennclubs.

Die römischen Renngesellschaften haben eine tausendjährige Geschichte. Von der letzten Zeit der Republik bis in das Jahrhundert der Kreuzzüge besorgten sie zu Rom und Constantinopel, überall wo die römische Herrschaft antike Cultur verbreitet hatte, die größten Schaufeste der Völker; durch länger als ein Jahrtausend waren sie das aufregendste, regelmäßig wiederkehrende Interesse in dem alternden Kaiserstaate. Die großen Uebungsschulen der Gladiatoren hörten mit der Einführung des Christenthums auf, aber die Clubs für Renn-

sport beschäftigten unter dem heiligen Kreuz von Byzanz ebenso leidenschaftlich, wie unter der Herrschaft des Vater Jovis, welcher selbst aus einem Viergespann von der Höhe des Capitols auf die große Rennbahn seiner Römer herniedersah.

Die Rennvereine der Römer und Byzantiner waren Gesellschaften von Sportmännern und Capitalisten, welche Rosse, Wagen und Jockeys, Gestüte, Zuchtanstalten, Handwerker und Sklaven für Dienste der Rennbahn unterhielten und an die Unternehmer der Spiele vermietheten. Sie hatten allmählich eine Art Privilegium für Beschaffung der gesammten Rennzurüstung erworben; wer öffentliche Spiele geben wollte, mußte sich mit ihnen über den Kostenpreis verständigen, und sie scheinen die Willkürherrschaft bevorrechtigter Unternehmer schon früh in einer lästigen Weise geübt zu haben. Seit es aufgekommen war, die Rennen ganze Tage dauern zu lassen, weigerten sie sich wohl, für eine kleinere Anzahl von Rennen ihren Apparat zu leihen, und der Prätor A. Fabricius ließ im Jahre 54 n. Chr. ihnen zum Spott Hundegespanne rennen, weil er ihre ausschweifenden Forderungen nicht befriedigen wollte. Die Kaiser selbst wußten sich ihrer Tyrannei nicht zu entziehen; sie unterhielten zwar wenigstens in den ersten Jahrhunderten n. Chr. eigene Gestüte und Zuchtanstalten, aber ihre Rosse liefen doch unter den Abzeichen einer Partei; der Versuch, welchen Domitian machte, eigene kaiserliche Clubs einzurichten, hatte keine Dauer.

Wir wissen wenig von ihren Anfängen. Die beiden ältesten Rennvereine in Rom, welche schon zur Zeit der Republik erwähnt werden, waren der Club der Schimmel und der Braunen (factio albata und russata). Sie mögen sehr alt sein und schon vor Einrichtung der großen Rennbahn, des Circus maximus, die Bauerschaften der Siebenhügelstädte bei dem alten Volksfest des Roßlaufs, den Equirien, am Ufer der Tiber in Parteien getheilt haben. Die Clubnamen werden im Deut-

schen ungenau in „Weiße" und „Rothe" übersetzt, dem Römer drückte ihr Name vor Allem die beiden Pferdefarben weiß und braun aus. Ebenfalls ungenau ist die deutsche Uebertragung der späteren Sportvereine in „Blaue" und „Grüne". Wann die dritte Gesellschaft, der Club der Veneter (factio veneta) zuerst in die Bahn trat, wissen wir nicht. Da der altitalische Volksstamm dieses Namens, welcher unter Galliern im Norden der Po-Mündung wohnte, nach sagenhafter Ueberlieferung mit dem Ahnherrn des julischen Kaiserhauses aus Troja eingewandert war, und da Vergilius, der große Hofdichter des julischen Geschlechts, diese Stammverwandtschaft hervorhebt, so ist nicht unwahrscheinlich, daß der Clubname unter Cäsar oder Augustus in Aufnahme gekommen ist, und daß nicht die Farbe, welche der Club führte, der Gesellschaft zuerst ihren Namen gegeben hat, sondern daß die Farbenbezeichnung venetus color erst durch die Rennbahn in die lateinische Sprache eingeführt wurde. Die Farbe war die des blaugrünen Meeres, aus welchem einst Venus, die Ahnfrau des Kaiserhauses, aufgetaucht war. Eine Abart der Farbe, die lauchgrüne, kam mit dem vierten Club, factio prasina, unter den claudischen Kaisern auf, und dieser Club wurde durch kaiserliche Gunst schnell der angesehenste. Wir wissen nicht, ob irgend welcher Gegensatz des claudischen Hofes gegen julische und republikanische Erinnerungen mitgewirkt hat. Daß aber solche stille Gunst und Abneigung auch in der Rennbahn während des ersten Jahrhunderts der Kaiserzeit eine Rolle gespielt hat, ist unzweifelhaft. Kaiser Galba, der gegen die Claudier heraufkam, begünstigte wieder die meergrünen Veneter, ebenso Vitellius, der sich auf die Anhänger des Galba stützen wollte. Unter den späteren Kaisern wurden die ursprünglichen Hausbeziehungen der Clubs gleichgiltig, aber die maßlose und leidenschaftliche Parteinahme des Volkes und der Kaiser für eine und die andere Farbe war doch nicht ohne politischen Hintergrund.

Es ist wahr, die Factionen der Rennbahn trieben keine Politik, die Clubs selbst bestanden aus Pferdezüchtern und hart gesottenen Speculanten, die sich in ihrem wohlverstandenen Vortheil auf der Rennbahn Concurrenz machten, außerdem gegen das Publicum und die Festgeber zusammenzuhalten wußten. Aber die gesammte Bevölkerung der Städte, welche den Sport nicht gewerbmäßig trieb, vom Kaiser bis zum obdachlosen Straßenbuben, war in Parteien getheilt, schlechte Kaiser brachten siegreiche Wagenlenker feindlicher Factionen um, und der kleine Mann beroch ängstlich den Mist der Rennpferde, um daraus zu folgern, ob die Renner seiner Partei das richtige Futter erhalten hatten. Mehr als einmal entbrannte in Rom und Constantinopel durch die Ausschreitungen des Circus ein Aufruhr, welcher dem kaiserlichen Thron furchtbare Gefahr drohte. Die Rennbahn war der Ort, wo das Volk sich am meisten als Masse fühlte gegenüber seinen Gewaltigern, und wo es sich die Freiheit herausnahm, durch Zuruf, Beifall und Spottreden auch die höchsten Machthaber scharf zu beurtheilen; dort wagte es, durch Zurufe wahres oder einstudirtes Wohlgefallen auszudrücken, aber auch Forderungen zu stellen, welche mit der Rennbahn nichts zu thun hatten, die Verurtheilung von Verbrechern, die Begnadigung von volksbeliebten Angeklagten zu fordern. Für die Vorbereitung solcher Massenkundgebungen muß sich sehr früh ein bestimmtes Verfahren ausgebildet haben, über welches wir nichts wissen, das aber zu den merkwürdigsten Erscheinungen des Straßenlebens im späteren Alterthum gehört. Wenn im römischen Senat mehre hundert Stimmen den Kaiser mit langen Redesätzen nachdrucksvoll begrüßten, so kann man sich wohl denken, daß die Worte, soweit sie nicht als formelhaft und herkömmlich in Jedermanns Gedächtniß waren, von den Führern und Einpeitschern des Senats vorher schriftlich mitgetheilt wurden. In einer Circusversammlung von 2—300,000 Menschen war dies Ablesen unmöglich, und doch mußte eine feste Ver-

abredung stattfinden, welche durch Claqueure der Renngesellschaften und durch Helden der Straße vermittelt worden sein mag. Was auf abgelegene Mauerwinkel gekritzelt, in hundert Schenken umhergetragen, in den zahlreichen Innungen und Brüderschaften des alten Roms besprochen wurde, das klang zuletzt wie Donnersturm von den Sitzreihen des Circus, und zwar nicht als unverständliches Geschrei, sondern deutlich, in sicheren Absätzen, mit gleichem Heben und Senken der Stimme, erschütternd in das Ohr. Groß war die Bedeutung dieser Zurufe für die Machthaber. Schon die Geschichtschreiber der späteren Kaiser verzeichnen lange Acclamationen. Als das römische Reich des Westens getilgt war und germanische Könige über die alten Provinzen des Kaiserstaates herrschten, dauerte in den Stadtgemeinden derselbe römische Brauch, und mit ängstlicher Beachtung wurde von den gotischen und fränkischen Königen jedes Wort eines solchen Zurufs erwogen, den die Bruderschaften der Bürger überlegt und hergesungen hatten.

Bei dieser Bedeutung der Rennbahn für das Volk und seine Herrscher war es natürlich, daß der Hof nicht nur aus leidenschaftlicher Freude am Sport einzelne Clubs begünstigte, welche gerade beliebt waren, und daß die Parteinahme der Kaiser und ihrer Günstlinge die Unzufriedenen und den Oppositionsgeist der Bürgerschaft um die entgegengesetzte Partei sammelte. Wenn dann das Volk in auffälliger Weise für Meergrün Partei nahm, während die Freunde des Kaisers dem Lauchgrün zuriefen, so war nicht zu verwundern, daß ein schwacher Fürst darin persönliche Beleidigung sah und gelegentlich den herausfordernden Trotz eines Jockey mit tötlichem Haß verfolgte. Die Pflicht, das Volk unablässig mit Vergnügungen zu sättigen, gehört zu den alten Leiden des Imperialismus, und ebenso die Versuchung, in jeder Unart der Straße und des Schauspiels einen persönlichen Angriff auf die Person des Herrschers zu finden.

Die vier Parteien der Rennbahn bestanden bis in die Byzantinerzeit, je zwei derselben, die Schimmel und die Lauchgrünen, und wieder die Braunen und die Meergrünen standen in engerer Verbindung, doch scheinen die schwächeren nie in den beiden großen Clubs von Lauchgrün und Venetischgrün ganz aufgegangen zu sein, da die Vierzahl der rennenden Gespanne bestehen blieb und ohne Gegensatz der Parteien die Farben wesentlich an Reiz verloren hätten. Die Clubs gaben der Schaulust Material und Farben, aber der menschliche Antheil der Zuschauer galt nicht den Theilhabern der Clubs selbst, sondern ihren Jockeys und den Pferden.

Den Römern war das Pferd weniger vertraulich in Hof und Wirthschaft gesellt, als irgend einem andern größeren Culturvolk, etwa die Aegypter ausgenommen. Es wurde ihnen zu keiner Zeit in der Weise Nutzthier, wie uns. Vor dem Pfluge, zu Fuhren der Landwirthschaft, am Lastwagen diente dem römischen Landwirth das Rind, das Roß war ein Aufwand der Vornehmen, die Ehre der Ritter, lange Zeit fast nur für Krieg und Spiel. Auch die Vornehmen benutzten das Wagen- und Reitpferd in Italien nur ausnahmsweise, sogar im Kriege hat die römische Reiterei selten die Kühnheit des geschlossenen Angriffs auf stehendes Fußvolk gezeigt, welche das gepanzerte Reiterheer des Mittelalters und die Schwadronen Ziethen's bewährten. Dennoch wurden die großen Gestüte zur Kaiserzeit eine lohnende Unternehmung, sie züchteten außer edlen Kriegsrossen vornehmlich Rennpferde und erstrebten die Entwicklung der Vorzüge für Ritt und Gespann mit größter Sorgfalt. Und die Bewunderung, welche ausgezeichnete Pferde im Circus fanden, war gerade vielleicht darum weit größer, als jetzt, weil die ganze Gattung dem Römer weniger alltäglich blieb, als dem Germanen. Die Eigenschaften guter Rennpferde, ihre Gescheidtheit und die Sicherheit ihrer Abrichtung wurden das Entzücken der ganzen Stadt. Die Kenntniß ihres Stammbaums, ihrer Pflege und Schulung galt bei Vornehm

und Gering als modisches Wissen, wodurch man sich als Mann von Welt und Stall zu erweisen hatte. In der That dürfen wir aus einzelnen Anekdoten schließen, daß die planmäßige und fortgesetzte Zucht für den Sport ganz außerordentliche Ergebnisse geliefert habe an Gestalt, Dauer, Feuer und Klugheit der Pferde.

Auch auf die Farbe achtete der Römer, er forderte sie rein und bestimmt, liebte nicht die Abzeichen. Für die Götterwagen, welche bei großen Festen im Zuge gefahren wurden, müssen seit frühster Zeit Rosse von bestimmter Farbe gewählt worden sein, dem Jupiter z. B. weiße, dem Apollo Füchse. In der Kaiserzeit galt für das bei weitem schönste Pferd badius, der Fuchs; seine Farbe wurde gern mit der Farbe der Dattel verglichen, welche durch die Sonne noch nicht völlig gar gekocht ist. Nächst ihm aureus, der Goldfuchs.*) Dann russeus der Braune; murteus der Kirschbraune, dessen schöne Farbe den Römern als Mischung von Purpur und Schwarzbraun erschien; cervinus der Rehbraune. Ferner gilbus die Isabelle, deren charakteristische Glasaugen um 620 n. Chr. der spanische Bischof Isidor genau beschreibt; glaucus bei den Griechen ursprünglich wohl der Blau- und Hechtschimmel, den Römern wurde das Wort aber gleichbedeutend mit ihrem flavus der Falbe (Gellius II, 261). Darauf die Schimmel: scutulatus der Apfelschimmel, albus der Weiße, guttatus der Fliegenschimmel, candidissimus der Atlasschimmel. Endlich niger der Rappe, pressus der Sommerrappe. Im geringsten Ansehn standen varius der Schecke und Tiger und canus, die Art von Schimmeln, Mausefahlen und Gestichelten, bei denen Fahlgrau mit Schwarz gemischt war.

---

*) Bei Palladius werden die Farben in dieser — nicht zufälligen — Reihenfolge aufgezählt. Die Lesart der folgenden Fuchsfarbe ist unsicher, abieneus, Farbe des gebräunten Tannenholzes, oder aheneus, Bronzefuchs?

Die stärksten Leistungen in der Bahn wurden von den Gespannpferden gefordert, und die allerhöchsten im großen Circus von Rom, wo die edelsten Rosse der ganzen Welt mit einander rannten. Nächst der Schnelligkeit und Dauer des Laufes war das gewandte Durchdrängen durch den engsten Zwischenraum der andern Gespanne, schnelles Ausweichen und scharfes Biegen in der innern Bahn um die beiden Wendestellen Hauptsache. Da die innere Bahn immer zur linken Hand lag und die schweren Bahnwendungen von rechts nach links gemacht wurden, hatte das linke Pferd des Gespanns bei weitem die schwerste Aufgabe und der Erfolg hing zum großen Theil von seiner Geschicklichkeit ab. Dafür erhielt es auch die volle Ehre des Sieges, es hieß das Leitpferd, sein Name war in Aller Munde und wurde als der des siegreichen Gespanns verzeichnet; und wenn einem ruhmvollen Viergespann durch letztwillige Verfügung eine Alterspension ausgesetzt worden war, so sollte diese nach der Meinung weiser Rechtskundiger so lange ausgezahlt werden, als das Leitpferd lebte. Auch die Dauer berühmter Rennpferde war erstaunlich. Wenn der Tuskus als Leitpferd des Jockey Fortunatus von den Lauchgrünen 386 mal, und der Braune Victor des Jockey Gutta von demselben Club 429 mal siegten, so müssen sie nach allen überlieferten Zahlenverhältnissen wenigstens viermal so oft am Viergespann gerannt sein, also circa 1600—1700 mal, im großen Circus fast ebensoviel Meilen. Und diese Leistungen waren nur die Thaten ihrer gereiften Kraft, denn alle Rennen im Zweigespann sind dabei gar nicht gerechnet. Doch galten schon hundert Siege eines Rennpferdes für eine ausgezeichnete Leistung, ein solches Roß wurde durch den Titel centenarius geehrt, wahrscheinlich auch durch besonderen Schmuck.

Die beste Ehre der Bahn wurde den Wagenlenkern zu Theil. Gefahr und Kunst derselben waren wohl größer, als auf unserer Bahn. Aber das Preisgeben der Person bei öffentlichen Schauspielen jeder Art blieb in Rom ein anrüchiges

Thun; der Jockey war nicht in der Weise unehrlich, wie der unfreie Gladiator, aber bürgerlich achtbar wurde seine Thätigkeit zu keiner Zeit, auch dann nicht, wenn sein Ruhm in Aller Munde war, wenn er als Günstling lüderlicher Kaiser und Kaiserinnen mit einem Schweif vornehmer Clienten durch die Straße zog, wenn Kaiser und Senatoren an seinem Gespanne die Dienste von Stallknechten verrichteten. Nur bei seltenen Rennen an hohen Götterfesten oder auf Befehl eines eigenwilligen Herrschers oder als verlorene Söhne betraten einmal Dilettanten aus den höheren Ständen griechischem Brauche gemäß die Rennbahn; dergleichen fiel im Kreise römischen Volksthums immer als ein grobes Wagniß auf. Das hinderte die Jockeys natürlich nicht, nach Zeitgeschmack berühmte Leute zu werden, welche auf einen Consul und Senator übermüthig herabsahen und sich auf den Straßen Roms Frevel und Gewaltthat erlaubten, ohne daß die Polizei einzuschreiten wagte. Sie kamen vielleicht aus dem Sklavenstand herauf, aber sie blieben schwerlich Sklaven, denn wenn sie den Beifall der schauenden Menge gewonnen hatten, forderte diese im Circus selbst ihre Freilassung, und wir sind zu der Annahme geneigt, daß das Meisterstück ihrer Kunst, der Sieg auf dem Viergespann, ihnen die Freiheit vermittelte, ja daß sie selbst nur Freigelassene auf der summa quadriga duldeten. Im Ganzen ist ihre gesellschaftliche Stellung und ihr Wesen noch am ersten mit dem unserer Kunstreiter zu vergleichen. — Nicht alle übten die gleiche Kunst; sie waren, soweit ihre Thätigkeit erkennbar ist, entweder Abspringer, desultores, welche als Reiter mit zwei Rossen rannten und während des Rennens die Rosse wechselten, oder Kutscher, agitatores. Beide traten in ähnlicher Jockeytracht und in den Farben ihrer Partei auf, aber die Kutscher waren seit der Kaiserzeit die Abtheilung, an welche sich die leidenschaftlichste Theilnahme heftete. Als Sieger erhielten sie im Circus das Siegeszeichen, die Palme, und die ausgesetzten Preise; ihr Name wurde in die Zeitungen (acta)

und durch Bildsäulen auf die Nachwelt gebracht, und berühmte Kutscher müssen selbst Rennpferde als Eigenthum gehabt oder unabhängig von den Clubs als Vorsteher von Gestüten reicher Privatleute besorgt haben. Denn ihre Abhängigkeit von dem Club, dem sie zugehören, ist keine dauernde, sie gehen von einer Partei zur andern über und nehmen dann ihre Leitpferde mit. Dieser Wechsel der Partei scheint bei berühmten Jockeys so lange erfolgt zu sein, bis sie selbst als Capitalisten unter die Mitglieder eines Clubs aufgenommen wurden. Sie bildeten alle zusammen zu Rom eine Brüderschaft unter Vorstehern mit Heiligthum und Lade. Ihre Laufbahn ist nicht ohne Interesse, früh begann die harte Schule des Stalls, sie übten sich auf den Privatbahnen, welche ihre Clubs oder vornehme Römer in den großen Gärten angelegt hatten, und traten als Anfänger im Circus zuerst mit dem Zweigespann auf. Hatten sie darauf eine große Anzahl Siege gewonnen — der Jockey Diokles z. B. tausend Siege auf der Biga, — so erhielten sie das Bürgerrecht des Circus durch einen Sieg auf dem Viergespann. Jetzt wurden sie vielbesprochene und umworbene Männer, erwarben eigene Rosse, gewannen vielleicht hohe Preise und konnten wohlhabende Leute werden. Das höchste Ziel des Ehrgeizes aber war, auf der hohen Quadriga tausend Siege zu gewinnen und den seltenen Ehrentitel millenarius zu erreichen. Der Jockey Pompejus Musculosus im zweiten Jahrhundert gewann sogar 3559 Siege, die höchste sicher überlieferte Zahl. Zuweilen glückte ihnen, sich bei guter Zeit aus dem gefährlichen und aufreibenden Beruf in das Stillleben der Provinz zurückzuziehen. Aber wir erfahren auch, daß einzelne berühmte Jockeys ihr schweres Athletengewerbe bis in das Greisenalter forttrieben.

In der Rennbahn auf leichtem zweirädrigem Wagen, der hinten offen, vorn mit halbrunder niedriger Brüstung versehen war, stand der Jockey, in eng anliegender Tunika ohne Aermel, einen Lederhelm auf dem Haupt, die Zügel der Rosse am

breiten Gurt befestigt, ein Messer zum Lösen der Riemen für den Nothfall an der Seite, die Peitsche mit Schlagriemen in der Hand. Die Schwere und Höhe seiner Rennwagen scheint nach der Zahl der vorgespannten Pferde verschieden gewesen zu sein. Gerannt wurde im Circus, einem langen offenen Raum, dessen zwei geradlinige Langseiten durch parabolische Bogen verbunden waren. Der gesammte Raum wurde durch die Architektur der Sitzreihen eingefaßt, welche am großen Circus zu Rom nach verschiedenen Neubauten in der letzten Kaiserzeit mehr als 300,000 Plätze boten. In der Mitte der Bahn lief eine Schranke, später niedriges Mauerwerk, entlang, welches in der Sportsprache später Zeit spina, Rückgrat, hieß. Die Wendestellen oben und unten waren durch je drei kegelförmige Zeichen, die metae, gekennzeichnet. Die Bahn lief vom Ausgangspunkte an der rechten Seite der spina hinab, um die hinteren Kegelmarken herum, auf der linken Seite zum Ausgangspunkte zurück. Abgerannt wurde von der oberen Schmalseite, diese war durch eine Mauer geschlossen, in deren Mitte das große Eingangsthor und daneben rechts und links im großen Circus je sechs Rennthore waren, durch Schranken gesperrt, von denen die Wagen ausliefen. Die Zahl der Thore aber war nicht in jedem Circus dieselbe, zwölf die höchste Zahl. Im großen Circus scheint die Mauer, aus deren Oeffnungen abgefahren wurde, rechtwinkelig gegen die Bahnachse gestanden zu haben, auf andern Bahnen lief auch sie in einer Curve, was günstiger war, denn bei gerader Abfahrtlinie waren die Wagen zunächst der äußern Bahneinfassung in beträchtlichem Nachtheil. Die Thore des Abrennens wurden ausgeloost.

Der gewöhnliche Lauf eines Rennens ging siebenmal um die ganze Bahn. Ein Kreidestrich auf der Abfahrtseite bezeichnete das Ziel.

Die Länge der Rennbahn ist auffallend, sie betrug in dem großen Circus bei sieben Umläufen fast eine Meile, und wenn

auch die Zahl der Umläufe gelegentlich auf fünf verkürzt wurde, so muß doch jedes Rennen bei zwei Dritteln einer deutschen Meile 8—12 Minuten gedauert haben. Die Zahl der Rennen aber wurde seit dem ersten Jahrhundert unablässig vermehrt, von 10 und 12 seit Caligula bis auf 24, 25, 30, zuweilen wurde sogar die Nacht zu Hülfe genommen und in glänzend erleuchtetem Circus gerannt. Die Schnelligkeit, mit welcher die Rennen auf einander folgten, und die Behendigkeit der Vorbereitungen muß deshalb größer gewesen sein, als bei uns, in einer Stunde zuweilen drei Rennen; fast unbegreiflich groß aber die Kraft und Ausdauer der kutschirenden Jockeys. Der Kutscher Diokles zur Zeit des Kaisers Hadrian hat in 24 Jahren 5251 mal mit dem Viergespann gerannt. Rechnet man auf das Jahr mit Friedländer etwa 50 Renntage, so würde derselbe an jedem Renntage 4—5 mal gerannt sein, aber man wird, da nicht jedes Jahr für diese Feste günstig war, die Zahl der jährlichen Renntage zu Rom im Durchschnitt schwerlich höher als auf 40 setzen dürfen, also auf eine Tagesleistung von 5—6 Rennen. Da dies undenkbar ist, so müssen die Jockeys an freien Tagen in der Provinz gearbeitet haben.

In den Rennen war weit mehr Abwechslung, als gegenwärtig. Sie wurden unterschieden zuerst nach der Zahl der Gespannpferde. Das Wettrennen im Zweigespann war sehr gewöhnlich, es galt für die Schule junger Jockeys, wurde verhältnißmäßig wenig geachtet und die dabei erfochtenen Siege unter den ruhmvollen Thaten großer Bahnhelden gar nicht mitgezählt. Dagegen muß das Rennen mit Dreigespann von Kennern als feine Kunstarbeit geschätzt worden sein, denn es wurden dafür auch hohe Preise ausgesetzt, und die Wagenlenker rühmen sich dieser Siege. Aber Hauptsache aller Circusfeste waren die Rennen vom hohen Wagen des Viergespanns. Auch größere Zahl von Pferden wurde zusammengespannt, 6, 7, 8, sogar 10, als seltene Rennen berühmter

Virtuosen um besonders hohe Preise, bei denen die Abfahrt nicht aus den Thoren, sondern von einem weißen Strich der Bahn erfolgt zu sein scheint. Die Pferde wurden stets in eine Reihe nebeneinander gespannt.

Ferner war die Zahl der Wagen, welche zugleich rannten, verschieden. Das gewöhnliche Rennen der Viergespanne war, daß jede der vier Parteien eine Quadriga in den Kampf stellte, dann hatten die Wagen reichlichen Raum, die Schnelligkeit und Schulung der Pferde und die Kunst des Lenkers vermochten sich am deutlichsten zu zeigen, die Siege dabei wurden von den Kutschern als besonders ehrenvoll aufgezählt. Die Rennen von je zwei Viergespannen der einen Partei, also von acht Wagen, waren nicht selten, auch hier wechselte der Zeitgeschmack, sie scheinen am Ende des zweiten Jahrhunderts besonders beliebt gewesen zu sein; seltener waren Rennen zu je drei Gespannen, sie konnten nur im großen Circus und da stattfinden, wo 12 Rennthore vorhanden waren, bei ihnen war die Abfahrtstellung der letzten Wagen eine sehr ungünstige, wir dürfen annehmen, daß diese Schwierigkeit durch eine andere aufgehoben wurde, durch das Kunterbunt stürzender Wagen und Rosse, durch den Aufenthalt und die unvermeidlichen Umwege der Glücklicheren.

Selbstverständlich betheiligten sich nicht an jedem Renntage und Rennen sämmtliche Parteien. Zwar ruhte die ganze Einrichtung der Feste bis in die Byzantinerzeit auf ihrer Vierzahl, aber Feindschaft der Festgeber, Zwist der Parteien, schlechte Finanzlage eines Clubs, Unfälle der Rosse und Jockeys, oder gar Haß der Kaiser verminderten einmal die Zahl der rennenden Parteien, dann rannte von den Uebrigen eine größere Wagenzahl. Nur zweimal werden Fälle erwähnt, wo die rennenden Clubs je vier Wagen zu demselben Rennen stellten.

Außerdem gab es Rennen, welche besonders ausgezeichnet wurden. Zunächst das erste Rennen nach der Procession, es

stellte auch den Kutschern und Pferden die stärkste Zumuthung, wenn sie nämlich selbst stundenlang dem ermüdenden Zuge der Procession als Theilnehmer ausgesetzt waren, was wir nicht sicher wissen. Noch größere Ehre hatten heilige Rennen an hohen Gedächtnißtagen des Staates, welche in längeren Zeiträumen wiederkehrten. In besonderem Rennen liefen zuweilen Rennpferde, welche die Bahn noch nicht betreten hatten (novi) im Viergespann, und außerdem nicht geschulte Pferde (anagones), ähnlich wie bei uns. Auch die Kutscher erwiesen ihre Kunst in besonderem Rennen ohne Peitsche, mit erschwerender Anschirrung der Pferde, so daß z. B. im Sechsgespann die Pferde ohne Joch nur mit Riemen an einander gebunden waren. Im Uebrigen muß man festhalten, daß die römische Rennbahn den Trab und andere gemäßigte Gangarten nicht kannte, sondern nur den vollen Carrierelauf, und zwar den der edelsten Pferde aus der ganzen bekannten Welt. Die Beschreibungen stimmen darin überein, daß dem einzelnen Zuschauer das Bild des Anblicks sich windschnell entzog, um ebenso plötzlich wiederzukehren.

Die verschiedenen Maßregeln des Jockeys, durch welche der Sieg gewonnen werden konnte, wurden im römischen Sport durch besondere Redensarten bezeichnet. Der Wagenlenker Diokles hat in dem Denkstein, welchen er sich um 148 n. Chr. setzte, nicht nur genau bemerkt, wie oft er den Sieg gewonnen habe, wenn er aus dem ungünstigen vierten und dritten Thor rannte, die am weitesten von der innern Bahn entfernt waren; er hat auch den Verlauf seiner Rennen verzeichnet, ob er gleich von Anfang die Führung nahm (815 mal unter 1462 Siegern, dies war also der häufigste Sieg), ob er die Führung überließ (67 mal), ob er Vorsprung gab (36 mal), und verschiedene andere Weisen (42 mal).

Die Zahl der Unfälle muß bei den Wagenrennen groß und der Fall nicht selten gewesen sein, daß keiner der Wagen an das Ziel kam. Auch tote Rennen, wo der Jockey durch

zweite Aussendung (remissus) gewann, sind als sehr selten überliefert. Deshalb muß römische Spielregel gestattet haben, daß im Nothfalle jedes Erscheinen der Clubfarbe beim Pfosten, in römischer Sportsprache etwa pannus ad cretam, den Sieg zutheilen konnte, gleichviel wie die Farbe durch die Bahn zum Ziele kam. Wenigstens war, wie man aus Reliefs und Mosaiken sieht, längere Zeit Brauch, dem rennenden Gespann einen Reiter in Jockeytracht und den Farben des Clubs zu gesellen; stürzte das Gespann, so behielt der Reiter der Gesellschaft die Möglichkeit des Gelingens, wenn nicht ein anderes Gespann am Ziel eintraf. Ja wenn auch die Reiter in den Wirrwarr eines Sturzes verwickelt wurden, oder wenn sie nicht in der Bahn waren, dann konnte der Wagenlenker sogar zu Fuß seine Farbe an den Pfosten und zum Siege bringen. Ein solcher Sieg zu Fuß wird allerdings nur einmal erwähnt. Umgekehrt konnten die Gespannpferde ohne Kutscher den Sieg erhalten. Als Kaiser Claudius das 800jährige Jubiläum Roms durch Rennspiele feierte, wurde der Jockey vom Club der Schimmel schon an den Schranken aus dem Wagen geworfen, da nahm sein Gespann unter dem Leitpferde Korax die Spitze, behauptete sie, drängte die Gegner ab, warf sie zur Seite, that gegen sie Alles, was es ihnen unter dem kundigsten Lenker hätte zufügen können, vollendete die sieben Umläufe eines regelrechten Rennens und hielt zuletzt als Sieger am Kreidestrich an. — Von anderem Rennbrauch wissen wir leider wenig, zum Theil deshalb, weil uns bisher die Hilfe gefehlt hat, welche ein Weiser unserer Rennbahn bieten könnte; es wäre erfreulich, wenn diese Zeilen dazu anregten..

Eines zumal möchten wir gern verstehen. Die Hauptsache bei jedem Rennen war offenbar der Kampf um die innere Bahn. Was schon auf dem gerittenen Rennpferd fast das Wichtigste ist, muß bei Gespannen von je vier und mehr nebeneinander geschirrten Rossen weit schwieriger und gefährlicher, und wenn es gelang, in der Regel sichere Bürgschaft des Er-

folges gewesen sein. Um von dieser kürzesten Rennlinie den Gegner abzudrücken, oder in sie hinein vorzufahren, konnte die Berührung mit dem Gegner gesucht werden, wenn man mit der Stärke des Gespanns an die Schwäche des Gegners kommen konnte, oder vermieden, wenn ein Anlauf des Gegners auf die Schwäche drohte. Es scheint nun, daß der feindliche Wagenlenker selbst den besten Gegenstand zu einem Angriff bot und daß ihn im Anfahren aus der Quadriga zu werfen für erlaubt galt. Aber wir wissen doch gar nicht, wie weit die Bahnfreiheit bei solchem Angriff ging. Man möchte vermuthen, daß sie groß gewesen ist, denn der römische Sport hatte mehre verdächtige Bezeichnungen für die Trennung des fahrenden Jockey von seinem Sitz: excutere, effundere*), eripere, zu deutsch: herausschütteln, herausschwenken, herausreißen. Namentlich das letzte Wort macht nachdenklich, denn Diokles rühmt sich, daß er bei 1462 Siegen als Jockey der Braunen 502 mal eripuit et vicit, d. h. den Sieg durch Entreißen davongetragen habe, und zwar 216 mal über die Lauchgrünen, 205 mal über die Meergrünen und 81 mal über die Schimmel. War diese besondere Anstrengung gegenüber einem in Vortheil rennenden Gegner nur ein Entreißen der günstigsten Bahnlinie, oder war es auch ein sehr gewaltthätiges, sehr häufiges und sehr unedles Herausschmeißen des Gegners? Die Forschung zweifelt. Jedenfalls galt dieses Verfahren für das ruhmvollste, denn Diokles rühmt sich desselben wiederholt.

Den genauesten Einblick in das Treiben der römischen Rennbahn gewähren uns zwei Steininschriften von Grabdenkmälern römischer Jockeys; die eine, des erwähnten Gaius Appulejus Diokles (rannte von 122—148), ist für vollständige Mittheilung zu lückenhaft, die andere, des Publius Aelius Gutta, aus dem Ende desselben Jahrhunderts, soll hier zum

*) **Plinius, Nat. Hist. VIII, 160, 161.**

Schluß folgen. Der Stein, auf dem sie einst zu Rom an der Flaminischen Straße zu lesen war, ist jetzt verschwunden. Daß sie uns in guter Abschrift erhalten blieb, verdanken wir einem sehr merkwürdigen Umstand. Im 9. Jahrhundert n. Chr., also vor tausend Jahren, sammelte ein Germane, wahrscheinlich ein langobardischer oder angelsächsischer Mönch, zu Rom solche Steininschriften, welche ihn nicht durch ihren heidnischen Inhalt allzusehr verletzten, in einer sorgfältigen Handschrift. Die Verwunderung über dieses antiquarische Interesse in der Karolingerzeit wird gesteigert durch die philologische Genauigkeit der Niederschrift. Sie ist ein neuer Beweis, wie großartig die Anregungen waren, welche Kaiser Karl den Germanen zur Aneignung antiker Bildung gab. Die Sammlung des unbekannten Mönches ist uns in einer guten Abschrift aus demselben 9. Jahrhundert erhalten, die zuerst zu Pfäffers, dann zu Einsiedeln aufbewahrt wurde, und deren Inhalt in mehre handschriftliche Sammlungen alter Steininschriften überging, welche seit dem 15. Jahrhundert in Italien gemacht worden sind.

Leider hat der alte Abschreiber nicht mehr die ganze Steininschrift gelesen; sie bestand ursprünglich aus zwei größern und zwei kleinern Parallelcolumnen, in den größern hatte der Jockey seinen eigenen Ruhm, in den kleinern den seiner Rennpferde verzeichnet. Davon ist die erste größere Columne nicht überliefert, sie enthielt, wie wir nach dem Beispiel anderer Inschriften schließen dürfen, Name und Herkunft des Jockey, die Zeitangaben über sein erstes Auftreten und seinen Uebergang aus einem Club in den andern, zuletzt die Zahl der gewonnenen Siege. Wir theilen im Folgenden das Erhaltene, und was sich von dem Verlorenen sicher ergänzen läßt, in getreuer Uebersetzung mit:

Monument des Wagenlenkers Publius Aelius Gutta an der Via Flaminia.

1. (verloren)	2.
Publius Aelius Gutta Calpurnianus, Sohn des Marius Rogatus, Wagenlenker im Club der Lauchgrünen . . . . gewann 1127 Rennsiege.	Von den obigen 1127 Palmen habe ich ersiegt im Club der Schimmel 102; darunter nach unentschiedenem Kampf durch zweites Rennen 2; um Preis von 30,000 Sesterzen 1, von 40,000 Sesterzen 1; im ersten Rennen nach der Procession 4; mit nicht geschulten Pferden 1; im Rennen einzelner Viergespanne 83, im Rennen von je zwei Viergespannen 17, von je drei Viergespannen 2. Im Club der Braunen habe ich Siege gewonnen 78; darunter nach unentschiedenem Kampf durch zweites Rennen 1; mit Gewinn von 30,000 Sesterzen 1; im Rennen einzelner Viergespanne 42; im Rennen von je zwei Viergespannen 32, von je drei Viergespannen 3, von je vier Viergespannen 1. Im Club der Meergrünen habe ich Siege gewonnen 583; darunter um Preis von 30,000 Sesterzen 17 und zwar 1 mal im Sechsgespann; um Preis von 40,000 Sesterzen 9, von 50,000 Sesterzen 1; im ersten Rennen nach der Procession 35; im Dreigespann um Preis von 15,000 Sesterzen 2, im Dreigespann um Preis von 20,000 Sesterzen 6. Mit nicht geschulten Pferden 1, im heiligen Rennen des fünfjährigen Wettkampfs 1; nach unentschiedenem Kampf durch zweites Rennen 1; im Rennen einzelner Viergespanne 334, im Rennen von je zwei Viergespannen 184, von je drei Viergespannen 65. Im Club der Lauchgrünen habe ich Siege gewonnen 364; darunter um Preis von 30,000 Sesterzen 1, um Preis von 40,000 Sesterzen 2; auf meinen Füßen zum Wagen mit Gewinn von 60,000 Sesterzen 1; im ersten Rennen nach der Procession 6; im Rennen einzelner Viergespanne 116, im Rennen von je zwei Viergespannen 184, von je drei Viergespannen 64. Dies Denkmal habe ich bei Lebzeiten errichten lassen.

3.

Ich Publius Aelius Gutta Calpurnianus, Sohn des Marius Rogatus, habe im Club der Meergrünen mit diesen Pferden gesiegt:

Geminator, Rappe, Afrikaner	92 mal
Silvanus, Brauner, Afrikaner	105 mal
Nitidus, Isabelle, Afrikaner	52 mal
Saxo, Rappe, Afrikaner	60 mal

und habe an großen Preisen ersiegt 1 mal 50,000 Sest., 9 mal 40,000 Sest., 17 mal 30,000 Sest.*)

4.

Ich Publius Aelius Gutta Calpurnianus, Sohn des Marius Rogatus, habe im Club der Lauchgrünen die tausend Siege vollgemacht mit diesen Pferden:

Danaus, Fuchs, Afrikaner	19 mal
Oceanus, Rappe . .	209 mal
Victor, Brauner . .	429 mal
Vindex, Fuchs	157 mal

und habe an großen Preisen ersiegt 3 mal 40,000 Sest., 3 mal 30,000 Sesterzen.

So weit die Inschrift, welche der alte Abschreiber vortrefflich copirt hat. Die acht Pferde, deren Siege Gutta aufzählt, sind die Leitpferde seiner sämmtlichen Siege, worauf schon Mommsen aufmerksam machte. Denn wenn man die einzelnen Siege derselben zusammenzählt (1123) und dazu rechnet die zwei verzeichneten Siege, welche Gutta mit nicht geschulten Pferden gewonnen hat, einen Sieg, den er nicht durch sein Gespann, sondern durch seine eigenen Füße erhielt — er rechnet seinen Pferden auch den gewonnenen Preis nicht zu — und endlich noch den Sieg im heiligen capitolinischen Wettkampf, bei welchem Gutta mit Rossen besonderer Zucht und Farbe gerannt sein mag, so erhält man genau die Summe seiner sämmtlichen Siege. Er hat diese Siege zwar bei allen vier Parteien gewonnen, nennt aber bei den Rossen, die er symmetrisch in zwei Viergespanne zusammenordnet, nur seine beiden Hauptfactionen. Aus der Zahl der einzelnen Pferdesiege ist ersichtlich, daß Gutta seine Leitpferde nicht gewechselt hat, wenn er von einer Partei zur andern überging, und die Clubangabe bedeutet nur, daß die ersten vier Pferde seiner frühern Zeit,

*) In der Hdschr. sind die Zahlzeichen richtig, aber so zu ordnen: $\overline{L}$, I. $\overline{XL}$, IX. $\overline{XXX}$, XVII. In lin. 9 der Hdschr. ist binarū XVII zu lesen. — 1000 Sesterzen sind $72^1/_2$ Thlr., 50,000 Sest. = 3625 Thlr.

die letzten der spätern angehören. — Bei den Preisen, die er darunter setzt, hat er die bei den Meergrünen gewonnenen, offenbar die seiner besten Zeit, besonders aufgeführt, bei der Columne der Lauchgrünen war ihm peinlich, daß der großen Preise so wenig waren, und er schlug daher die im Club der Schimmel und Braunen gewonnenen 3 Preise dazu. Die auffällige Vermehrung der wüsten Rennen mit vielen Gespannen in seiner letzten Zeit und das spärliche Aussetzen großer Preise berechtigen zu dem Schluß, daß der Ruhm des Gutta in die Zeit fällt, in welcher die Verwilderung und Verarmung des Staates begann, also frühstens unter die letzten Jahre des Marc Aurel und unter Commodus. Dafür spricht auch die merkwürdige Benennung eines Leitpferdes mit dem deutschen Volksnamen Saxo, der uns zuerst von Ptolomäus um 150 n. Chr. überliefert ist. Das Pferd muß seinen Namen nach einem Helden des Stalls erhalten haben, denn von Blut war es ein Berberroß.

Deutsche Ansiedler im schlesischen Grenzwald.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 27—29.)

1.

Wer jetzt das preußische Schlesien durchwandert, der sieht das weite Flachland ohne merkbare natürliche Grenzen geöffnet gegen Nord und Süd; auch im Osten an der langgestreckten Grenze gegen Polen sind meilenweit die wogenden Halme der Kornfelder oder die dunklen Wipfel des Kieferwaldes die größte Erhöhung des Bodens, nur ein seichter Bach, den im Sommer ein Knabe durchwatet, scheidet hier polnische Russen und preußische Deutsche, Morgenland und Abendland. Und doch hat diese Völkerscheide, welche wie zufällig gezogen scheint, seit alter Zeit ebenso sicher getrennt, als Gebirge und breite Ströme. Dieselben Wiesen an der Prosna, um welche die Bürger der schlesischen Stadt Pitschen noch vor 60 Jahren auf eigene Faust

Krieg mit den Polen führten, waren schon im Jahre 1369 Gegenstand des Streites zwischen den Schlesiern und dem polnischen Castellan zu Wielun und es ist einiger Grund anzunehmen, daß auf derselben Stelle tausend Jahre früher der vandalische Grenzhüter mit seinem Wurfspeer diebische Bienensucher eines Sclavenendorfes bedräut hat. Denn unseren heidnischen Vorfahren erschien die Einheit einer Landschaft vor Allem als Einheit ihres Stromgebietes. Die Quellen, Häupter der lebenspendenden Bäche und Flüsse, waren heilig. Aus dem Innern der Erde sandte die göttliche Herrin des Volkes die rinnende Fluth, sie selbst hütete dort in der Tiefe die Leben, welche noch nicht geboren waren. Die Quellen der Landesbäche im Besitz zu haben, war darum eine wichtige Sache für jeden Stamm, dort fühlte er opfernd und betend die Nähe der Menschengötter, er hatte sich sehr zu wahren, daß nicht Fremde die geweihten Stellen entehrten oder die Gnade der Götter zum Schaden des Volkes für sich warben. Deshalb suchte jedes kräftige Volk seine Grenzen nach der Wasserscheide zu richten. Durch das ganze Mittelalter blieb trotz dem Christenthum dieselbe Auffassung. Der älteste böhmische Geschichtschreiber Kosmas rühmt fröhlich als einen Vorzug seines Landes, daß kein fremdes Gewässer hineinfließe und daß alle Bäche sich in einem Strom sammeln, der ihr Wasser nordwärts führe. Fast denselben Stolz durften die Schlesier haben, nur daß ihnen, so weit wir wissen, nicht gelang, das Haupt ihres großen Stromes, der Oder selbst zu umschließen. Noch jetzt läuft die ganze lange Ostgrenze Schlesiens gegen Polen auf der Scheide zwischen Oderzufluß und Weichselbächen. In alter Zeit auch im Süden bis zur Oder, einen Streifen des Fürstenthums Pleß ausscheidend, der nach der Weichsel neigt. Ebenso lag im Nordwesten die alte Landesgrenze zwischen Oder und Spreegebiet.

Seit den Feldzügen des Drusus unter Kaiser Augustus, waren die Germanen im Osten der Elbe den Römern nicht unbekannt, von da werden sie durch zahlreiche römische Ge-

schichtschreiber theils nach ihren Sitzen aufgezählt, theils in den Kriegsberichten genannt. Unter ihnen auch die Bewohner des jetzigen Schlesiens, deren Grenzen etwas genauer angegeben werden, als die anderer Ostvölker; gegen Westen sind sie durch die Asciburgischen Berge (das Riesengebirge) von Böhmen und dem Reich des Marbod geschieden; im Süden werden sie von den Markomannen und kleinen fremden Völkerschaften, im Norden von Suebenstämmen, im Osten von den Wenden begrenzt. Ohne Noth hat man die beiden Namen Lygier und Vandalen, unter denen ihre Gaue zusammengefaßt werden, als Namen verschiedener Völker verstanden. Wie jetzt derselbe Mann als Oderbrucher, Brandenburger, Märker, Preuße bezeichnet werden kann, so wurde selbstverständlich auch in alter Zeit bald der besondere Gauname, bald eine umfassendere Bezeichnung: Stammname oder Name der Landschaft als Volksname angewandt. Wenn Tacitus einzelne Gauvölker hinter dem Riesengebirge als Lygier aufzählt, so ist ihm doch der Name Vandilier als alter und ehrenvoller Stammname wohlbekannt und wird von ihm an anderer Stelle in der richtigen Reihenfolge hinter den Sueben der Elbe und der Mark genannt. Seit dem zweiten Jahrhundert überwiegt allmählich der Name Vandalen. Schon Ptolomäus berichtet, daß die Elbquellen im Vandalischen Gebirge liegen.

Daß das germanische Ostvolk der Lygier-Vandalen ein menschenreiches und kriegerisch starkes war, erkennen wir daraus, daß es nach 300jährigem Ansturm an die römische Donaugrenze noch einen Herrnantheil an den großen Colonistenfahrten des fünften Jahrhunderts hat. Seine Krieger unternehmen unter altem Königsgeschlecht einen kühnen Eroberungszug durch das ganze römische Reich bis nach Spanien und Afrika, wo sie um Karthago ein Reich gründen und in drei Geschlechtern das Schicksal erfahren, welches dem germanischen Siedler durch die römische Cultur und wohl noch mehr durch das heiße Klima bereitet wurde.

Auch die Gaue der Vandalen werden durch verschiedene Namen bezeichnet und nicht alle verfallen demselben Geschick. Ein großer Theil des Volkes, welcher den königlichen Stamm der Hasdinge einschließt, sendet seine Kriegerschwärme und Ansiedler schon im zweiten Jahrhundert in die Grenzkämpfe der Markomannen mit den Römern an die Donau und wir dürfen deshalb annehmen, daß er seine Sitze zunächst hinter den Markomannen in dem obersten Lauf der Oder hatte. Diese Vandalen besetzen im nächsten Jahrhundert Landgebiet in Ungarn und werden den Römern lange gefährlich, selbst da, wo sie als Söldner und Feldherren im römischen Dienst auftreten. Auch kleinere Gauvölker, die Harier und Victovalen kämpfen noch zwei Jahrhunderte nach Tacitus gegen die Römer. Eine andere Abtheilung des Volkes, die Silinge, sendet ihre Schaaren erst später in die Römerkriege, sie bleibt auch in dem Vandalenheer, welches Spanien erobert, unter ihren Führern gesondert, nimmt dort eine eigene Landschaft in Besitz und unterliegt im Kampfe gegen die Goten.

Wer die Völkerbewegung in der Wanderzeit näher betrachtet, erkennt wohl, daß es nur ausnahmsweise das ganze Volk ist, welches fortzieht, um in der Fremde neue Sitze zu suchen, weder die Kimberer und Teutonen, noch die Sueben des Ariovist, noch selbst das kleine Volk der Langobarden verließen als Gesammtheit ihre Sitze. Die Zurückgebliebenen aber, in der Zahl gemindert, ihrer unternehmungslustigen Herrengeschlechter beraubt, vermochten dem Andrang kriegerischer Nachbarn geringern Widerstand zu leisten und büßten den Zusammenhang ihres Volksthums ein, vielleicht auch den Namen. Dann verloren die Grenzgehege, durch welche die Völker und ihre Gaue geschieden waren, ihre Bedeutung.

Denn die Germanen vertrauten ihr Stromgebiet nicht sorglos dem Schutz des Gottes, der ihnen die Landschaft durch den Lauf der Quellen zugerichtet hatte. Ihnen war es überall eigen, die wilde, friedlose Natur einzufrieden, damit Recht der Männer

und Huld der guten Götter darin walten können. Sie umschlossen ihre Höfe nach außen durch Mauer und Zaun, und jede Behausung der Hofgenossen und der lieben Thiere öffnete sich nach dem Binnenraum; sie festigten ihre Dörfer durch Graben und Pfahlwerk oder Erdwand; sie umzogen ihre Dorfflur mit Graben und Heckenzaun oder Rasenwall, mit Marksteinen und kundbaren Grenzzeichen, und oft mit einem geweihten Grenzpfad, auf dem die Götter und die Dorfgenossen die Flur im feierlichen Zuge umschritten; sie umhegten ihre Gerichtsbezirke oder Gaue durch größeren Graben und durch ein dichtes Gehege von geköpften Bäumen und verflochtenen Zweigen, von Strauchwerk und Dorn. Sie zogen endlich um ihr Landesheim ein Schanzwerk durch Wall oder Waldverhau, sie waren stolz darauf, wenn meilenweit um ihre Befestigungen das Grenzgebiet als unheimliche Wildniß lag, und sie verstanden es gut, durch Wald und Wustung einem andringenden Heere Schwierigkeiten zu schaffen. So „hegte" und pflegte der Deutsche Alles, was ihm ehrwürdig war, in vier, fünf festen Ringen, von denen jeder weitere die engeren umschloß. Schon Berichte der Römer erwähnen die germanischen Landwehren; ihr eigenes berühmtes Schanzwerk, das sie in Süddeutschland gegen die Einbrüche der Deutschen zogen, war nur eine mit größerer römischer Kunst gebaute Nachahmung der deutschen Befestigungen. Wahrscheinlich hatte damals jeder Germanenstamm, welcher auf altem Erbe saß, seinen künstlichen Grenzschutz. Als zur Wanderzeit im Osten der Elbe Slaven in die menschenarmen Verhaue der Deutschen einwanderten, unterhielten auch die neuen Landbesitzer die guten Schutzwehren. Ob aber die Slaven in ihrer östlichen Heimat, abseit von den Germanen, ähnliche Landbefestigungen zu zimmern gewöhnt waren, ist bisher durch Zeugniß nicht erwiesen. Nur die heidnischen Preußen wohnten hinter Landgehegen, aber sie waren in der Urzeit Nachbarn der Germanen gewesen und hausten zum Theil auf früherem Besitz gotischer Stämme,

zumal der Gepiden. Die Russen errichteten einmal eine große Landwehr gegen die Petschenegen, aber die Russen waren damals selbst ein Mischvolk, durch germanische Waräger gebildet. Wenn die Avaren ihr Landgebiet in Ungarn mit kunstvollem, kreisförmigem Verhau umschanzten, so deutet schon der Name „Hring", den sie ihrer Landwehr gaben, darauf hin, daß sie diesen Schutz, wie andere Gewohnheiten seßhafter Menschen, ihrer Verbindung mit germanischen Siedlern entnahmen. Und wenn zur Zeit Karls des Großen ein deutscher Kriegsmann, der beuteschwer aus dem Avarenkriege heimkehrte, von neun Verschanzungsringen erzählte, welche die Königsburg der Avaren in immer weiterem Kreise bis zur Landesgrenze umzogen, so hatte solcher Bericht für bewanderte deutsche Zuhörer gar nichts Unwahrscheinliches, nur dem kleinen Mönch von St. Gallen klang er wunderbar, weil dieser in der Nähe seines Klosters lebende Hecken nur gesehen hatte, wo diese die Gärten einschlossen. Denn freilich, die festen Völkergehege mit ihren wilden Grenzen mochte Kaiser Karl so wenig leiden, als lange vor ihm die Römer, und wo die Franken herrschten, wurde freier Zugang in die Gaue geräumt und die Wildniß besiedelt.

Wir vermögen uns aus Berichten der Römer und der Chronisten des Mittelalters eine ziemlich deutliche Vorstellung von der Beschaffenheit der alten Landbefestigungen zu machen, zumal wenn wir die Nachrichten aus den Kriegen gegen Wenden und Preußen vorsichtig dazuhalten. Wo nicht die Natur durch hohe Berge, tiefes Moor und breites Wasser von dem Nachbarvolke schied, war das Land an baumleeren Stellen durch festen Wall und Graben geschlossen; bei solchem Grenzwall, den die Angrivarier gegen die Cherusker aufgeworfen hatten, lagerte einst das Heer des Germanicus. Auch in Schlesien sind da, wo die Wege nach der Lausitz führen, unweit der Grenze dergleichen Wälle mit Gräben gezogen worden; rechtwinklig gegen einander ziehen sich, noch jetzt erkennbar,

je drei Walllinien meilenweit, der letzte Wall nach außen war der höchste, sie scheinen also einmal gegen einen Ausbruch aus Schlesien errichtet. — Aber in dem baumreichen Germanien war doch das Waldverhau die gewöhnliche Befestigung. Dafür wurde der Wald längs der Grenze zum Bannwald geweiht, je nach der Weite des Landes und der Dichtigkeit der Bevölkerung, in Breite einer oder mehrer Meilen, ja ganzer Tagereisen von der Grenze. Dort war jede Besiedlung verboten, als unwegsamer Urwald, von Wasseradern durchflossen, schloß er Bruch und Moor ein, über gestürzten Stämmen wuchs jüngeres Baumleben zum Licht, das wilde Gethier fand dort sicheren Versteck, und zu den Schrecken der ungebändigten Natur kam für das Volk noch die Furcht vor bösen Waldgeistern und ungeheuren Erscheinungen. In dem Walde wurden an geeigneten Stellen die Stämme gefällt und mit geköpften Zweigen zwischen die Stümpfe geworfen, oder zu einem Verhau geschichtet und gerammt, die Baumstümpfe aber blieben zu dichtem Austrieb junger Zweige stehen, und die Zwischenräume wurden mit wildem, stark sprießendem Dorn gefüllt. Noch bewahrt Strauchwerk von dichtem Wuchs den Namen: Hagebuchen, Hagedorn, Hagerosen. In dem stachlichen Gestrüpp wurde schon dem einzelnen Mann die Annäherung schwer, eine Heerschaar vollends konnte nur, wenn sie überraschend kam, hoffen mit Hilfe von Axt und Haue in den Wald einzudringen; war sie gekundschaftet, so wehrte auch eine schwächere Besatzung.

Die Waldverschanzungen zu erhalten durch Köpfen des Vorwuchses und Schichtung der Verhaue war wohl auch in friedlicher Zeit eine ernste Arbeit. Aber die volle Wirkung vermochte ein solches Befestigungswerk nur zu haben, wenn der Feind nicht auf gebahnten Straßen bis an den Dornhag vorrücken und von da sicheren Rückzug finden konnte. Deshalb war es wichtig, daß auch das Land jenseit der Grenze als Wildniß liegen blieb, und es war nicht unnützer Hochmuth, wenn mächtige Stämme, wie die Chatten, auch außerhalb ihrer

Mark auf Tagereisen keine gebahnten Pfade und keine Ansiedelungen duldeten. Die befestigten Grenzwälder galten durch das ganze Mittelalter als eine große Erschwerung des Angriffs, sie wurden auch von wohlhabenden Stadtgemeinden erhalten, sie waren oft unwirksam einen Einbruch abzuwehren, aber sie machten den Rückzug gefährlich und hinderten das glückliche Fortschleppen der gesammelten Beute, der Frauen und Kinder. Sie wurden nicht durch höhere Kriegskunst, sondern durch die friedlichen Ansprüche unserer langsamen, breitspurigen Frachtwagen beseitigt.

Aus den fünfhundert Jahren, welche auf die Vandalenwanderung folgten, ist nur unsichere und spärliche Kunde über die Schicksale Schlesiens erhalten. Im fünften Jahrhundert gebot der Hunne Attila von Ungarn aus über Germanen bis zum Nordmeer, wir dürfen annehmen, daß auch Häuptlinge und Geiseln schlesischer Gaue unter seinem Gefolge standen. Um 560 brachen die Reiterschaaren der Avaren über die Grenze, — die Wilden lagerten seitdem als harte Gebieter über allem Ostland bis nach Thüringen; um 623 luden die bedrängten Slaven einen Franken Samo zum Führer gegen die Avaren, Samo schlug die Feinde, gründete eine königliche Herrschaft in Mähren bis zur Donau — sicher auch über die Schlesier — und wußte sich ein ganzes Menschenalter sogar gegen die Frankenkönige zu behaupten. Daß solche Berufung eines fremdländischen Kaufmanns zum Landgebieter nur durch den Einfluß deutscher Landsleute im Osten möglich wurde, leuchtet ein, es ist sehr möglich, daß damals die erste Einwanderung deutscher Südfranken in Mähren und Schlesien stattfand; dadurch würde erklärt, daß einzelne Bezirke in beiden Ländern so schnelle Einfügung in deutsches Volksthum zeigen, daß bei der späteren Colonisation des 13. Jahrhunderts die fränkischen Hufen auf Neubruch bereits landesüblich sind, und daß nach dem Erwachen deutscher Schriftsprache die schlesische Mundart sogleich der fränkischen ähnlicher ist, als derjenigen der mitteldeutschen

Einwanderer. Während dem kurzen Leben des mährischen Reiches vom Ende des neunten Jahrhunderts mag Schlesien dort zinspflichtig gewesen sein. In der Periode von 500—1000 wurde das Land durch Slaven: Wenden, Czechen, weiße Chrobaten besetzt.

Aber wir haben ein Anzeichen dafür, daß Ueberreste der Germanen auch während dieser Zeit in Schlesien gesessen haben, denn sie haben der Landschaft ihren Namen hinterlassen, was undenkbar sein würde, wenn sie selbst beim Beginn der dunklen Jahrhunderte gänzlich aus der Landschaft verschwunden wären. Von den Silingen, welche nach der Völkertafel des Ptolomäus vom Gebirge aus in Mittelschlesien saßen, hat nicht nur der Zobtenberg — noch um das Jahr 1000 eine alte Cultusstätte — den Namen Mons Silencii behalten, sondern auch die Landschaft den Namen Silencia, Benennungen, welche auch von den Slaven als Berg „Slenz" und Landschaft „Slenzane" bewahrt wurden. Daß die Besiedelung des Landes durch Slaven allmählich und nicht unter großen kriegerischen Ereignissen stattgefunden hat, kann man nur aus dem sehr auffälligen Mangel an heimischen Heldensagen bei Polen und Czechen schließen. Das Wenige, was von echter Sage unter ihnen erhalten ist, zeigt den Slavenhelden als neuen Mann, der vom Pfluge heraufkommt, und läßt an damit verbundenen Zügen noch den Zwist mit einem anderen Volksthum erkennen.

Das älteste Verzeichniß schlesischer Gaue aus dem Mittelalter ist in einem Verzeichniß slavischer Völker aus dem Ende des elften Jahrhunderts in einer Regensburger Handschrift, jetzt zu München, bewahrt. Dies Verzeichniß nennt in seinem letzten Abschnitt zehn Gaue mit genauerer Zahlangabe ihrer kleinen Bezirke, außer Lunsizi und Milzane in der Lausitz liegen diese Gaue wohl sämmtlich in Schlesien, unter ihnen mehre mit ursprünglich deutschem Namen.*)

*) Slenzane (Gegend von Zobten, Nimptsch, Breslau bis zum Riesenkamm) und Dadosesani (Gegend von Liegnitz, Goldberg), welche

Seit der Mitte des zehnten Jahrhunderts hellt sich langsam das tiefe Dunkel. Im Jahre 970 gehört wenigstens der schlesische Gau, welcher von der Oberlausitz bis zur Oder reicht, unter einem Grenzgrafen zum deutschen Reiche, und Kaiser Otto I verleiht der Kirche zu Meißen den zehnten Theil seiner Einnahmen aus diesem Bezirk. Die Oder gilt als Reichsgrenze. In derselben Zeit dringen die Piasten von Polen in Schlesien ein, die Böhmen spähen von ihrer Burg Glatz begehrlich über den Grenzwald; die Deutschen zwingen einmal unter starkem Kriegsherrn Polen und Böhmen zur Huldigung, sie vermögen eine sichere Herrschaft nicht zu behaupten. Mit ihnen zieht das Christenthum in den Wald, die Böhmen- und Polenherzoge erdulden die Taufe, um 1000 wird das Bisthum Breslau gegründet, kurz vorher (990) die feste Colonistenstadt Niemzi (Nimptsch) erwähnt, eine Anlage eingewanderter Deutscher. Bis dahin ist das Land in kleine Gaue getheilt, die unter Castellanen der Slaven, unter deutschen Grenzgrafen oder unter eingeborenen Häuptlingen stehen, noch im Jahr 1093 gehorcht das Mittelland um Breslau, Slenzane, einem Grafen Magnus von altem Landgeschlecht. Aber kurz nach 1000 gewinnen die Piasten als unsichere Vasallen des Reiches die Oberherrschaft über das ganze Schlesien. Und erst von da legt sich polnisches Wesen über die Gegenden mit gemischter Bevölkerung.

---

beide auch sonst genannt werden. Schon Ptolomäus führt neben dem Gau der Silinge den der lygischen Didunier an. — Ferner Fraganeo (Frankenland, deutsche Gegend um Reichenbach, Frankenstein?). Die Slaven tilgen dem Namen das n, z. B. Fragstein, Frakinberg im Jahre 1335. — Dagegen sind die oberschlesischen Gaue slavisch: Opolini (Oppeln), Golensizi (Gola das Oberland, in späterer Zeit die Gegend um Troppau). Verizane (Gegend um Rybnik, Pleß bis ins Krakauische?). Im Jahre 1320 ist im Sprengel des Breslauer Bisthums ein Prämonstratenser-Kloster Werinciacensis seu Veconiacensis, Zwierzyniec [Zverincia] bei Krakau; der Name dauert in Ortsnamen der erwähnten Kreise. — Unsicher sind Besunzane und Lupiglaa.

Wie viel im Jahr 1000 noch von deutscher Art und Sprache im Lande erhalten war, und wie sehr die polnische Herrschaft daran geändert hat, vermögen wir nicht zu erkennen. Um 1200, wo das Deutsch so schnell obenauf kommt, sind die alten Orts- und Personennamen, Landesgebräuche, die Verhältnisse der Grundbesitzer, die Verfassung slavisch. Freilich ist bei einem kleinen Theil der Personen- und Ortsnamen slavische Umbildung deutscher Namen ersichtlich, aber wir wagen jetzt nicht zu unterscheiden, was durch die Slaven von den deutschen Grenznachbarn entlehnt, was durch Ansiedler der letzten Jahrhunderte vor 1200 eingeführt, oder was als uralte deutsche Ueberlieferung der Landschaft selbst erhalten blieb. Eines jedoch sind wir anzunehmen berechtigt, daß deutsche Sprache in Schlesien zu keiner Zeit völlig geschwunden ist. Wie leicht auch die Nachkommen einzelner Einwanderer vor 1200 slavischen Brauch annehmen mochten, überall im Lande müssen zwiesprachige Menschen gewohnt, in manchen Landestheilen, längs dem Riesengebirge und auch im Osten der Oder, z. B. zwischen Seen und Wäldern der Bartsch mögen stärkere Reste deutschen Lebens gedauert und einigen Verkehr mit den Stammgenossen im Westen bewahrt haben. Es ist merkwürdig, daß in keinem Bericht und in keiner Colonistenurkunde ein Dolmetsch oder ein sprachliches Hinderniß des persönlichen Verkehrs erwähnt wird, während im Ordensland Preußen der „Tolk" oder „Dolmetsch" und der Gegensatz der Sprachen so häufig sichtbar sind. Nur unter solchen Voraussetzungen wird die wunderbar schnelle, ungezwungene Umwandlung eines slavischen Volkes in ein deutsches erklärbar. Und man darf vielleicht sagen, im Ganzen ist deutsche Art in Schlesien noch jetzt nur in den Landschaften zum Alleinbesitz durchgedrungen, wo sie um 1200 nicht völlig ausgetilgt war.

Die stille Dauer unseres Volksthums unter slavischer Hülle zu beobachten wäre freilich eine reizvolle Arbeit. Leicht nimmt die Sprache fremde Klänge und einzelne Wörter an; wo über-

mächtige Herrschaft einer fremden Nationalität bedrückt, vermindert sich schnell der Wortschatz und die Feinheit der Satzbildungen, bald wird größere Unsicherheit des Sprachgefühls durch Verderb der Declination und Conjugation sichtbar. Aber wenn auch die Sprache fast ganz gegen die fremde aufgegeben ist, es bleibt in der Seele viel von der altheimischen Ueberlieferung; wie die Natur aufgefaßt und gedeutet wird, Bräuche des Rechts, der Arbeit, der Familie dauern fast unzerstörbar; die deutschen Sagen und Märchen werden in polnischer Sprache erzählt, sind auch die Worte der alten Lieder verdorben, die Weise tönt noch lange in den Herzen, und wenn einmal dieselben Melodien aus dem Munde des neuen Einwanderers erklingen, dann schaffen sie schneller und stärker als Pergamente des Mönches zwischen dem Deutschen und dem Altheimischen ein Gefühl der Zusammengehörigkeit. Doch leider für uns Späte sind diese zarten Bande nicht sichtbar. Wir vermögen die Nachklänge uralten deutschen Lebens in Schlesien fast nur aus Ortsnamen zu rathen, einer unsicheren und gefährlichen Vorlage für Deutungen.

2.

Wir erfahren um das Jahr 1000 aus den Kriegen der Sachsenkaiser mit den polnischen Piasten, welche sich gerade damals über Schlesien ausbreiteten, daß ein verschanzter Grenzwald im Nordwesten Schlesiens lag. Der Brauch im Verlauf dieser Waldkriege ist genau derselbe, wie vierhundert Jahre später in Preußen an der litauischen Grenze. Das deutsche Heer sammelt sich unweit der Grenze, aus den Grenzbewohnern werden Führer geworben, welche die Pfade durch die Wildniß kennen, wo man Brücken schlagen muß, Futter finden kann. Auf den Angaben dieser unsicheren Kundschafter beruht das ganze Heil des einbrechenden Heeres; nach mühevollen Märschen durch Bruch und Wald kommt man an die Waldschanzen, ein Theil der Vorhut wird beim Einbruch auf-

gerieben, die Masse des Heeres dringt durch, zwingt den Feind zum Rückzug über die Oder, das umliegende Land wird verheert; die Heimkehr aber kann nicht auf demselben Wege erfolgen, weil die Engpässe vom Feinde belauert sind und das Heer in diesem Theil der Wälder nicht mehr Nahrung und Futter findet, auf dem neuen Wege durch die Wildniß und den Grenzwald geräth das Heer in Hinterhalt und muß seine Nachhut opfern, um den Hauptheil über Bruch und Wasser zu retten. So ging es dort Kaiser Heinrich II im Jahre 1015, ähnlich in anderen Zügen. — Und als der große Hohenstaufenkaiser Friedrich Rothbart im August 1157 von den letzten Höhen der Lausitz auf Haide und Wald der Schlesier herabsah, welche unter Herrschaft der Polen saßen, da erschien auch ihm die Ebene, welche sich bis weit über die Oder hinaus in unabsehbarer Fläche dehnt, durchaus nicht, wie uns, als ein offenes Land, und er schrieb an einen Vertrauten, Abt Wibald von Corvey: „Das Polenland ist durch Kunst und Natur stark befestigt, unsere Vorfahren sind mit größter Schwierigkeit kaum bis zur Oder vorgedrungen, wir aber haben durch die Kraft des Herrn die Sperren der Polen, welche sie in Engpässen aus dichten Verhauen geköpfter Bäume gemacht und mit großem Aufwand von Scharfsinn verrammt hatten, durchbrochen und wir haben — am 22. August — den Fluß Oder, welcher dies ganze Land gleich einer Mauer umschanzt und durch seine Tiefe jeden Zugang sperrt, mit unserem ganzen Heere überschritten. Als die Polen dies sahen, erschraken sie sehr, zündeten ihre starken Burgen an: Glogowa, Bitum und mehre andere, die bis dahin von keinem Feinde eingenommen waren, und flohen aus unseren Augen."

Im dreizehnten Jahrhundert erfahren wir mehr über die Grenzwälder Schlesiens. Sie reichen bei Groß-Glogau in die Nähe der Oder, sie laufen an der schlesischen Ostgrenze gegen Polen, trennen im Süden Katscher und das jetzige Gebiet Troppaus von Schlesien, sind bei der Stadt Ziegenhals

vorhanden, scheiden westlich von Kamenz und längs dem Eulengebirge von der Grafschaft Glatz, die in ältester Zeit gar nicht zu Schlesien gehört hat, und ziehen sich wieder im Nordwesten des Riesenkammes bei Löwenberg nordwärts, ja wir sind zu dem Schlusse berechtigt, daß sie sich zwischen Pförten und Beitsch im Osten der Neisse bis an die älteste Nordgrenze Schlesiens, bis nach dem Brisekow-See und Lebus nordwärts an die Oder gestreckt haben. Ein Mönch des Klosters Heinrichau erzählt um 1261, daß ein Bannwald das ganze Land Schlesien einfasse, und er nennt ihn lateinisch geradezu circuitus. Nun ist allerdings, wie Grünhagen nachgewiesen hat, wahrscheinlich, daß der Chronist von Heinrichau nach der Gewohnheit seiner Jahrzehnte einen Theil des jetzigen Oberschlesiens nicht unter dem Namen Schlesien inbegriffen hat, und es ist auch möglich, daß er unter der „alten" Befestigung nur eine durch die ersten schlesischen Herzöge eingerichtete Verschanzung verstanden hat. Heinrich I und seine Nachfolger waren mit dem deutschen Ritterorden unter Hermann von Salza in engem Verbande, sie haben großen Antheil an den ersten Kriegsfahrten in Preußen gehabt, und dort Gelegenheit erhalten den Grenzkrieg und dessen Befestigungen kennen zu lernen. Aber in Schlesien ist die Verpflichtung im Grenzwald zu schanzen eine Last, welche schon vor Beginn der Preußenfahrten auf dem ganzen Volke liegt, sie wird bereits im Jahre 1214 unter Heinrich I eine gewöhnliche Dienstpflicht der polnischen Unterthanen — „nach Landesgewohnheit" — genannt, und den neuen deutschen Colonisten wird die Pflicht erlassen, an diesen Waldbefestigungen mitzuarbeiten, ein Beweis dafür, daß diese bereits damals von ihrer militärischen Wichtigkeit verloren hatten.

In der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts galten die Bannwälder mit ihren Verhauen für ein altes Werk, das nicht mehr nothwendig sei. Der Bann und die Schonung wurden gering geachtet, die Zeidler der Umgegend errichteten ihre Hütten in den Lichtungen und sammelten den wilden Honig;

die benachbarten Grundbesitzer setzten eigenmächtig ihre Mark-steine hinein und sandten ihre Holzfäller zum Ausroden. Als Herzog Heinrich III im Jahre 1261 dem Kuntzo das Recht verlieh, in dem großen Wald gegen Polen eine Stadt anzulegen — Konstadt — fanden sich auch dort bereits in lichten Stellen eine Anzahl kleiner Ansiedelungen, darunter die eines deutschen Markwart.

Der Wald hatte auch eigenen Namen. Die Deutschen nannten ihn „der Hach" (Hage), wie die Colonisten in Preußen ihre Waldbefestigungen gegen Litauen „die Hegenen". Den alten Einwohnern Schlesiens aber hieß er „die Preseka" und ebenso hieß der Dienstzwang der Schanzarbeiter darin. Dies Wort wäre aus der slavischen Umbildung des lateinischen praesecare, przesecati, polnisch precinac, zerhauen, sehr wohl zu erklären. Aber sehr auffallend ist, daß das Wort Preseka den Schlesiern allein angehört, denn es findet sich nicht bei den Nachbar-Slaven, z. B. den Czechen, Lusizen und Milzen, die doch an die Preseka stießen, und nicht bei den anderen Slavenvölkern, welche in alten Gehegen des östlichen Deutschlands hausten. Wären den Polen die Waldverschanzungen und die Arbeiten daran bei ihrer Einwanderung in Schlesien gebräuchlich gewesen, so müßte sich doch das Wort als Dienstpflicht und Waldname in Polen noch eher finden, als in Schlesien. Niemand wird behaupten, daß die Piasten in Schlesien die Waldverschanzungen und ihre Benennung neu erdacht haben. Nahmen sie aber die Befestigungen der Wälder als einen Schutz der Grenze erst von den Deutschen, oder aus älterem schlesischen Brauche auf, so liegt die Annahme nahe, daß auch das Wort dafür bereits vorhanden war und zugleich mit dem Bannwald von ihnen in Besitz genommen wurde. Man darf deshalb fragen, ob in dem Wort Preseka nicht ein älterer zugerichteter Name erhalten ist.*)

*) Der Name Preseka lautete gotisch etwa brisaihva (fem.), der Umfassungsdorn; in Schlesien brisehha. Dahin weisen einige Ortsnamen

Das stille Schlesien lag in keiner Zeit vor dem Beginn der deutschen Colonisation so abgesperrt von der Welt, wie das schlummernde Königskind im Märchen. Denn durch die Grenzwälder führten nach allen Himmelsgegenden Straßen, welche das Volk mit den Nachbarn und der Fremde verbanden. Der Straßen gab es freilich in ältester Zeit weniger als im späten Mittelalter, sie liefen kunstlos durch Haide, Wald und Weideland, und sie blieben in einer Landschaft, welche reich an Brüchen und sumpfigen Flußniederungen war, auf weite Strecken der einzig mögliche Zugang für Roß und Karren. Da war natürlich, daß die Einheimischen diese Wege sorglich zu schützen suchten. Wo die Straßen in den Wald führten, erhoben sich Wartthürme und Wachthäuser (custodiae), an besonders gefährdeten Stellen auf der Binnenseite des Waldes standen größere Burgen, welche den Weg sperrten. Alle solche Eingänge zum Landgehege hießen lateinisch clausurae, Sperren, in Deutschland Schläge. Vor anderen bedeutsam waren zwei Binnensperren des Landes im Süden und Norden, die Bitun (Beuthen), eine im Oberland an der großen Straße nach Galizien und Ungarn, die andere unten an der Oder, da wo die alte Handelsstraße aus dem Süden sich nach Pommern und Preußen theilt, zugleich eine Wassersperre der Oder nach Norden, gegen Osten durch Sümpfe geschützt; beide waren ihrer Lage nach gegen die östlichen Nachbarn erbaut und sind darum wahrscheinlich sehr alt, obgleich wir nur von dem niederschlesischen aus der Zeit der Sachsenkaiser Nachricht haben, die Stadt Beuthen in Oberschlesien erst 1200 gegründet wurde. Auch von den Sperren, welche andere Straßen jenseit

---

längs dem Walde, welche mit Bris anlauten, in Brisekow ist das Wort selbst erhalten. — Die Burgunder, die Nachbarn und nächsten Verwandten der Vandalen, haben nach ihrer Auswanderung um den Breisgau ihren Schutzdorn noch einmal gezogen, dort bewahrt der mons brisiacus den Namen. Auch „der Hach" kehrt dort als Name eines Berges wieder. — Vgl. Müllenhoff in Haupt's Zeitschrift 12, S. 303.

oder diesseit des Waldes schlossen, vermögen wir noch mehre nachzuweisen, denn Ortschaften, welche daran erwuchsen, haben bis heut in Schlesien denselben Namen bewahrt, mit welchem sie im 14. Jahrhundert an der Grenze von Preußen und Litauen bezeichnet wurden; dort an den Hegenen des Ordenslandes hießen sie Baitschen oder Waitschen, in Schlesien Pitschen (Byscina), Bitschin, Baitzen, Beitsch, Bithn, Sbitschye u. a. Auch diese fremd klingenden Wörter sind deutschen Ursprungs und stammen aus sehr alter Zeit.*) Die Burgunder, welche aus

*) Die Namen der schlesischen Grenzburgen, welche jetzt Beuthen heißen, lauten in den ältesten Urkunden: Bitom, Bitum, Bitun, vom gotischen **beidan**, harren, transitiv **baidjan**, zwingen, nöthigen; ags. **bîding**, Halt, Stillstand; mhd. **bite** (fem.), das Stillhalten. Dies Wort hat die Bedeutung Waldsperre bewahrt, z. B. **wer holtz — so vom Wald kompt, on vrlaub auss der pieth füret, der ist dem Forster darum verfallen wagen vnd Thier. Vnd das ist auss der pieth: von einem Wald auf den andern füren, oder in ein Dorff, das nicht Waldrecht het.** Walds Ordnung, Nürnberg 1535. — Es ist wohl kein Zufall, daß die beiden Bitun eine andere Form des Wortes weisen, als die übrigen schlesischen Sperren. Im Ordensland Preußen bestand dieselbe Verschiedenheit in den Formen des alten Wortes. Dort heißt in den Wegeberichten der Kundschafter aus dem 14. Jahrhundert der ganze verschanzte Grenzwald, welcher östlich von der Linie der Grenzburgen Ragnit-Insterburg-Johannisburg in Breite einer Tagefahrt von Nord nach Süd lief, der Baite, die Baiten; dagegen die befestigten Wildhäuser, welche längs demselben in zwei Linien auf der Binnen- und Außenseite errichtet waren, Baitschen oder Waitschen. Wieder auf beiden Seiten dieser großen preußischen Landwehr erhoben sich um die Bezirke der Ordensburgen, wie um die Landbezirke der feindlichen Litauer „die Hegene" als örtliche Waldverschanzungen. Drang ein Ordensheer in Litauen ein, so hatte es jenseit der Baiten vielleicht fünf, sechs Hegene der Heiden zu räumen. Diese Gehege werden lateinisch zuweilen **rubeta, rubes, vepres**, also „Dornhag" genannt. Der Sprachgebrauch unterschied also dort die große Landwehr — vielleicht einst die alte Grenze der gotischen Gepiden — von den kleineren Waldbefestigungen späterer Geschlechter, und den Grenzwald von den Wegsperren daran. Die Grenzlinie lag nicht im Walde selbst, sondern jenseit desselben, wie auch in Schlesien, die Flur von Pitschen z. B. außerhalb des Waldes.

ihren Stammsitzen in der Neumark zuerst an den obern Main, dann an den Oberrhein zogen, haben denselben Namen Bitsch ihrer Grenzsperre im Elsaß gegeben.

So war auch in alter Zeit der gebannte Wald nicht ganz unbewohnt; von den Warten, den vorgeschobenen Posten an der äußersten Grenze, spähte der Wächter auf den Straßenzug im fremden Land, er gab — wie im ganzen Mittelalter Brauch war — die Warnungszeichen von seiner Höhe durch Feuer und Rauch in das Land. In den Grenzburgen lag eine Besatzung, zum Wacht- und Späherdienst waren im Walde selbst Grenzwächter (polnisch lesny) angesiedelt. Diese Grenzer, mit den Schrecken des Waldes vertraut, gewöhnt an Kampf mit den Nachbarn und an finstere Noththat in der Wildniß, werden schon vor dem Jahre 1200 in den spärlichen Nachrichten als Abwehrer eines feindlichen Einbruchs erwähnt. Daß früher auch den Germanen solche Grenzsiedler werthvoll waren, sehen wir aus ihrem deutschen Namen „Hagestalde". Der einsame, harte, erbarmungslose Krieger, welcher, fern von Menschenwohnungen, gebunden zum Dienst des Kriegsgottes, im Grenzhag hauste, wurde schon zur Zeit des Tacitus von der Dorfjugend mit Grauen und scheuer Ehrfurcht betrachtet. Nach der Völkerwanderung verklärte die epische Poesie der Deutschen eine düstere Grenzergestalt, den Hagene der Nibelungen, der im Walthari-Liede, worin ein Kampf im burgundischen Grenzwald mit sehr alterthümlichen Zügen geschildert ist, von seinem Gegner noch als Hagano spinosus, dorniger Grenzer, angeredet wird.

Kurz nachdem Kaiser Friedrich Rothbart mit seinem Heere den schlesischen Wald durchbrochen hatte, seit dem letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts, öffneten die polnischen Piasten die Landessperren der deutschen Einwanderung. Sie waren in die Lage gekommen, sich gegen die Ansprüche ihrer polnischen Verwandten auf deutsches Wesen zu stützen, und sie warben zur Colonisation die Kirche, deutsche Reisige mit Ritterschild, Bürger und Landbauern.

Das Land war dünn bevölkert, die Slaven ackerten mit ihren kleinen Haken den leichten Ackergrund und wohnten gern an den fischreichen Flüssen. Am Landessaum waren die Ansiedlungen sehr spärlich; dort deutsche Städte und Dörfer zu besserem Schutz des Landes zu gründen, lag den Landesherren wohl zumeist am Herzen. Freilich, in dieser Oede erhielt nicht jeder Ansiedler ein versteintes Landloos aus den Händen eines einflußreichen Abtes, eines großen Grundbesitzers oder gar des Herzogs zugewiesen. Es fehlten auch solche nicht, welche auf eigene Gefahr und mit unsicherem Recht auf dem Neuland niedersaßen. Auch wenn sie eine gute Schenkung erhalten hatten, sie waren auf ungebautem Boden, im Grenzwald keineswegs sicher vor Ansprüchen anderer Siedler oder vor Räuberbanden, die über die Grenze einfielen. Wenn unter solchen Verhältnissen ein Colonist Rosse und Rinder an seine Karren schirrte und das Baugeräth, Weib und Kinder in die Wildniß führte, suchte er vor Allem eine Stelle mit fruchtbarem Grund und mit hellem Laubholz, durch welches die befruchtenden Strahlen zur Erde drangen. Solch lichten Wald nannten unsere Vorfahren „schön" — an dem Wort hing während des Mittelalters der Nebenbegriff des sonnigen —, noch jetzt erinnern Dorfnamen an das gebrochene Sonnenlicht auf sprießendem Waldboden. Dort suchte der Einwanderer zuweilen einen starken Baum, Eiche, Linde, mit hohem Gipfel und richtete ihn zur ersten Waldburg für sein neues Heimwesen ein. Zwischen die starken Aeste wurde ein Holzboden gezimmert, im Wipfel ein Sommerhaus, mitunter in mehren Stockwerken, zusammengeschlagen, die Baumzweige in die Wände verflochten, im höchsten Gipfel des Baumes ein versteckter Sitz zum Ausguck angebracht, um den Baum ein Zaun gerichtet, in welchem Karren und Vieh bei Nacht von der Wildniß abgeschlossen waren. In dem Gipfel des Baumes ruhten die Ansiedler, indem sie die Leiter hinauf zogen. Vor wilden Thieren und Räubern warnte die ausgestellte Wache, von der Höhe

wehrten die Insassen einen Angriff durch Bogen und Pfeil ab. „Vogelgesang“ war ein alter Name dieser einfachen Waldwohnung in dem ganzen Colonistengebiet des deutschen Ostens. Blieb die Ansiedlung unsicher, so wurde der Waldbaum durch Wall und Graben befestigt, der Binnenraum mit Häusern besetzt und eine Burg an der Stätte gegründet. Solche Burg zimmerten in sehr früher Zeit — vor 990 — deutsche Colonisten, welche die Stadt Nimptsch gründeten, auf einer noch älteren Hofstätte, bei der im Jahre 1821 ein goldener Armring von mehr als 200 Ducaten Schwere ausgegraben wurde. Noch zwei andere Ortschaften an der Westseite des Grenzwaldes bei Landshut und am Ostrande in der Nähe von Oels bewahren durch ihren Namen die Erinnerung an die befestigten Wohnungen der schlesischen Waldvögel. Ein Baum war auch im Kulmer Land nach der Sage die erste Schutzwehr der beiden Ordensbrüder, welche dem deutschen Orden das Preußenland ausspähen sollten, und als die Brüder über die Weichsel gesetzt hatten, richteten sie wieder eine Baumwarte zur Burg Vogelgesang ein. Die uralte Baumlaube haftete in der Poesie der Ritterzeit als anmuthige Erinnerung an älteres Waldleben, im Parcival des Wolfram von Eschenbach wohnt die trauernde Sigune auf solchem Baum mit dem balsamirten Körper des geliebten Mannes. Auf vielen Ritterburgen und in den Waldgründen der Edlen wurden die Baumhäuser zierlich angelegt, oft mit einem anderen alten Namen, Bergfried, bezeichnet (von der oder daz bërg, die Deckung, und fridu, Schutz). Dies Wort erhielt allmählich viele Bedeutungen, aus dem schirmenden Waldgerüst zu Angriff und Vertheidigung wurde ein Holzthurm, ein Vorwerk über Brücken, eine Steinwarte, Bergveste, einzeln stehender Glockenthurm, bewegliches Holzdach für Belagerungen, Erker, Pavillon; das Wort ging in das mittelalterliche Latein und in die romanischen Sprachen mit vielen Veränderungen des Klanges über: berfredus, berefreidus, belfragium, französ. beffroy, engl. belfred. Noch

im Jahre 1122 hatte Herzog Albrecht von Sachsen eine große Eiche in der Lochower Haide bei Torgau, welche zu einem Bergfried eingerichtet war. Als er am Montag nach Neujahr mit der Herzogin, ihren Jungfrauen und seinem Jagdgefolge dorthin auf die Jagd ritt und in der Nacht mit den Seinen auf dem Baume schlief, gerieth der Bergfried in Brand. Der Herzog wurde durch das Gebell eines Hundes geweckt, der neben seinem Bett lag, er riß seine Gemahlin vom Lager und rief die Jungfrauen an, so daß diese mit Gottes Hilfe dem Feuer nackt entrannen. Aber von seinen Mannen verbrannten etwa fünfzehn im Schlafe. Da der Herzog die Eiche im Winter als Jagdhütte benutzen konnte, müssen die Aeste wohl kunstvoll um einen Holzverschlag gezogen worden sein.

War die erste Bergung nothdürftig gefügt, so begann der Einwanderer das Roden des Waldes, er schlug aus den geschichteten Stämmen sein Blockhaus, den Stall, die Scheuer zusammen und umzäunte den Hof. Schon in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts wurde in Schlesien über große Waldverwüstung geklagt, schonungslos fällten die Ansiedler die Waldbäume oft nur des Holzes wegen, dann blieben die Baumstümpfe stehen und der Fleck wurde zur Wustung, oder sie säeten zwischen die stehenden Stöcke. Deshalb galt nur der Grund für Ackerland, in welchem die Stämme gebührlich ausgereutet waren. Schon damals war man hier und da genöthigt, abgeholzte Wälder wieder zu Wald zu machen.

Saß der Colonist nicht als Wildfang, der sich eigenmächtig auf ungebautem Grund ansiedelte, so sorgte er als Deutscher vor Allem, seinen Sitz durch feste Grenzen abzuschließen. In der Lichtung setzte er seine Steine, im Walde schnitt er die Grenzzeichen in die Bäume. War ihm größerer Besitz verheißen, so wurde in bergiger Waldgegend die Grenze bestimmt von Berggipfel zu Berggipfel, sonst von Hochbaum zu Hochbaum, man maß durch den Blick auf Feuer und Rauch, an Endpunkten wurden im Walde Feuer mit starkem Rauch ent-

zündet, die Rauchsäule, welche über die Bäume stieg, gab die Richtung, die Abgrenzenden schritten von einem Grenzgipfel, wo sie den Rauch erblickten, in gerader Linie der Rauchsäule zu und schnitten auf dem Wege die Zeichen.

Nächst fruchtbarem Grund und Weide begehrte der Ansiedler fließendes Wasser. Eine starke Wasserrinne war damals dem Hofe weit nöthiger, als jetzt. Ein guter Theil des Hausfriedens im neugezimmerten Hause und die gute Laune der Hausfrau hingen davon ab. Denn die lästigste Arbeit der Wirthschaft war das Mahlen der Körner zu Brot und Brei. Dafür war Hausgeräth die Quirn, eine Handmühle, in welcher der obere Stein durch einen Stock gedreht wurde. Dies uralte Werkzeug galt dem Colonisten als Sinnbild seiner Häuslichkeit, wurde er einmal durch Einbruch der Feinde von Haus und Hof gescheucht, so steckte er wohl die Steine seiner Quirn an den Ast eines nahen Baumes, um durch sie sein Besitzrecht am Grunde zu erweisen.*) Die Arbeit an der Hausmühle aber war bei allen Germanenstämmen nach Herkommen unbedingt Frauenarbeit, welche dem Mann nicht geziemte. Als einst ein schlesischer Ansiedler aus Böhmen zusah, wie seine wohlbeleibte Frau, es war eine Pfarrerstochter**), schwer an dem Mühlstein hantirte, und ihr mitleidig zusprach: „halt still, laß mich drehen", erhielt er von den Nachbarn den Spottnamen Dreher. Es wurde also um Anlage einer Wassermühle überall eifrig gesorgt. Nicht immer ohne Gefahr. Die Anlage einer Mühle konnte nur der Herzog erlauben oder der große Grundbesitzer, dem der Herzog solches Herrenrecht eingeräumt hatte. Und Gunst der Herren wurde nicht ohne Leistung gewonnen. Wer die Mühle eigenmächtig zimmerte, der kam in Gefahr, daß der Grundherr sie niederbrannte.

*) Nienburger Fragment im Anzeiger des Germanischen Museums 1859, Nr. 10.

**) Die Pfarrer (Plebanen) waren in Schlesien zum Aerger der Kirche noch am Anfang des 13. Jahrhunderts häufig verheiratet.

Auch berechtigter Bau schützte nicht. Der Aufstau des Wassers setzte die Ländereien oberhalb in größere Nässe, wohnten dort Nachbarn, so brannten wohl sie die Mühle ab. Wenn deshalb der Grundherr oder Ansiedler eine Mühle durchsetzte, so war die Erlaubniß, darin gegen die Mahlmetze zu mahlen, oft ein Vorzug, und der Mühlzwang, den späte Nachkommen als unerträgliche Last beseitigt haben, wurde als Mühlrecht geschätzt.

Noch eine andere Gabe, welche der Wald reichlich bot, schuf dem Hause fröhliche Stunden und empfahl eine Siedelstätte. Damals waren die Waldhaiden Schlesiens reichlich mit den röthlichen Glöckchen der Erica bedeckt. Ihre honigreichen Blüthen waren von Waldbienen umschwärmt und in der Nähe ihres Standorts wilde Honigbäume reichlich vorhanden, deren süßer Inhalt höchlich geschätzt wurde. Der Honig vertrat dem Waldbauer oft die Stelle des Geldes, dessen dünne, schüsselförmige Plättchen selten in seine Truhe kamen. Mit Töpfen Honig zahlte er einen Theil seiner Steuer an den Herrn und die Kirche; was übrig blieb, wurde die Würze seines Mahles, im weinarmen Lande braute er daraus den Meth als schönen Festtrank, die Frauen buken Honigkuchen, der ein Herrengenuß für Aebte und Herzöge wurde, wenn er mit dem theuren und seltenen Gewürz des Pfeffers gekräftigt werden konnte. Schon um das Jahr 900 verstand die deutsche Hausfrau „Pfefferzelten“ zu bereiten. Das Wachs erhielten oft die Heiligen, denn groß war der Bedarf der Kirchen und Klöster an Kerzen. — Im bienenreichen Walde verlieh der Grundherr das Recht den Honig aufzusuchen, sogar die Zahl der Honigbäume, welche die Colonisten für sich ausbeuten durften, wurde bestimmt, der Herzog und größere Grundherren hielten unter ihren Hörigen Zeidler, zuweilen in besonderen Walddörfern, welche mit altüberlieferter Wissenschaft die Bienenstöcke in Forst und Haide aufspürten. Ihre Weisheit hat sich lange erhalten, sie bestanden in Deutschland bis zum 30 jährigen

Kriege als Genossenschaft, die in regelmäßigen Zusammenkünften alterthümlichen Handwerksbrauch übte; mit den wilden Bienen sind sie aus unserem Lande verschwunden.

Aber der Colonist stieß im Walde auch auf Widersacher, auf herrenlose Strolche, welche von Viehdiebstahl lebten, auf Grenzer von der polnischen oder böhmischen Seite, welche auf Raub streiften. Dagegen wußte er sich mit den Waffen zu bewahren, und wir dürfen annehmen, daß sein Weib die Schwelle des Hauses mit der Waldaxt nicht weniger muthig vertheidigt hat, als er. Dann sahen auch die Eingebornen der Gegend, die Holzfäller eines größeren Grundbesitzers, mißgünstig auf den Eingedrungenen, sie schaarten sich zusammen und sprachen: warum sollen wir dulden, daß fremde Aexte in den Wald dringen und unseren Nachkommen die Hoffnung auf Rodeland wegnehmen? Und der Neue hatte sich zu hüten, daß sie ihn nicht aus dem Wald hinauswarfen. Doch war es damals nicht leicht, trotzige Männer von besetztem Grunde zu vertreiben, und es scheint an Solchen durchaus nicht gefehlt zu haben, welche das freie Waldleben mit seinen Gefahren sicherem Herrendienst vorzogen.

Ungern ertrug darum der Waldbauer die Steuern und Abgaben, durch welche der Ansiedler in dichter, bevölkerter Landschaft die größere Sicherheit seiner Arbeit erkaufte. Der Grenzer fühlte sich als Wächter des Landes gegen die Fremden, und war gar nicht geneigt, von seinem mühsamen und unsicheren Erwerb den Herren und der Kirche abzugeben, welche ihn doch wenig zu schützen vermochten weder gegen den nächtlichen Diebesgriff des reichen Stephan Kotka von Kobulaglova, des Katers, der in der Finsterniß mausend durch das Land fuhr, obgleich er es gar nicht nöthig hatte, noch gegen das furchtbare Gedränge der wilden Jagd, welche über den Bäumen dahinfuhr. Der Grenzer wußte recht gut, daß der Herzog ihm wohlgeneigt war, denn dieser verlieh ihm die Holung (Erholung), das heißt Freiheit von Abgaben auf mehre Jahre,

er ließ ihn zuweilen Werkzeug und Hausrath, den „Bowart", zollfrei einführen, er hörte auch seine Klagen gnädig an, wenn der Bischof bei Erhebung des Zehnten allzusehr drückte. Der Ansiedler fand in Schlesien strengere Decempflicht als anderswo. Das alte Recht der Herzöge, jede zehnte Garbe des Feldes für sich zu nehmen, war in der Landschaft früh dem Bischof zugetheilt worden, und wurde von diesem selbst erhoben oder von den kirchlichen und geistlichen Stiftungen, welche der Bischof ausgestattet hatte. Die Garben durften nach Landesbrauch nicht eher vom Felde genommen werden, bis die Kirche ihr Zehntel abgeholt hatte; wollten die Geistlichen einen Colonisten strafen, so unterließen sie, wo sie die Macht zum Zwange hatten, das Abholen, und die Frucht verdarb dem Bauer auf dem Felde. Die Waldsiedler ließen sich das nicht gefallen, und der Herzog klagte beim Papst gegen den Bischof, daß die Ansiedler der Kirche wegen wieder fortzögen zum doppelten Schaden des Landes, denn sie würden Grenzer in den Nachbarländern und säßen dort feindselig gegen sein Land, anstatt seine Grenze gegen die Nachbarn zu vertheidigen. Und der Bischof mußte zuletzt (1226) die Vorrechte der Waldmenschen anerkennen und zufrieden sein, wenn er statt der Garben einen Topf Honig oder Felle von Haselmäusen oder ein Geldstück empfing. Allmählich setzten die deutschen Colonisten durch, daß sie den Getreidezehnten in Körnern ablieferten. Für solche Leistungen war eine Anzahl benachbarter Landbauern mit gemeinsamer Haftpflicht zu einer Genossenschaft verbunden, die man in ältester Zeit als Blutsgenossenschaft gedacht hatte, und welche bei Schlesiern und Böhmen noch um 1200 mit altheimischem Germanenwort gonithwa (gotisch ganithjis, Verwandter), slawisch opol, lateinisch vicinia genannt wurde.

Wer freilich dem Herzog schweren Roßdienst mit dem Schilde that und nach deutschem Brauch als des Herzogs ritterlicher Mann galt, den drückte der Zehnt nur leicht, denn

er hatte das Vorrecht, ihn zu zahlen, wo er wollte, und er wählte sich ein Stift, mit dem sein Geschlecht in alter geistlicher Geschäftsverbindung stand, oder eine Pfarrkirche, deren Pfarrer sich vertraulich bereit finden ließ, auf einen Theil der Abgabe zu verzichten, z. B. auf den Hafer, damit die Frauen der Burg sich „Schminke“ davon bereiten könnten. Und als der Bischof wegen solchem Unterschleif zürnte, konnte durch redliche Zeugen bewiesen werden, daß die Frauen wirklich das Hafermehl zu Schminke verbraucht hatten, wahrscheinlich zumeist als inneres Schönheitsmittel in Bieraufguß.

Wollte man die Zustände des ganzen Schlesiens im 13. Jahrhundert nach dem wilden Leben an der Grenze bemessen, so würde man der Zeit und dem Volke Unrecht thun. Wo im Binnenlande und an der Grenze ein größeres Gemeinwesen den Einzelnen sicherte, ein stattliches Dorf zu deutschem Rechte besetzt, eine Stadt durch deutsche Bürger mit Pfahlwerk und Graben umschanzt wurde, da waltete festere Ordnung des Lebens und eine Cultur, welche auch bei den Altheimischen gar nicht so tief unter der unseres Landvolkes aus dem 19. Jahrhundert gestanden haben kann. Allerdings war das Recht unsicher, Gewaltthat häufiger, das Leben dennoch einförmiger. Die polnischen Dörfer waren klein, oft wurden mehre alte Orte zu einem deutschen zusammengelegt, die Gebäude waren Blockhäuser oder von Lehm, die Kirche von Holz und hölzern der Glockenthurm, welcher getrennt neben der Kirche stand, auch bei reichen Stiftungen. Aber die Balken des Hauses waren sorgfältig gerichtet und dauerhaft zusammengefügt, das Strohdach bot den Hausgenossen, wie dem kleinen Volk der Schwalben, Sperlinge und schlesischen Goldammern behagliche Decke, im Winter warmen Schutz. Und in Scheuer und Stall scheint ein guter mäßiger Wohlstand häufig gewesen zu sein, und nicht nur bei den Deutschen. Selten ist uns ein Blick in die Bauerhöfe jener Zeit gestattet, wie ihn der folgende kleine Bericht aus dem Kloster Heinrichau gewährt; dort

erzählt ein Bruder aus den Jahren 1254 und 1257 Folgendes:*)

„Das Kloster hatte nach dem Einfall der Heiden (der Tartaren 1241) viele Beschwer zu ertragen. Da grenzte ein gewisser Michael, Sohn des verstorbenen Dalibor, an das Kloster von der Seite, wo jetzt Münsterberg steht. Die Grenzen stießen an das Ufer des Baches, welcher damals durch unseren Gemüsegarten lief. So hatte Michael damals die Grenze seines Erbguts bis zu unserem Garten. Da nun erwähnter Michael öfter darauf sann, das Kloster zu belästigen, so besiedelte er sein Erbgut mit Deutschen; deshalb sprangen und sangen in der Zeit, wo dies geschah, an Festtagen die Frauen und Mädchen in unserem Obstgarten den Reigen. Dies sah Herr Bodo, der damals unser Abt war, und verfiel in große Bekümmerniß und sprach in seinem Herzen: Wenn diese Reigen im Laufe der Zeit hier zu alter Gewohnheit werden, so wird dies vielen Seelen im Kloster gefährliche Verderbniß bereiten. Er gab sich also Mühe, diesen schnöden Mißbrauch vom Kloster wegzuschaffen und verhandelte öfter mit dem erwähnten Michael wegen irgend einem Tausch. Dies und vieles andere Aehnliche besprachen der Abt und Michael unter einander; endlich nahm Michael zugleich mit seinen Söhnen das Freigut und den gutgebauten Hof, den das Kloster in Niklawitz besaß, und gab von seinem Erbgut neben dem Kloster gleiches Maß nach Länge und Breite. Weil aber Michael sein eigenes Erbgut mit Deutschen besetzt hatte, so kauften der Abt und die Brüder diese Deutschen besonders nach einzelnen Hufen aus und zahlten ihnen 80 Mark Silber außer dem Land, das sie ihnen gaben. Außer dem allen gaben der Abt und die Brüder diesem Michael das erwähnte Erbgut Niklawitz mit der Bestellung von 69 Scheffel Wintersaat, 48 Scheffel Sommersaat, einen gut

*) Gründungsbuch des Klosters Heinrichau, herausgegeben von G. A. Stenzel. Die alte Aufzeichnung ist Hauptquelle für unsere Kenntniß des schlesischen Geschäftsverkehrs und Gütererwerbs im 13. Jahrhundert.

gebauten Hof, darin 20 Häupter Hornvieh, 30 Schweine, Wägen, Pflüge, Schüsseln, Töpfe, Eisenwerk und alles Geräth, welches in dem Hofe war."

Und ferner: „Bogwal, der Böhme, — derselbe, welcher seiner Frau beim Mahlen geholfen hatte und darum Brukal, der Dreher, hieß — hatte zwei Enkel, Bogussa und Paul, denen der Vater im Oppeler Land starb. Nach seinem Tode waren die beiden, Bogussa und Paul, thöricht und dachten nicht an ihren künftigen Nutzen, sondern boten ihr Landloos lange Zeit verschiedenen Menschen zum Kauf aus. Aber in jener Zeit lag den Leuten wenig daran, sich hier anzukaufen. Da also Niemand kaufen wollte, so sagten sie öfter zum Abt Bodo und zu Peter, dem Kellermeister des Klosters: „Entweder kauft ihr unser Loos, oder wir werden es einem Rittermäßigen geben, der eurem Kloster sehr beschwerlich sein wird." Dies und vieles andere Aehnliche besprachen sie oft mit dem Abt. Endlich bot der Herr Abt wegen der künftigen Sicherheit des Klosters ihnen einen Tausch an, entweder in der Landschaft Krakau oder Oppeln, oder in Polen. Darauf sagten sie: „Herr Abt, wir nehmen den Tausch nach Polen an, aber da wir arm sind, wie ihr sehet, so müssen wir von euch etwas zur Hilfe vorausbekommen." Darauf gab der Herr Abt ihnen von einem Erbgut des Klosters hinter Militsch in Ochla (Großherzogthum Posen) im Herzogthum des Herrn Premisl ebensoviel Land, als sie hier gehabt hatten, und damit sie um so besser das Loos in Ochla übernehmen könnten, überließ ihnen der Herr Abt zwei Pferde um 3 Mark, vier Ochsen um 3 ½ Mark, zwei Kühe um 1 Mark, jedem von beiden 5 Schweine um ¾ Mark, 5 Schafe um 8 Scote, zwei Röcke um 1 Mark, ihrer Mutter 1 Mantel um ½ Mark und dazu acht Mud (32 Scheffel) Weizen Breslauer Maß um 1 Mark. Zur Abfuhr ihrer Weiber, Kinder und Sachen nach Polen lieh ihnen der Abt zwei Wagen mit 8 Pferden für 2 Mark Silber. Als nun diese beiden Bogussa und Paul drei Jahre in Ochla

gewohnt hatten, geschah es, daß der Herr Abt Bodo mit dem Kellermeister des Klosters nach Ochla kam, um das Erbgut und das Dorf des Klosters zu besichtigen. Da kamen zu ihm, nämlich zum Herrn Abt, die erwähnten jungen Leute Bogussa und Paul und sagten: „Herr, wir Thoren können nicht länger in diesem Orte bleiben; was wir hierher brachten, haben wir schon verzehrt und uns kommt hier kein Gedeihen.“ Ihnen antwortete der Abt und sagte: „Ich habe mit meinen Brüdern euer Begehr in Allem erfüllt über meine Verpflichtung hinaus; wenn es euch gut ginge, würde ich gut von euch denken.“ Da sie nun dies und vieles Andere mit dem Herrn Abt sprachen, sagte ihnen zuletzt der Herr Abt: „Wenn ihr hier nicht bleiben könnt, so verkauft, wem ihr wollt.“ Darauf baten die erwähnten jungen Leute den Bruder Peter, den Kellermeister, flehentlich, er möchte ihnen für ihr Loos in Ochla so viel Geld vor dem Herzog zahlen, als er selbst wollte, und sie sprachen: „In dieser Landschaft denkt kein Mensch daran, zu kaufen; wenn du also nicht zurückkaufst, so werden wir von dem Gute weichen und es liegen lassen.“ — Deshalb kaufte Bruder Peter vor dem Herzog und seinen Edlen das Loos, welches sie in Ochla hatten, um 20 Mark Silber von ihnen zurück, borgte das Geld von einem Canonicus aus Posen und zahlte sie zur Stelle aus.“

Zu diesen lehrreichen Berichten über alten Güterumsatz sei bemerkt, daß der erzählende Mönch von Heinrichau deutsche Colonisten, Böhmen und Polen als Fremde betrachtet und selten versäumt, ihrer Nationalität zu gedenken. Schlesischen Slavennamen fügt er wohl auch die entsprechenden polnischen bei, der Schlesier fühlte sich also auch sprachlich im Gegensatz zum Polen.

Was diese Anekdoten errathen lassen, wird durch andere Zeugnisse bestätigt, daß in das Landvolk damals ein unruhiger Wanderdrang, die Sucht sich zu verändern, gekommen war. Zumal als die friedliche Entwickelung im Jahre 1241 durch den

verwüstenden Einfall der Tartaren gehemmt wurde, nahm auf Jahre ein gewaltthätiger Sinn überhand; war ein Dorf zerstört, so kamen sogleich Nachbarn oder Fremde herbei, besetzten eigenmächtig die zerstampfte Flur und mußten oft durch Gewalt vertrieben werden.

3.

Der größte Colonist des europäischen Ostens war der Papst. Nicht nur, weil er das Interesse der christlichen Kirche gegen die Heidenschaft vertrat, auch für eigene Herrschaft. Der Gedanke, daß der Papst Oberherr werden solle über alles Land, welches im Osten des Reiches den Heiden abgerungen wurde, scheint lange vor den Kreuzzügen in den Seelen muthiger Päpste gearbeitet zu haben. Wir wissen aus der Zeit von Sylvester II bis zu Gregor VII wenig von der treibenden Kraft dieser politischen Idee, aber die Erwägung ist nicht abzuweisen, daß ein Dargebot von Land an der Oder, welches dem heiligen Petrus zur Zeit Johann's XV (985—996) gemacht wurde, den ersten Landerwerb des heiligen Stuhls im Osten begründet habe.*) Um das Jahr 1000 wurde dort das Bisthum Breslau gegründet, und schon 1013 ist der Piast Boleslav, der Eroberer Schlesiens, verpflichtet, dem Papst von seinem Lande einen jährlichen Zins zu entrichten, den Peterspfennig. Seit die kühnen Eroberungspläne, welche die Kirche in den Kreuzzügen verfolgte, gescheitert waren, richtete sich die Energie starker Kirchenfürsten darauf, ihre Oberherrlichkeit in den Ostländern Europas durchzusetzen. Ungarn wurde für einige Zeit päpstliches Lehen, Preußen und Liefland wurden für den Papst, als obersten Landesherrn, erobert.

Seit im Jahre 1163 Schlesien von dem Polenreiche gelöst wurde und eigenen Herzögen aus dem Hause der Piasten

*) Die wichtige Urkunde ist uns leider nur in einem ungeschickten alten Auszuge bekannt, der für ein Güterverzeichniß der römischen Kirche gemacht wurde.

gehorchte, vermochten die Landesherren sich nur durch engen Anschluß an das Reich und an deutsches Wesen gegen die oberherrlichen Ansprüche der Polen zu schützen. Sie holten ihre Bräute aus deutschen Fürstenhäusern, gesellten ihrem Hofhalt deutsche Ritterbürtige und suchten durch Landschenkungen an geistliche Orden und durch Landzuweisungen an Unternehmer ihr menschenarmes Land zu besiedeln, die Einkünfte zu vermehren und eine bessere Grenzvertheidigung zu schaffen.

Den Schutz der Grenze, zumal gegen die polnischen Landsleute, überwiesen die Herzöge gern geistlichen Ritterorden. Die Templer, die Johanniter und die deutschen Ordensbrüder erhielten Landbesitz und einige Hoheitsrechte und zimmerten ihre Burgen längs den Grenzwäldern; die Templer im Lebuser Land, die Johanniter an der entgegengesetzten Grenze (die Burgen Repten und Czissek) *), die deutschen Brüder in Namslau gegen Polen. Neben ihnen lagerten andere geistliche Brüderschaften von rittermäßigem Leben, welche sich Krankenpflege und Waffendienst als Regel setzten und damals zahlreich aufschossen, ohne zu Kräften zu kommen, so die Kreuzbrüder vom rothen Stern, zu Prag gestiftet, in Kreuzburg und die Kreuziger vom Orden des heiligen Grabes, mit Doppelkreuz und zwei Sternen, in Neisse. Aber die großen Ritterorden erlangten für Schlesien keine dauernde Bedeutung, sie hatten alle Kraft aufzuwenden, um in anderen Ländern den Landerwerb ihrer Genossenschaft zu verfechten. Besser gelang es den Herzögen mit der friedlichen Thätigkeit der Mönche. Doch gebührt in Schlesien das Hauptverdienst der Colonisation nicht den Bettelorden, welche damals in der übrigen Christenheit die stärkste erobernde Kraft erwiesen, sondern

*) 1240 Repten Grenzburg in Oberschlesien. 1241 Czissek bei Kosel mit Recht der Clausura und Schenke. — Gern würden wir Näheres über die innigen Beziehungen der ersten schlesischen Herzöge zu dem deutschen Orden wissen. Die Schlesier hatten einen wesentlichen Antheil an den ersten Eroberungen in Preußen.

älteren Regeln. Vor allen den Cisterziensern durch ihre großen Stiftungen von Leubus, Trebnitz, Heinrichau und Kamenz. Die grauen Mönche erwarben in Schlesien den Ruhm, daß sie neue Schenkung am hartnäckigsten gegen die Weltkinder zu behaupten wußten und gar nicht zu vertreiben waren, wo sie sich einmal festgesetzt hatten. Freilich ihre Aufgabe war sorgenvoll, sie mußten ihr Kloster in wilder Waldöde erbauen und dafür nicht nur mit argen Grenzleuten, auch mit bösen Geistern streiten, welche seit der Heidenzeit die Stätte bewohnten. Das Land, welches ihnen der Herzog verliehen, und der Zehnt, welchen ihnen der Bischof bereitwillig zuwies, reichten nicht immer aus, ihnen solches Behagen des Lebens zu geben, wie sie für ihren geistlichen Haushalt ersehnten. Da ist lehrreich zu sehen, wie diese geistlichen Ansiedler sich zu helfen suchten. Sie hatten am Fürstenhofe treue Verbündete.

Der wichtigste Geschäftsmann eines schlesischen Hofes war der erste Notarius, der Schriftgelehrte des Herzogs, vielleicht sein früherer Hauslehrer oder Lehrer seiner Söhne, des Lateins kundig, der Verfasser von Urkunden und Sendschreiben an den Papst und andere große Häupter. Er war natürlich Geistlicher aus einem Mönchsorden, er gehörte einer mächtigen Körperschaft an, welche der Herzog mehr scheute, als irgend etwas Anderes auf Erden, er war als Mönch gewöhnt, leise aufzutreten und Menschennatur still zu beobachten, und er hatte die Aussicht, als berufener Mann, der an Weltklugheit die Masse seines Standes überragte, zuletzt wohl ein Bisthum zu erhalten. Kein Wunder, daß er unter einem Herrn, welcher nicht über dem Durchschnittsmaß damaliger Fürstenkraft stand, der Majordomus und wirkliche Regent des Landes wurde. Wer etwas vom Herzog für sich begehrte, der mußte dem Notar Geschenke machen. Denn im Geben und Nehmen hatte das Mittelalter weit andere Ansichten von Wohlanständigkeit, als wir. Nicht nur wer Gunst suchte, hatte durch Gaben darum zu bitten, auch wer Recht begehrte, konnte bei

Hofe günstigen Spruch in der Regel nur hoffen, wenn er Geneigtheit zu gewinnen wußte. Der Landesherr freute sich über Geschenke, der Notar erwartete sie und die Hofleute warben wohl gar darum. Wer also eine Landverleihung oder eine urkundliche Bestätigung durchsetzen wollte, der handelte klug, wenn er dem Herzog ein Turnierroß anbot und dem Notar nicht wenig Geld, damit dieser den Herrn von seiner Trinkgesellschaft absperrte und zu Regierungsacten gefügig machte, und wenn er zuletzt auch den Hofleuten Rosse und Geld spendete, damit sie sich als Zeugen unter die Urkunde setzten. Dergleichen wurde nicht geheim getrieben, die Spenden gehörten zu den Einnahmen der Hofleute, und der Herzog ließ die Geschenke gar wohl einmal in die Urkunde setzen. Daß der Notar reichlich bedacht wurde, war dem Herzog besonders angenehm. Denn in stiller Gemüthlichkeit betrachtete der Herr seinen Getreuen als einen Schwamm, der sich vollsog für seinen Herrn. Der Fürst konnte ihn jederzeit durch einen Druck leer machen und in seine Bruderschaft zurückschicken. Auch wenn der Notar verstand, bis an sein Lebensende unentbehrlich zu bleiben, er hatte als Ordensmann keine rechtmäßigen Nachkommen, und der Herzog jede Aussicht, nach dem Tode des Getreuen den gesammelten Schatz desselben zu erben oder zu nehmen. Nicht immer erwies sich diese Annahme als richtig. Hatte der geistliche Beamte auch sehr weltlich gelebt, er bewahrte doch wahrscheinlich eine feste Anhänglichkeit an die Kirche und seinen Orden. Auch er fühlte in alten Tagen das Bedürfniß für allerlei, was er für den Herzog und sich gethan hatte, mit dem Himmel ein anständiges Abkommen zu treffen, und es gelang ihm in diesem Fall wahrscheinlich die Einwilligung des Herzogs zu erzwingen. Ergötzlich ist die Weise, wie dergleichen durchgesetzt wurde. Zuerst bereitete der Beichtvater des Herzogs den Boden, indem er dem Herrn Andeutungen gönnte, daß für die Seelen des fürstlichen Hauses eine außerordentliche Anstrengung nöthig geworden sei. Dann

wurden Fürsprecher geworben, würdige Männer der Kirche, darauf wurde der Herzog von den mißgünstigen Laien seiner Umgebung getrennt und, was eine Hauptsache war, durch ein gutes Mahl zu menschenfreundlicher Stimmung gesteigert. Am Ende des Mahles ward das Ehrenvolle und Vortheilhafte solcher Schenkung von den Fürsprechern ins Licht gestellt. Gab der Herzog der Einsicht nach, daß sein Kanzler dem Himmel etwas zu Liebe thun müsse, so vergaß er doch nicht, daß eigentlich gar nicht sein Notar der Schenker sei, sondern er selbst, der auf des Kanzlers Gut lange für sich und seine Kinder gerechnet hatte, und er forderte, daß die geistliche Spende ihm und seinem Hause im Himmel gut geschrieben werde. Das geschah. Die Mönche des Klosters, welches auf solche Art gestiftet wurde, beteten redlich für seine Seele, aber sie beteten doch eine Zeitlang herzlicher für den Notar, den sie als ihren wirklichen Wohlthäter betrachteten; bis auch ihnen vielleicht durch die Ansprüche, welche Seitenerben des Notars an die Schenkung erhoben, deutlich wurde, daß es vortheilhaft sei, dem Herzog allein die Verleihung für das Jenseits zu buchen. — War's nicht der geistliche Rath, der solche Stiftung zu Wege brachte, so war es wahrscheinlich die fromme Gemahlin oder eine besonders ruchlose That des Herrn, die er trotz Meth und Wein nicht aus seiner Seele bringen konnte.

Der Bischof und der Landesherr waren gewöhnlich die ersten Förderer der geistlichen Colonisation, ihr Wachsthum hatten die Mönche von den Gütern großer und kleiner Grundbesitzer im Lande zu erwarten. Aber es war für die Kirche eine saure Arbeit, mit den kriegerischen Grundherren des Landes in erträglichem Einvernehmen zu bleiben. Denn in irdischen Dingen ging der Vortheil beider schnurstracks auseinander, und die Angelegenheiten jenes Lebens, für welche die Kirche die große Versicherungsanstalt der Christenheit war, lagen den Rittermäßigen nicht vorzugsweise am Herzen. Da wurde Aufgabe der Brüder, die Sünden der Laien für sich auszubeuten,

und alle Mittel frommer Diplomatie anzuwenden, um Schenkungen aus den Widerwilligen herauszulocken. War endlich eine Urkunde durchgesetzt und die Hufen in Besitz genommen, so that dem benachbarten Schenker wahrscheinlich bald genug die Schenkung leid und er saß grollend und lauernd als Gegner des Klosters. Und wenn er selbst seinen Gewinn für das Jenseits leidend ertrug, so waren seine Vettern und Nachkommen doch keineswegs mit gleicher Geduld erfüllt, und ihre Ansprüche fanden eine Stütze in dem polnischen Recht, nach welchem sämmtliche Nachkommen des ersten Erwerbers nach Veräußerung des Erbguts das Recht des Rückkaufes um die Kaufsumme hatten, wenn auch seit dem Verkauf viele Jahre vergangen waren; nur was ein Mann selbst erworben, durfte er unwiderruflich fort geben. Deshalb waren Händel und Klagen vor dem Herzog die gewöhnliche Folge einer Schenkung. Noch lieber suchten sich die Erben mit Gewalt wieder in Besitz zu bringen, sie raubten Vieh und Leute des Klosters und brannten die Scheunen nieder, und nicht immer gelang es den Mönchen, ohne Opfer an Geld und Land die Unbändigen abzufinden. Es war noch höfliche Belästigung, wenn die Erben eines Schenkers auf Grund der Schenkung nur ein Schutzrecht über das Kloster beanspruchten mit der erzwungenen Gastfreundschaft und den Spenden, welche dasselbe in Aussicht stellte; auch diese Ansprüche mußten, wenn der Herzog schwach wurde, abgekauft werden. Aber auch als Nachbarn, die nichts geschenkt hatten, waren die größeren Grundbesitzer mit ihrem bewaffneten Gefolge dem Kloster sehr widerwärtig, und ein verständiger Abt warnte traurig die Brüder: „wenn ein Junker unser Nachbar wird, behalten wir nicht den Sand zum Klosterbau und nicht das Heu für die Ochsen.“ Bei solchem Kampf der Starken von jenem und diesem Leben gelang es der Geistlichkeit nicht leicht, sich selbst unsträflich zu halten. In der That scheint ein Kloster dem Landbesitz der alten Umwohner nicht weniger gefährlich gewesen zu sein, als ein raublustiger

Junker, und das Ausroden unbequemer Nachbarn mit einer Betriebsamkeit verfolgt zu haben, in welcher mehr Klugheit als Ehrlichkeit war. Kein ungewöhnliches Mittel war dafür die Fälschung von Urkunden, welche z. B. in Leubus, der ersten und größten Stiftung der Cisterzienser, schon in den Jahrzehnten nach der Gründung systematisch betrieben wurde, und noch heut unsere Archivare in Erstaunen setzt. Zuverlässig war nicht bei jeder Nachahmung einer Urkunde der Zweck, unrechtmäßiges Gut zu gewinnen, zuweilen nur ein verlorenes Document wieder herzustellen oder eine Versendung des werthvollen Originals zu vermeiden; in anderen Fällen ist die Absicht, durch Fälschungen Land und Leute zu erwerben, offenbar, sogar bei solchen Documenten, welche dem Papst zur Bestätigung eingesandt wurden. Wie aber auch die Mönche ihren Landbesitz gewannen, sie schufen überall mit ausdauernder Betriebsamkeit geordnete Verhältnisse, warben Colonisten, bauten Mühlen, pflanzten Obstbäume und vertheilten den menschenarmen Wald- und Weidegrund in Ackerhufen, auf denen hunderte fleißiger Familien ein friedliches Gedeihen fanden.

Der Herzog war Grundherr alles Bodens, welcher nicht Einzelnen zugetheilt worden, des Grenzwaldes mit dem Wilde, der Haide mit ihren Bienen, des rinnenden Wassers mit den Bibern. Es gibt um 1200 viel unbebautes Land, wohl nur die Hälfte Schlesiens ist besiedelt, zumeist nahe der Oder; was den Grenzen zu liegt, ist meist Wald, Haide, Moor. Das ganze Gebiet wird, abgesehen von kleineren Burgen, behütet durch 18 bis 20 hölzerne Castelle, darunter größere Festungen, wie Niederglogau und Breslau. Zu dem Castell gehört ein Landbezirk, welcher ursprünglich 2 bis 3 der jetzigen Kreise umfaßte, oft mit denselben Grenzen; Polizei und Verwaltung dieser Bezirke steht unter einem herzoglichen Beamten, dem Castellan oder Comes, welcher letztere in Schlesien nicht dem deutschen Graf, sondern etwa dem modernen preußischen

Landrath entspricht, die Würde ist ein Amt ansehnlicher Gutsbesitzer, welches verliehen und abgegeben wird. Alles Culturland besteht, soweit es nicht dem Herzog selbst gehört, aus Erbgütern freier Eigenthümer, unter denen in vielen Abstufungen der Pflichten die Hörigen und Leibeigenen sitzen. Diese Erbsassen mit einem Veräußerungsrecht, welches nicht durch ein lehnsherrliches Recht des Herzogs, sondern nur durch die Anrechte der Geschlechtsgenossen beschränkt wird, bilden den Kern der Bevölkerung. Ihre Zahl kann nicht gering gewesen sein, denn ihre Güter grenzen häufig an den Besitz der neuen Klöster. Es sind kleine Grundbesitzer darunter, welche als Bauern auf ihrem Hofe leben, andere werden nach deutschem Vorbild milites, Ritter genannt, die größten sind Landesbeamte des Herzogs und er nennt sie in Urkunden seine Barone. Aber auf ihrem Grundeigenthum sitzen sie nicht nach deutschem Lehnsrechte, sondern in einem Verhältniß zum Landesherrn, welches weit mehr der Stellung eines Gutsherrn im neuzeitlichen Patrimonialstaat als in dem Staatswesen des Mittelalters ähnlich ist. Sie verkaufen Güter, sogar an den Herzog selbst, wie an ihresgleichen, ohne daß irgendwo von einer Vasallenpflicht die Rede ist, sie veräußern auch Landbesitz, den sie mit freien Colonisten besiedelt haben, und zwar so, daß sie das „Dominium" und die Leistungen der Colonen sich bezahlen lassen. Zuverlässig sind sie dem Herzog zur Heeresfolge verpflichtet, aber nach dem Beschluß eines Landtages; die größeren mögen nach deutschem Vorbild auch mit dem Ritterschild gedient haben und mit einem bewaffneten Gefolge durch das Land geritten sein, und nicht wenige unter ihnen aus polnischem Kriegergeschlecht und vielleicht aus altheimischen Landfamilien mögen stolz auf Alter und Kriegsthat ihrer Ahnen gewesen sein. Aber sie waren im Sinne des Abendlandes thatsächlich weder von Adel noch von rittermäßigem Leben, obgleich gerade sie schon um 1200 in den Urkunden nobiles genannt werden. Nicht von Adel, denn ihr Landbesitz war

kein Fahnenlehn, auf welchem sie die hohe Gerichtsbarkeit übten, Münzen schlugen, den Rittergurt und Ritterlehn austheilten; sie waren auch nicht Vasallen und Ministeriale auf beliehener Burg mit einem Lehngut und Lehnspflicht und vielleicht mit persönlicher Unfreiheit, sondern sie waren nach Herkommen freie Grundbesitzer ohne Hoheitsrechte und Gerichtsbarkeit, außer über ihre Leibeigenen, und sie dienten nicht unter Hofrecht in Burgen, sondern saßen im alten Landrecht auf ihrem Weidegrund. Erst in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts wird durch die Uebermacht der deutschen Einwanderung Einiges aus dem deutschen Feudalstaat nach Schlesien verpflanzt. Seitdem wird das Wort feudum in Urkunden gebraucht, der Roßdienst wird neu geregelt und strenger aufgelegt, schon damals als eine Geldsteuer; wahrscheinlich belehnen die Herzöge seitdem auch rittermäßige Einwanderer in deutscher Weise, aber die Ueberlieferungen des deutschen Lehnswesens bürgern sich erst im vierzehnten Jahrhundert ein als Folge der Germanisirung. Und bis in die neueste Zeit ist an dem schlesischen Grundbesitz und seinen alten Familien zu erkennen, daß die Cultur-Entwickelung des Landes vom erblichen Eigen begann. Diese auffallende Eigenthümlichkeit Schlesiens, seit 1200 die beste Hilfe für schnelle Besiedelung durch die Deutschen, ist nicht aus slavischem Volksbrauch allein zu erklären, sondern daraus, daß die Piasten nicht nach altem Volksrecht über das Land herrschten, sondern als verhältnißmäßig neue Eroberer. Sie nahmen für sich und ihre Krieger, was sich als Landbeute irgend darbot, die Güter unbequemer Einwohner, alles leere Land, die Preseka, bis herab auf die Falken, die Biber, die Bienen. Aber die alte Rechtsordnung des Landes, welche in ältester Zeit den Germanen teva, tevitha (tevithameri, Ordnungsverkündigung) geheißen hatte, in der Slavenzeit zuda (Zaude, Zaudimirisches Recht) hieß, und gegenüber dem neueren deutschen Recht der Ansiedler für die altpolnische Ordnung galt, wurde vor der neueren Ger-

manisirung nicht zerworfen.*) Den freien Personen blieb Erbgut und Landgericht.

Freilich um 1200 legte das Treiben vieler Landbesitzer noch kein Zeugniß ab von der gesunden rechtlichen Stellung, welche sie im Lande hatten; auch wenn sie Ritter oder Ritterchen, militelli genannt wurden, gab ihnen doch der zornige Mönch in seinem Latein denselben Beinamen, welchen Grenzleute im Ordensland Preußen führten: Räuberchen, latrunculi. Nicht ungewöhnlich waren Gestalten, wie jener „Ritter" Stephan Kotka, der Kater, der mit seinen Genossen auf einem Hof am Grenzwald verstohlen hauste und bei Nacht weit durch das Land ritt, um zu rauben, der selten einmal bei Hofe sichtbar wurde, dann aber den Herzog schlau zu gewinnen verstand, so daß dieser ihm für ein dargebotenes Turnierroß einen großen Wald schenkte, bis er zuletzt doch dem Scharfrichter verfiel. Wurden die Wilden nach arger Missethat von einem Castellan des Herzogs gefangen, so mußten sie wohl gegen Fechter des Herzogs um ihr Leben streiten, unterlagen sie, so war milder schlesischer Brauch, daß sie nicht sofort geköpft wurden, sondern daß der Herzog sie mit einer beliebigen Geldstrafe schatzen konnte; sie mußten dann ihren Landbesitz verkaufen, um ihren Hals zu lösen, und manches Klostergut ist zur Freude der Mönche einem argen Nachbar in solcher Todesnoth abgekauft worden.

Unter diesen Grundbesitzern waren schon um 1200 nicht wenige eingewanderte Deutsche. Sie machten bei Hofe schnell deutschen Ritterbrauch heimisch; während in Deutschland die Ritter noch den Troß der Edlen bildeten, wurden sie in

---

*) Die regelmäßige Lautwandlung weist auf den deutschen Ursprung des Wortes und macht die Vermuthung unabweisbar, daß dies altheimische Recht bei Schlesiern und Mähren in seinem wesentlichen Inhalt germanisch gewesen sei. Das Wenige, was wir zur Zeit davon wissen, z. B. Aviticität (fideicommissarische Gütervererbung in directer männlicher Erbfolge), Gottesurtheil durch glühendes Eisen, Wasser, Zweikampf, widerspricht nicht.

Schlesien vornehme Männer, und in ihren Familien scheint der Stolz auf deutschen Ritterschild früher als im inneren Deutschland festgewurzelt zu sein. Es war slavische Gewohnheit, dem Namen eines besprochenen Mannes den des Vaters, eines Vorfahren, der Heimat, oft in verkürzter Form, oder einen Beinamen anzuhängen, und Doppelnamen wie Peter Wlast, Heinrich Bart, Albert Berichs, Johann Ossina sind häufiger, als im Mittel- und Oberdeutschland des 13. Jahrhunderts. Solche Beinamen gingen zuweilen auf die Nachkommen über und wurden Familiennamen.*)

Wer dem Herzog persönlich zu gefallen wußte von Fremden und Einheimischen, erhielt die Hofwürde eines Kämmerers, Truchseß, Schenken, Marschalls, — es ist wohl kein Zufall, daß bei Urkunden unter den höfischen Zeugen der Schenk und Truchseß am häufigsten genannt werden. Auch die Landesherren waren eifrig, Hof und Leben nach deutschem Muster rittermäßig einzurichten. Sie begehrten deutschen Ritterschlag und verstachen ihre Speere, sie zogen als Kreuzfahrer nach Preußen, sie versuchten sich auch wohl als Minnesänger in regelmäßigen deutschen Liedern. Dennoch darf man bezweifeln, daß in dem Grenzlande an den Höfen und in den Familien der Landbesitzer ritterliches Wesen recht heimisch wurde, es fehlte für die höfischen Spiele der zierliche Hofhalt und die vornehmen Herren. Vor dem Herzog hatten die Grundherren kaum die gebührende Ehrfurcht, wenn nicht ausnahmsweise ein heftiger Fürstenwille die Gemüther unterwarf. Sie tranken und jagten mit dem Landesherrn und suchten ihn für ihren Nutzen auszubeuten, nahmen ihn wohl auch gefangen — schon im 13. Jahrhundert — und erzwangen von ihm eine Theilung des Landes. Auch in höfischer Zucht meisterten sie ihn. Als

*) Hermann Bart, der dritte Meister des deutschen Ordens, und Hermann Balke, der erste Heermeister in Preußen, führen ihre Beinamen in schlesischer Weise; die Beziehungen des letzteren zu Schlesien verdienen Beachtung.

Herzog Boleslav am Festtage eines Heiligen von ihnen forderte, daß sie vor ihm tjostiren sollten, verweigerten sie das Ritterspiel, wenn er nicht unserem Herrgott auch etwas Festliches zu Liebe thäte, bis Herzog Boleslav sagte: „ich will zur Ehre Gottes und für unser aller Sünden ein Erbgütel einem Kloster schenken", worauf sie sich bereit erklärten; doch ließen sie sich vor dem Ritterspiel die Schenkung erst feierlich bekräftigen. Es war derselbe Herzog, welcher in Fehden mit seinen Brüdern und Edlen so herunter kam, daß er, nur von einem treuen Spielmann begleitet, fahrend durch das Land zog.

Unter den Herzögen und den Besitzern von Erbgütern saß bis um 1200 die Mehrzahl des Volkes als hörig und leibeigen in mannigfaltigen Abstufungen der Unfreiheit, der Rechte und Verpflichtungen. Die Handwerker waren in der großen Mehrzahl unfrei, oft nach ihrem Handwerk in besonderen Dörfern gesellt. Aber auch von den hörigen Bauern wirthschafteten nicht wenige auf Erbgütern, welche sie, wie es scheint, ohne Schwierigkeit veräußerten. Die hörigen Bauern der herzoglichen Güter standen in einem alterthümlichen Treuverhältniß zu ihrem Herrn, hatten Erbgüter und waren zuweilen reiche Leute, sie kamen an den Hof des Herzogs und ein verschlagener und lustiger Gesell unter ihnen konnte dort ein Liebling werden; die Herzöge ließen sich auch wohl herab, einmal in solchem Hofe Einlager zu halten und in Gesellschaft ihrer Bauern alten Meth zu trinken. Sie besetzten mit diesen Angehörigen die Unterämter ihres Haushaltes und wählten aus den zum Roßdienst Verflichteten ihre Ministerialen, welche wahrscheinlich wie in Deutschland den Ritterschild mit Farbe und Zeichen ihres Herrn trugen.

Eine andere Klasse der Unfreien mit besserem Recht wird nach 1200 fast nur in den ersten Jahrzehnten erwähnt, nicht allein in Schlesien, einmal auch in der Oberlausitz; diese sitzen in den Dörfern auf der Scholle wie die anderen auch, führen aber in den Urkunden den deutschen Namen Gasti. Und doch

sind sie offenbar nicht neu angesiedelte Fremde, Deutsche oder Wallonen, oder fremde Kaufleute, die in lateinischen Urkunden ebenfalls **hospites** genannt werden. Auch wäre nicht recht zu begreifen, wie deutsche Landbauern im 12. Jahrhundert von den polnischen Landesherren mit einem für Ackerbauverhältnisse damals ungebräuchlichen Fremdwort bezeichnet sein sollten. Es liegt deshalb nahe, an eine alte Bedeutung des Wortes Gast zu denken, welche um 1200 längst vergessen war. Den Franken bezeichnete nach der Völkerwanderung Gast nicht nur den Fremden, sondern den Wirth. Nach der sagenhaften Einleitung des Salischen Gesetzes kamen zur Aufrichtung des Gesetzes zusammen die vier Gaste vom Herrenhof, Ackerland, von Wiese und Holz aus Salheim, Bodenheim, Weidheim und Waldheim. Daß sich dies alte Frankenwort in Schlesien als Bezeichnung einer Klasse von Landbesitzern erhalten hat, welche sich sonst in Rechten und Pflichten von anderen Eingebornen nicht unterscheiden, legt die Annahme nahe, daß sich in ihnen Spuren einer altfränkischen Einwanderung erhalten haben.*)

Die Zustände der Landschaft und des Volkes, welche hier dargestellt wurden, erklären den schnellen Fortschritt der deutschen Colonisation: viel unbebauter Boden, längs der ganzen Grenze ein Landsaum von mehren Meilen Breite fast Wildniß, die Rechte des heimischen Grundbesitzers einer Uebertragung des Bodens an Fremde in ganz ungewöhnlicher Weise günstig, das Deutschthum geachtet und begehrt, im Lande selbst für die Colonisten deutsche Art wenigstens soweit vorhanden,

---

*) Arbogast bedeutet Erbwirth. — Wer in den **gasti** fränkische Colonisten aus sehr früher Zeit, etwa dem 7. Jahrhundert, erkennt, der mag auch annehmen, daß ihr Heiligthum — christliches oder heidnisches unter umwohnenden Heiden — auf dem Berge bei Hirschberg gewesen sei, welcher noch jetzt die Hugulge heißt (**Hugu-albi**; Huge, Hugonen ist ein alter Ehrenname der Franken; das Suffix-**s** des gotischen **alhs** [**fem.**], Tempel, war den germanischen Schlesiern unheimisch, **alcis** bei Tacitus ist der lateinische Genitiv).

daß Verkehr und Einbürgerung überall erleichtert werden, endlich auf dem Lande und in den Städten für die neuen Ansiedler persönliche Freiheit, der Vorzug nach deutschem Recht Gericht und Urtheil zu suchen, zu kaufen und zu verkaufen, frei von den polnischen Ansprüchen der Agnaten. Mit Hilfe der deutschen Einwanderung wird von etwa 1200—1350 das gesammte Land umgestaltet, etwa 1400 neue Dörfer werden gegründet, mehre Tausend Dorffluren neu aufgetheilt, auch die Ackerbeete und Höfe der alten vermehrt, an Stelle der alten lüderlichen Weidewirthschaft wird durch den Dreifelderbau eine ungleich stärkere Ausbeutung des Bodens eingeführt, in einem zahlreichen, damals freien Bauernstande ein nie versiegender Quell neu aufsteigender Volkskraft geschaffen. Daneben werden die gesammten Städte Schlesiens entweder neu gestiftet oder durch eine deutsche Stadtanlage vergrößert, mit ihrem großen viereckigen Ring, dessen freier Raum das Rathhaus und häufig zwölf Kramhäuser umschließt, mit den geraden parallelen Straßen, mit den ausgemessenen Bauplätzen von ursprünglich gleicher Größe, in denen die Kunst des Handwerks zugleich mit dem Ackerbau fröhlich gedeiht. Die ganze Anlage, durch festen Zaun, bald durch Mauer und Thürme umschanzt, wird für alle Zeit ein Denkmal des großartigen Selbstvertrauens, womit die ersten Colonisten die neuen Heimwesen gründeten. Im Jahre 1350 sind fast alle deutschen Städte und Dörfer, welche jetzt bestehen, vorhanden. Gern möchten wir über die Zahl der deutschen Colonisten, welche in diesem Zeitraum eingewandert sind, ein Urtheil gewinnen. Jeder sichere Anhalt fehlt. Wir finden aber nicht berichtet, daß zu irgend einer Zeit ein massenhaftes Eindringen stattgefunden habe, daß große Züge von Ansiedlern die Straßen gesperrt, den Verkehr unterbrochen, die Heimischen belästigt haben. Wir erfahren auch nur gelegentlich bei Einzelnen, woher sie zugewandert sind. Und sieht man näher zu an die wenigen Stellen, wo ein Einblick in das Treiben der Einwanderer möglich wird,

so sind zwar überall neue Ankömmlinge sichtbar, aber keineswegs in großen Gesellschaften. Es scheint also, daß die Einwanderung das Land besiedelt hat, wie das befruchtende Wasser eine Wiesenfläche, in vielen kleinen Canälen, langsam, geräuschlos. Und ferner ergibt sich, daß zwar die Deutschen überall die treibende Kraft und das befruchtende Culturelement werden, daß aber die schnelle Umbildung des Landes ebenso sehr durch die gesteigerte Thätigkeit der Einheimischen bewirkt wird, welche aus dem Stillstand alter Verhältnisse aufgerüttelt, an der Bewegung Theil nehmen. Auch der heimische Handwerker findet in der freien Stadtgemeinde, in der massenhaften Ausmessung deutscher Hufen mit mäßigen Lasten, in fest geregelter Bewirthschaftung und persönlicher Freiheit für sich die Möglichkeit eines kräftigeren Familienlebens und einer stärkeren Vermehrung. Daß solches Entfesseln schlummernder Kraft in dünn besetztem Lande auch die eingeborene Bevölkerung durch fünf Menschenalter verdreifachen konnte, wird nicht zu leugnen sein. Wir werden deshalb nicht den größten Theil der Volksvermehrung den deutschen Einwanderern zuschreiben dürfen. Um so bemerkenswerther ist die Thatsache, daß die wahrscheinlich große Mehrzahl der vorhandenen Einwohner sich auf Grundlage deutscher Bildung und Sprache so schnell mit einer eingewanderten Minderzahl zu einheitlichem Volksleben verbinden konnte. Und diese Thatsache ist eine Bekräftigung der oben ausgesprochenen Ansicht, daß um das Jahr 1200 innerhalb der schlesischen Grenzwälder noch mehr von deutscher Art erhalten war, als wir zur Zeit aus spärlicher Ueberlieferung nachzuweisen vermögen.

Die schlesische Geschichtsforschung hat seit Stenzel sorglich vermieden, den Zeitabschnitt, welcher vor der deutschen Besiedelung durch die Piasten liegt, in ihre Forschung hineinzuziehen. Vertrauend fügte sie sich der Auffassung, welche Palacky und andere slavische Historiker zur Geltung brachten. Und es war einiger Grund zu solcher Zurückhaltung, denn es kam zunächst

darauf an, gegenüber den Erfindungen späterer Chronisten eine urkundlich beglaubigte Geschichte Schlesiens möglich zu machen. Dennoch wird jetzt unabweisbar, was auf anderen Gebieten der deutschen Alterthumswissenschaft gewonnen ist, auch für Schlesien zu verwerthen, vor allem die große Frage über das Verhältniß von Slaven und Deutschen in dem ersten halben Jahrtausend nach der Völkerwanderung genauer ins Auge zu fassen. Schon jetzt ist die Vermuthung nicht abzuweisen, daß nicht nur auf dem Boden des jetzigen Deutschlands, sondern bis weit in den Osten die gesammte Entwickelung der slavischen Völker weit mehr durch germanisches Recht, Sitte, Volksgebrauch und Sage gerichtet worden ist, als die vorsichtige Bescheidenheit der Deutschen zur Zeit annimmt. Gerade Schlesien bietet dem Geschichtsforscher für solche Untersuchungen ein günstiges Gebiet, und es ist sehr zu wünschen, daß deutsche Gelehrte mit strenger Kritik, mit Kenntniß der älteren slavischen Sprachen und mit Berücksichtigung der ältesten slavischen Sagen sowie der deutschen Heldensage sich diesem Gebiete historischer Forschung zuwenden.

Schwimmkunst in alter Zeit.

(Grenzboten 1866, Nr. 3.)

Auch die Leibesübungen, welche durch den modernen Turnunterricht in unsere Jugenderziehung aufgenommen sind, haben unter uns Deutschen eine lange Geschichte. Manche Technik, welche durch die Begründer des Turnens neu eingeführt wurde, war schon in der Römerzeit von den Deutschen mit Eifer getrieben worden. Mit Vorliebe suchten Jahn und seine Genossen die alten kräftigen Gliederbewegungen auf. Gerwurf, Sprung, Steinwurf und Steinstoß sind wie das Ringen, welches unter Alemannen und Burgunden der Schweiz bis heut

volksmäßig dauert, Uebungen, welche die Germanen wahrscheinlich schon zu festem Brauch ausgebildet aus Asien herüberbrachten. Wenigstens sind dieselben Uebungen den Griechen ebenso volksthümlich.

Zu diesen Fertigkeiten, den Vorübungen für den Krieg, gehörte auch das Schwimmen. Schon Tacitus erzählt von dem häufigen Baden der Deutschen in kaltem und warmem Quell, und von je tauchte die Jugend beider Geschlechter neben einander die Glieder in die kalte Fluth, ohne daß dies als eine Verletzung der Sitte und des Schamgefühls erschien. Die Germanenkrieger sind geübt, auch unter den Waffen Ströme zu durchschwimmen. Dann hilft der Schild, aus leichtem Lindenholz gefertigt, den Schwimmer und sein Geräth tragen.

Aber seit dem frühen Mittelalter ist in Deutschland daneben das Bad in der Wanne und im gewärmten Wasser üblich, schwerlich als eine Nachahmung römischen Brauches. Selten fehlt einem Grundstück auf dem Lande das kleine Badehaus, auch in den Städten gehört die warme Badestube zur vollständigen Einrichtung eines Hauses. Wer nicht selbst eine Badestube besitzt, geht zu einem der städtischen Bäder, wo ihm auch an glückbringenden Tagen nützliche Tränke gereicht, zur Ader gelassen und Schröpfköpfe aufgesetzt werden konnten. Die öffentlichen Badestuben der Städte waren aber nicht gut beleumdet, sie waren Hauptstätten des Stadtklatsches und zuweilen auch der Unsitte. Bis zum dreißigjährigen Krieg galt in Stadt und Land das warme Bad aller Welt für einen nothwendigen Theil der Gesundheitspflege, erst seitdem kam es ab, die Geistlichen eiferten dagegen, und der künstliche Aufputz der Kleidung wie das falsche Haar machten Aus- und Ankleiden während des Tages sehr unbequem. Wahrscheinlich war durch den Gebrauch der warmen Bäder schon im Mittelalter das kalte Flußbad in vielen Landschaften Deutschlands aus der Mode gekommen. Die Schwimmkunst erhielt sich nur hier und da, an der See und am Rande größerer Flüsse, aber

sie war wenigstens zur Zeit der Reformation im innern Deutschland eine seltene und auffallende Fertigkeit.

Das wird deutlich aus dem Inhalt eines kleinen, ausnehmend seltenen Büchleins über die Schwimmkunst, welches unter dem Titel „Kolymbetes" (der Taucher) im Jahre 1538 zu Augsburg gedruckt wurde und in lateinischer Sprache unter Anderem erstaunt berichtet, daß zu Zürich in der Schweiz die Jugend das Schwimmen mit Meisterschaft übe. Die ergötzliche Stelle des Zwiegespräches ist der Mittheilung werth, weil sie auch noch andere Züge aus dem Leben der Vorfahren überliefert. Sie folgt hier wortgetreu übersetzt mit aller pedantischen Zierlichkeit, womit der humanistische Schulmeister seine Darstellung verkraust. Das Gespräch beginnt folgendermaßen:

Pampinus. Da ich noch als Knabe zu Zürich in Helvetien mich aufhielt, gingen unser oft zwanzig bis dreißig Schüler zusammen in das Schilfwerk am Seeufer.

Erotes. Was wolltet ihr da machen?

Pampinus. Jener Ort ist ungefähr tausend Schritte von der Stadt entfernt.

Erotes. Weiter.

Pampinus. Dort fertigte sich jeder aus dem Schilfe, das in der Seebucht eine bedeutende Höhe erreicht, ein Bündel, befestigte es um den Leib, so daß er mit vorgestrecktem Kopf und Hals einer Gans ziemlich ähnlich sah; an das Bündel knüpfte er sein Hemd — denn die übrigen Kleider ließen wir gewöhnlich zu Hause — und so, von unsern Rohrbündeln getragen und nur mit den Füßen rudernd, schwammen wir in Reih und Glied in den See hinaus.

Erotes. Die Verwegenheit dieser Knaben in einem so tiefen See hätte wohl der Lehrer mit einer guten Ruthe züchtigen dürfen.

Pampinus. Draußen im See, vierzig Schritte vom Ufer, war eine sehr große steinerne Bildsäule des heiligen Nikolaus, die auf einem mächtigen Fels ruhte.

Erotes. Besser hätte da der heilige Christoph hingepaßt.

Pampinus. Nachdem wir den Heiligen in geordneten Reihen dreimal umschwommen und pflichtgemäß gegrüßt hatten, da er doch der Jugend gütiger Schutzpatron ist, kehrten wir um und steuerten gerade der Stadt zu.

Erotes. Auf so weitem Wege?

Pampinus. Allerdings. Jeden, der aus der Reihe gewichen wäre, traf die Strafe, daß er zu Hause sein Pferd (?) verlieren sollte.

Erotes. Eine schwere Buße.

Pampinus. In geordnetem Zuge schwammen wir unter dem Wasserthor der Stadt durch, da wo die Limmat aus dem See zu fließen beginnt. Dann stimmten wir ein bekanntes Lied an und schlenderten fröhlich mitten durch die Stadt nach Hause.

Erotes. Ich bin ganz erstaunt. Aber wie? Lerntet ihr Knaben alle schwimmen ohne irgendwelche Hilfe?

Pampinus. Ganz gut.

Erotes. Woher lernen denn dort die Knaben so geschickt schwimmen?

Pampinus. Du weißt, was gute Lehrer in jeder Kunst ausrichten können und was eine anhaltende Uebung, die beste Lehrmeisterin, vermag; dazu kommt als neuer Reiz ein herrlicher Fluß und der nahe See. Man möchte behaupten, daß die Kinder die Kunst mit ihrer Geburt fast spielend erlernen.

Erotes. Die Kunst der Enten meinst du, nicht der Menschenkinder.

Pampinus. Der Unterricht in dieser Fertigkeit geht gleichsam von einer Hand in die andere. Kurz, du könntest da, wie das Sprichwort sagt, die echten Schwimmer aus Delos sehen. Und nicht nur Knaben, sondern auch Mädchen würden dir ein angenehmes Schauspiel bieten.

Erotes. Mädchen, sagst du?

Pampinus. Ja freilich. An hellen Sommerabenden,

wenn das Wasser durch die Sonne des Tages erwärmt worden, baden sie schaarenweise nach dem Nachtessen; man möchte glauben, daß Delphine im Wasser spielten.

Erotes. Es wäre nicht zu verwundern, wenn alle Seegötter und Göttinnen als Schutzgeister des Ortes da wohnten.

Pampinus. Von den Erwachsenen lernen die Knaben; und es gibt auch hierin gewisse Lehrer; wie wir von den Delphinen lesen, daß sie ihren Jungen einen bejahrten Meister anweisen, von dem sie lernen können, was ihnen einst zum schnellen Erhaschen der Beute von Nutzen sein wird.

Erotes. Glaubst du, daß dies wahr sei?

Pampinus. Gewiß ist es wahr. Doch ich will zu meinem früheren Gegenstande zurückkehren.

Erotes. Ganz recht.

Pampinus. Vom frischen Bade gehen sie meistens bald schlafen ohne Kleider.

Erotes. Die zärtlichen Asiaten!

Pampinus. Wir sahen so oft Paare gleichsam im Wettstreite weite Strecken hinausschwimmen, Manns- und Frauenspersonen, ähnlich wie zwei zusammengespannte Rosse.

Erotes. Was höre ich?

Pampinus. Was ich sage.

Erotes. Was sagst du, Pampinus?

Pampinus. Was du hörst, oder vielmehr, wie es wirklich zugeht.

Erotes. Wie, schämen sich jene nackten Mädchen denn nicht?

Pampinus. Sie tragen Hemden, die hierzu bequem eingerichtet sind.

Erotes. Ich glaube, daß Mädchen, wenn sie einmal die Fertigkeit sich erworben haben, in dieser Kunst mehr Gewandtheit zeigen als Männer.

Pampinus. Ueber den feinen und trefflichen Mann! Glaubst du das wirklich? Wärst du nicht ein wenig neugierig?

Erotes. Wenn ich nicht irre, pflegt man wohl unter dem Baden süße Gespräche, wofern nicht traute Umarmung gestattet ist.

Pampinus. Ja bisweilen wird auch eine Vermählung geschlossen, nicht mit dem Beistand der Juno, nur der Nereiden.

Erotes. Nach Art der Frösche! Es sind völlige Amphibien, wahrlich wie in der Fabel.

Pampinus. So etwas siehst du kaum anderswo.

Erotes. Wer lehrt denn die Enten, Gänse, Wasserhühner und Taucher sogleich schwimmen, wie sie geboren sind? denn über die Fische wundere ich mich nicht.

Pampinus. Die Natur.

Erotes. Aber wie schwimmen sie denn so leicht einher?

Pampinus. Ihre breiten, biegsamen Füße gebrauchen sie ganz bequem wie die unteren Enden der Ruder. Sie breiten sie aus und falten sie beim Zurückziehen wieder zusammen. Denn die Federn, welche bei diesen Vögeln nur wenig benetzt werden, mögen in nichts hindern und eher in die Höhe heben als senken. Ja, du kannst dasselbe an mehren Vierfüßern bewundern.

Erotes. So ist also der Mensch das einzige Geschöpf, das unglücklich und in allen diesen Dingen unwissend zur Welt kommt?

Pampinus. So will es unser, der Sterblichen, Loos. Aber noch mehr würdest du dich wundern, wenn du sähest, wie man sich von hohen Brücken herabstürzt, was auch in Basel und Constanz geschieht. Es gibt in Zürich eine schöne Kirche, welche gleich einem Schiffschnabel in die Limmat hinausgebaut ist und nach dem Wasser genannt wird.

Erotes. Und weiter!

Pampinus. Ringsum ist dieselbe von Wasser umgeben, außer da, wo auf schmaler Strecke eine kunstvolle Brücke an die Kirche angebaut ist.

Erotes. Erzähle weiter.

Pampinus. Dort könntest du im Sommer einen merkwürdigen Wettstreit der jungen Leute sehen. In diesem Umkreise folgen sie einander schnellen Zuges gegen den äußern Theil der Kirche hin, wo wie am Vordertheil eines Schiffes die Strömung des Flusses anprallt und nach beiden Seiten sich theilt.

Erotes. Und dann?

Pampinus. An dieser Stelle stürzen sie sich in die Tiefe des Flusses und zwar nach der Reihe. Es ist vom Rathe erkannt, daß, wer im Begriffe herabzustürzen, den nächstfolgenden nicht beim Namen ruft, oder wer nicht aus der Tiefe irgendein Zeugniß, z. B. ein Steinchen oder etwas Anderes mit sich heraufbringt, dadurch gestraft werden soll, daß er mit angezogenem Hemde von Andern herabgeworfen wird.

Erotes. Eine harte Bestimmung.

Pampinus. Dir, mein Erotes, wäre das wohl unerträglich. Da sähest du zuerst geflügelte Knaben, dann Forellen, zuletzt Grundeln; denn der Fluß ist durchsichtig wie Glas.

Erotes. Man dürfte sich nicht wundern, wenn sie im Herabstürzen mit dem Kopf gefährlich auf den Grund aufstießen.

Pampinus. Sie werfen sich nieder mit vorgehaltenen Händen.

Erotes. Warum nicht mit den Füßen voraus?

Pampinus. Willst du das wissen?

Erotes. Allerdings.

Pampinus. Es ist weniger Gefahr dabei. Denn nicht gering ist die Gefahr, daß wenn du mit ausgebreiteten Füßen herabspringst, dich das heftig strömende Wasser mitten durchschneide, was anderswo öfter begegnet ist.

Erotes. Du sprichst da von unerhörten Dingen. Etwas so Weiches soll einen Körper verletzen können?

Pampinus. Verletzen? Wisse, das Wasser, welches in seiner Strömung aufgehalten wird, ist etwas so Gewaltsames,

daß wenn du die beste Klinge eines Schwertes hineinstößest, diese schneller bricht, als ein noch so harter Stein.

Erotes. Du erzählst von einer wunderbaren Eigenschaft des Elementes.

Pampinus. Wenn ich noch etwas werde beigefügt haben, werde ich von den Zürichern Abschied nehmen, was vielleicht schon früher hätte geschehen sollen.

Erotes. Sei versichert, daß mir Alles, was du erzähltest, sehr angenehm war.

Pampinus. Wir sahen in jenem See einmal einen Schulherrn, der unglücklich aufgefangen wurde.

Erotes. Wie so?

Pampinus. Da er allein schwamm, widerfuhr ihm, daß er mit seinen etwas zu tief gestreckten Füßen in Wasserkräuter sich verwickelte; nachdem er lange vergeblich sich zerarbeitet hatte, sank er zuletzt müde zusammen. Als einige Fischer dies bemerkt und ihn mit Mühe aufgefunden hatten, zogen sie ihn mit einer Stange heraus. Nachdem er ans Ufer getragen worden war, wurde er auf Befehl einer abergläubischen alten Frau, nutzlos, aus dem kalten in ein warmes Bad getragen.

Erotes. Eine unangenehme Waschung war das.

Pampinus. Damit er, denke ich, durch die Wärme erquickt wie eine Feldgrille wieder neu auflebe. Etwas Aehnliches ist daselbst einer Schwimmerin von schöner Gestalt begegnet, wie ich mit eigenen Augen gesehen.

Erotes. Meinst du eine Wasserschlange?

Pampinus. Nein, sondern ein hübsches Mädchen, eine Nymphe, würdest du sagen.

Erotes. Warum bist du denn nicht mitleidig der zu Grunde Gehenden zu Hilfe gesprungen?

Pampinus. Was sollte ich thun, da ich noch Knabe war.

Erotes. Das herrlich schöne Mädchen starb in der ersten Blüthe ihrer Jahre eines traurigen Todes.

Theologische Disputirer im Volke.

(17. und 18. Jahrhundert.)

(Grenzboten 1864, Nr. 18.)

Wenn einst die Geschichtswissenschaft genauer als jetzt das innere Leben des Volkes selbst darzustellen vermag, dann werden die großen Umwandlungen, welche Gemüth, Idealismus, Wahrheitssinn und praktische Tüchtigkeit der Menschen im Laufe der Jahre erfahren haben, wahrscheinlich für manche Zeiträume wichtiger erscheinen als Politik, Kriege, Umherfahren und Untergang seiner Fürsten. Denn nicht zu allen Zeiten sind die politischen Ereignisse das Wissenswürdigste. Wie die herrschenden Fehler und Neigungen des Volkes ändert sich auch die Art, wie es liebt und haßt und wie es den sinnlichen Eindruck in Empfindung und Gedanken umprägt; verschieden gefärbt ist in jedem Zeitraum, was ihm für gut, schön, wahr gilt. Und über dieser Verschiedenheit, welche durch das Leben selbst und den zufließenden Bildungsstoff hervorgebracht wird, das bleibende Volksthümliche und das allgemein Menschliche zu erkennen und den innern Zusammenhang in den zahlreichen Umwandlungen nachzuweisen, das ist, so scheint uns, eine der schönsten Aufgaben des Geschichtschreibers.

Wir sind geneigt vorauszusetzen, daß dieselbe freie und unbefangene Auffassung der irdischen Gestalten, Formen und Ereignisse, welche uns möglich ist, zu allen Zeiten möglich war. Noch öfter geben wir uns der Ansicht hin, daß unsere Auffassung der Bilder und Eindrücke, welche die Welt entgegenträgt, zwar eine mangelhafte, aber innerhalb gewisser Grenzen unbedingt richtige sei. Nähere Betrachtung aber ergibt, daß auch unsere Auffassung des Lebens überall eingeengt wird, nicht nur durch die Schranken unserer Sinne, sondern auch dadurch, daß wir Alles, was in unsere Seele fällt, was wir sehen, hören, erkennen, immer noch mit einem Zusatz unseres Wesens färben,

welcher die Richtigkeit unserer Beobachtungen und Schlüsse beeinträchtigt. Und die Wissenschaft kennt keine größere Plage als die, welche ihr durch unsere unvollkommene Befähigung, das objectiv Wahre festzustellen, bereitet wird. Jede Prüfung vergangener Zeiten giebt uns die Ansicht, daß wir darin im Ganzen Fortschritte gemacht haben und wie getrübt und befangen die Auffassung früherer Zeiten war. Die Abbildung einer Pflanze an einer Wand von Pompeji, auf einem Pergamentbild des zwölften Jahrhunderts und in einem Holzschnitt des fünfzehnten Jahrhunderts zeigt eine ganz verschiedene Auffassung ihrer Formen, und jede von diesen Auffassungen erscheint uns fremdartig und unvollkommen, wenn wir auch aus jeder die Pflanze erkennen. Eine Definition des Aristoteles und die eines neuzeitlichen deutschen Philosophen unterscheiden sich nicht nur durch die feine Schattirung der Begriffe, welche den Wörtern durch die Besonderheit der verschiedenen Sprachen aufgezwungen wird, sondern auch darin, daß der große Denker des Alterthums zuweilen durch Hervorhebung anderer Prädicate und treffender Kennzeichen in das Wesen der Dinge einzudringen sucht, als uns Neueren sachgemäß dünkt. Diese Verschiedenheit des Sehens, Hörens und Empfindens wird nicht bloß dann auffallend, wenn man Jetzt und Einst oder mehre Völker vergleicht, auch in der Gegenwart sind die Einzelwesen desselben Volkes einander in der Auffassung des Wahrnehmbaren durch die Sinne und im Verarbeiten des Aufgenommenen durch Geist und Gemüth sehr ungleich. Hier soll nicht von der naheliegenden Verschiedenheit die Rede sein, welche durch Alter, Gefühlsrichtung, Zufälle hervorgebracht wird, nur von einem Gegensatz, welcher die Gebildeten und Einfachen, die geistigen Führer und die Masse des Volkes, die Fortgeschrittenen und die Zurückgebliebenen von einander trennt. Wir bemerken ihn im Verkehr mit den kleineren Kreisen des Volkes zuweilen mit Erstaunen und Behagen, nicht selten mit Unwillen und Schmerz.

Wer eine Unterhaltung junger Burschen auf dem Lande anhört, dem klingen Sprache und Scherze, auch wenn er sie versteht, zuweilen recht fremdartig. Wenn es Deutsche sind, so wird er hinter den trocknen Späßen, den kurzen Redensarten und dem vorsichtigen Schrauben eine originelle Arbeit der Seele entdecken, welche durch die geschriebenen Worte unserer Sprache fast unmöglich ganz getreu wiedergegeben werden kann. In den Worten ist eine etwas andere Bedeutung, in den Reden eine etwas andere Seele, als die Gebildeten hineinzulegen vermögen. Was uns gar kein Spaß erscheint, wirkt auf die ländlichen Hörer sehr komisch, wo wir eine längere Redeausführung erwarten, befriedigt ein knappes Sprichwort, ein Bild, vielleicht nur ein Spiel mit Klang und Laut der Worte, für welches wir wenig Empfänglichkeit haben. Das ist nicht Rohheit, es ist im Grunde eine andere Form der Bildung, welche die Anspruchsvollen nicht mehr besitzen, die aber ihren Vorfahren geläufig war.

Wenn uns jemand aus den kleinen Kreisen des Volkes etwas Geschehenes erzählt, so wird auch, wenn er angeregt und geläufig berichtet, in seiner Rede eine andere Weise der Darstellung, als wir haben, bemerkbar. Einzelne Züge des Ereignisses treten stark hervor und sind bereits reichlich mit den Empfindungen versetzt, welche sie in dem Erzähler hervorgerufen haben; der wirkliche Zusammenhang der Geschichte tritt wahrscheinlich zurück und der Berichterstatter hat dafür, ohne es zu wissen, einen anderen erfunden, dem zu Liebe sogar das Thatsächliche umgeformt wird. Jeder Verhörrichter weiß, wie schwer es ist, einen wahrheitsgemäßen Thatbestand aus den Erzählungen lebhaft erregter Zeugen festzustellen, es scheint oft unglaublich, daß der eine gehört, der andere gesehen hat, was nicht war, und daß sie nicht beachtet haben, was ruhigem Urtheile die Hauptsache sein müßte. Wir nennen in solchem Fall die fremdartige Auffassung bei einem Sohne aus dem Volke mangelhaft und unverständig, sie ist wieder nur die nothwendige

Folge einer geistigen Beanlagung, bei welcher die Phantasie schneller und überlegener zwischen die Wahrnehmungen der Sinne tritt, als wir für erlaubt halten. Aber es hat viele Jahrhunderte gegeben, wo die ganze Nation so empfand und so erzählte; und diese vergangene Zeit lebt noch unter uns in vielen tausend Persönlichkeiten, ja die Mehrzahl des Volkes hat in seiner geistigen Schaffenskraft noch etwas von diesem Alterthümlichen, das durch moderne Bildung überwunden wird.

Allerdings ist in jeder Schicht unseres Volkes die Einwirkung unserer Bildung sichtbar. Wer irgend aus den engen Grenzen seiner Mundart heraustritt, der nimmt mit dem Verständniß unserer Schriftsprache auch unendlich viel von der geistigen Arbeit unserer Zeit in sich auf. Wer sich vollends übt, Gedrucktes zu lesen, der gewöhnt seinen Geist an die straffere Logik, den reichlicheren Ausdruck und die durchsichtige Klarheit unseres Denkens. Dann schwindet ihm die alte volksthümliche Weise, sich die Dinge einzubilden, den Gedanken in der Hülle eines Bildes zu bewahren, oder sie tritt nur noch gelegentlich in Stunden des behaglichen Gehenlassens hervor. In diesem Sinne hat das ganze Volk an unserem Vertiefungsproceß Antheil genommen, auch seine Weise die Welt aufzunehmen und auszugeben ist in beständiger Wandlung begriffen.

Wenn man aber in die Vergangenheit unseres Volkes zurückblickt, so erscheint der Unterschied in seiner Seelenarbeit vor und nach Luther besonders groß.

In den letzten Jahrhunderten des Mittelalters war das beliebteste geistige Schaffen des deutschen Volkes ein behagliches, oft possenhaftes Spiel mit Bildern und ihrer Bedeutung. Der Gedanke versteckte sich hinter einem bildlichen Ausdruck, das Thun wurde durch sinnbildliche Handlungen gekräftigt, der gewöhnliche Scherz war in der Weise Eulenspiegels ein Spiel zwischen der eigentlichen und uneigentlichen Bedeutung einer Sache oder Redensart. Einfältig war, wer sich un=

befangen dem Eindruck des Bildes hingab, weise, wer den geheimen Sinn desselben zu fassen wußte. Und es war ein Lieblingsscherz des Volkes, der Einfalt den letzten Erfolg, das beste Recht, den Beifall der Lachenden zu geben.

Es wird uns nicht leicht die Wichtigkeit zu begreifen, welche man im Mittelalter der bildlichen Hülle eines Gedankens, dem symbolischen Ausdruck einer Handlung beilegte. Wenn wir die kleinen Cirruswölkchen mit einer Lämmerherde vergleichen, so sind wir uns bewußt, daß dieser Vergleich auf nichts beruht, als auf einer ganz zufälligen Aehnlichkeit des Aussehens, die uns nicht einmal groß erscheint. Was uns ein unwesentlicher Vergleich ist, war aber in alter Zeit das Wesen selbst, die Einbildungskraft des jungen Volkes faßte in Wahrheit das Wolkenheer als eine Herde himmlischer Schafe, die Sache selbst und der bildliche Ausdruck flossen zusammen. Uns ist die bedeutsame Geberde als Begleiterin einer rechtskräftigen Handlung, z. B. bei Kauf und Verkauf, nicht mehr Hauptsache, wir üben vielleicht noch den alten Brauch, aber die Giltigkeit des Geschäftes hängt meistens nicht mehr daran; einst war die Förmlichkeit, das vorgeschriebene Wort, die Geberde das Wesentliche der Handlung. Uns ist das gesprochene Gebet nur der Ausdruck innerer Empfindung, die Worte haben nur insofern Bedeutung, als sie den Sinn unserer Bitten wiedergeben, sie können jeden Augenblick mit andern vertauscht werden, welche etwa dasselbe ausdrücken. Im Mittelalter waren die Gebetworte nicht willkürlich und nach freier Wahl zu bestimmen, sondern die Worte selbst waren das Wirksame, nur in der überlieferten Aufeinanderfolge hatten sie die Wirkung, von der Mutter Gottes eine Fürbitte zu erwerben, das Vieh vor bösem Zauber zu beschützen, die lodernde Flamme von einem Gebäude abzuhalten. Und ein Gebet war wirksamer als das andere, ein sehr wirksames ein seltener und kostbarer Erwerb. Auch die Mystik des Mittelalters beruhte zumeist darauf, daß ausgesponnene Bilder mit dem Inhalt frommer Lehre zusammenflossen, die Himmelsleiter, die

sieben Felsen der Sünde, das Schifflein einer Heiligen, in welchem die Seelen bei Hölle und Tod vorüberfahren, werden so empfunden, daß der Gläubige sich auf dem Felsen stehend, auf den Sprossen der Leiter heranklimmend, auf St. Ursula Schifflein fahrend, wirklich und leibhaftig empfindet.

Als die Reformation den Geist des Volkes von solchem epischen Bann befreite, war die Wirkung eine gewaltige, dem Volk war plötzlich die Binde von den Augen genommen, und der Unterschied zwischen Form und Inhalt, Schein und Wesen wurde wie ein neuer Erwerb von Hunderttausenden erfaßt.

Auch in diesem Sinne ist Luther Reformator des deutschen Volksgemüths bei allen Confessionen. Nicht nur weil er das Nachdenken und Prüfen der feinsten theologischen Lehrsätze bis in die ärmlichste Hütte hineintrug, schon deshalb, weil zugleich mit der leidenschaftlichen Theilnahme des Volkes an dem Streit seiner Geistlichen zuerst eine massenhafte Verbreitung gedruckter Schriften in dem Volke möglich wurde. Die Reformation vermittelte dem Volk den Bücherdruck. Seitdem begann in dem ehrlichen, unbefangenen Gemüth des Volkes das Suchen nach Wahrheit, erst seit dieser Zeit traten die Massen in die große Culturbewegung ein.

Wenn aber Luther sich so sehr auf den Buchstaben der Schrift steifte, so war er selbst darin noch ein echter Sohn des Volkes. Denn die selbständige Thätigkeit des Einzelnen konnte zunächst einen festen Halt, ein äußerliches Gegebenes, woran sie sich klammerte, noch gar nicht entbehren. Das Wort der Schrift war zwar des magischen Zaubers entkleidet, welchen die religiöse Formel im Mittelalter gehabt hatte, dafür wurde sie dem Volke der unverbesserliche, von Gott gegebene Ausdruck für die heiligen Lehren, und mit Peinlichkeit wurde untersucht, ob der Inhalt des Glaubens, den jemand bekannte, auch mit dem Wortlaut der heiligen Schrift genau stimmte. Wie Luther um die Einsetzungsworte des Abendmahls haderte und zürnte, ebenso hielt aus diesem Bedürfniß der Mann aus dem

Volke, Katholik und Protestant, scharf zum Wortlaut seiner Lehrbücher, denn das war noch die nationale und gegebene Weise den Sinn zu begreifen, und deshalb war der trotzige Eigensinn Luther's gerade das Volksthümlichste an dem großen Manne, der noch mit einem Fuß im Mittelalter stand. Wenn z. B. die katholische Uebertragung des Evangeliums vom Zinsgroschen das griechische Wort mit Pfennig statt, wie die Evangelischen, mit Groschen übersetzte, so war dieser Zufall für den Protestanten ein ernster Beweis von der Unwahrheit der katholischen Lehre, weil auf die Pfennige damals nicht Bild und Ueberschrift eines Fürsten geprägt wurde.

Der Geist war allerdings erweckt und rührte sich kräftig, und die besondere Kraft gegebener Formeln wurde geleugnet. Aber noch lange blieb dem Volk die lebendige Empfindung für den bildlichen Sinn der Worte, ja auch die spielende Freude am Klange derselben, während unsere Schriftsprache in den Händen der schreibenden Gelehrten sich schnell vergeistigte, für Wohlklang und sinnliche Bildlichkeit der Worte vielleicht zu sehr die Empfindung verlor. Wenn der Jesuit zu einem Ketzer aus dem Volke belehrend sagte, daß der Katechismus Luther's nicht so gewichtig sei, als die institutiones pietatis christianae von Pater Canisius, so dachte der Mann aus dem Volke bei dem Worte gewichtig immer noch zunächst an Pfund und Wage, und wenn er ein Schlaukopf war und zu Eulenspiegelstreichen aufgelegt, so hatte er sicher die Lacher auf seiner Seite, wenn er Gewicht und Wagschale aus der Tasche zog und die beiden Katechismen vor dem geistlichen Herrn gegen einander abwog. Fand sich Luther's Buch schwerer, so hatte er doch die Worte des Gelehrten widerlegt, obgleich er und die Zuschauer schon recht gut wußten, daß der geistliche Herr das Wort nicht in der bildlichen, sondern in der abgezogenen Bedeutung gebraucht hatte.

Zum Beleg für das Gesagte sollen zwei Berichte aus alter Zeit dienen, in denen die religiöse Ueberzeugung ein=

facher Menschen sich in ihrer Redekunst und in ihrem Thun sehr volksmäßig offenbart. Beide Berichte stehen in Gegensatz zur katholischen Kirche, an beiden wird die Vertiefung deutlich, welche die Einzelnen durch ein selbständiges Denken über die Wahrheiten des Glaubens erlangt haben. Weder Katholiken noch Protestanten mögen in der folgenden Erzählung eine verhüllte Polemik über Glaubenssätze finden. Denn nicht der Inhalt der Erörterungen, sondern die Art, wie sie geführt wurden, soll hier fesseln.

Beide Mittheilungen sind noch nach anderer Richtung merkwürdig. Die Erstere ist einer kleinen Flugschrift entnommen, welche zu den größten Bücherseltenheiten gehört und gelehrter Beachtung bis jetzt entgangen scheint. Sie enthält eine winzige Episode aus der ersten Hälfte des dreißigjährigen Krieges und stammt aus Schlesien, der kaiserlichen Landschaft, welche mehr als andere Provinzen Ferdinand's des Zweiten von der Kriegswuth gelitten hat, ohne daß es den Beamten und Soldaten des rechtgläubigen Kaisers gelang, die Ketzerei derselben auszurotten. Im Jahre 1629 war der böhmische Aufstand niedergeschlagen, der Mansfelder, der Braunschweiger, der König von Dänemark besiegt, die Heere Wallenstein's hatten die Furcht auch der katholischen Stände, der Franzosen, ja sogar des Papstes erregt, die hochfliegenden Pläne Ferdinand's wurden durch den drohenden Abfall seiner Bundesgenossen ein wenig herabgedrückt. Aber in den Ländern seiner Krone arbeiteten die Sendlinge eifrig, die Widersacher im Glauben niederzuwerfen. Für Schlesien war es das lichtensteinische Dragonerregiment, welches die Jesuiten in die protestantischen Städte und Kirchen einführte; die rohe und grausame Weise der militärischen „Seligmacher“ ist in den Gebirgsorten Schlesiens noch heute nicht vergessen. Unter den Städten, welche sich an den Vorhügeln des Riesengebirges stattlich heraufgearbeitet hatten, war Schweidnitz eine der bedeutendsten, sie war Hauptstadt eines Fürstenthums in fruchtbarer Gegend, und ihre Mauern waren

damals noch von einer zahlreichen und wohlhabenden Bürgerschaft besetzt. Wahrscheinlich erschien dort, oder in der Nähe, einige Jahrzehnte nach dem Kriege die folgende Flugschrift: „Schrifftmäßiges Gespräche, Von einem Buchbinder, so in der Stadt Schweidnitz wohnhafftig gewesen, den man sonst den kleinen Pommer genannt, weil er derselben Nation gebürtig gewest, so er Sprachweise gehalten mit einem Jesuiten. — Zu dienender Nachricht von neuen hervorgesucht. Gedruckt in diesem Jahr" (etwa 1680). 8. (1 Bogen.)

Wie der kleine Pommer gesprochen, wird hier wortgetreu mit einigen Verkürzungen und mit schonender Annäherung an die Sprache des neunzehnten Jahrhunderts berichtet:

Als der Stadt Schweidnitz ihre Kirche genommen worden, war auf dem Lande draußen ein Dorf, Schwenkfeld genannt, allwo ein Theil der Schweidnitzer noch eine Weile in die Kirche gehen konnte. Dort half ein Buchbinder, der kleine Pommer genannt, cantoriren und singen. Nun wurden in der Stadt alle Zünfte auf das Rathhaus gefordert und ihnen anbefohlen, wer in der Stadt bleiben wollte, der müßte zu dem Jesuiten gehen und sich bei demselben informiren lassen. Wie das nun oben gemeldetem Buchbinder angesagt wird, so spricht er: „Was soll ich die Stadt meiden? das thue ich nicht; ich habe einmal der Stadt geschworen, dabei will ich meine Ehre, Gut und Leben zusetzen und soll mich niemand heraustreiben." — Als er nun wegen seines Ungehorsames verklagt wird, so schicken die Herren des Raths zu ihm und lassen ihn holen; sie reden ihm scharf zu und befehlen ihm: Wenn er in der Stadt bleiben wolle, so sollte er zu dem Jesuiten gehen und sich informiren lassen. Er aber spricht: „Wenn ich also gehen muß, er wird mich nicht anders machen als ich bin. Kann er mich bekehren, so soll er es thun, oder ich will ihn bekehren. Doch dieweil es meine Herren so haben wollen, so will ich hingehen und hören, was er sagen wird."

Indem er aus der Rathsstube geht, ist ein abgefallener Seiler mit im Rathe, der steht auf vom Tische und geht mit ihm heraus und redet mit ihm aufs Vertraulichste, er sollte doch nur dem folgen, was man ihm Gutes rathe, er, Seiler, hätte vorhin auch gemeint, er wäre auf dem rechten Wege, nunmehro finde er aber ein ganz ander Licht, das ihm den Himmel bringen werde. Der Buchbinder sagte: „Schweig stille, mein lieber Bruder, du verstehst dich viel besser darauf ein gut Brunnenseil zu machen, als auf die Religion," und geht fort.

Als er nun in das Jesuitenhaus kommt, steht ein Junge vor der Stubenthüre, zu dem spricht der Buchbinder: „Ist der Herr Pater zu Hause?" Der Junge antwortet: „Ja, er ruhet ein wenig." Denn es war im heißen Sommer. Buchbinder. Sage mich bei ihm an, Junges! Junge. Ei, wartet nur ein wenig, seine Ruhestunde wird bald aus sein. Buchbinder. Was warten, ich hab' zu Hause zu thun, sag mich an. Junge. Ei, verzieht nur ein klein wenig. Buchbinder. Ich kann nicht verziehen, es ist mir scharf befohlen, hierher zu gehen, sage mich an, oder ich sage mich selber an. — Da ergreift er die Stubenthüre mit Gewalt und geht hinein.

Der Pater schläft an der hintern Wand auf einem großen Stuhl und wacht davon auf, der Buchbinder aber bleibt vorn bei der Stubenthür stehen und sagt nichts. Sie sehen die längste Weile einander an, endlich spricht der Herr Pater: Was bringst du? Buchbinder. Nichts. Pater. Was willst du? Buchbinder. Nichts. Pater. Von wannen bist du? Buchbinder. Von meiner Mutter. Pater. Ei mein, sei nicht so spitzig. Buchbinder. Nein, Herr Pater, ich bin mein Lebtag noch niemalen spitzig gewesen, aber allezeit so ein kleines rundes Männchen, als ihr hier mich sehet. Pater. Ha ha, seid ihr nicht der Buchbinder, der kleine Pommer? Buchbinder. Ja Herr, im Winter wie im Sommer. Pater. Ihr seid eben derjenige, der allezeit die Leute nach dem Dorf

Schwenkfeld hinausführt? Buchbinder. Nein, mein Herr Pater, ich habe mein Lebtage Niemanden hinausgeführt, sie sind alle von selbst hinausgegangen. Pater. Ei mein, wie kommt es, daß die Leute so närrisch sind, sie haben ja das Wort Gottes hier in der Stadt und laufen so weit hinaus, ja zuweilen in so gar unheimlichem Wetter. Buchbinder. Ich weiß wohl die Ursache, ich darf sie nur nicht sagen. Aber doch wollte ich dem Herrn Pater einen guten Rath geben, wie es der Herr Pater machen sollte, daß ihm niemand hinausliefe. Pater. Ei mein, sagt mir das. Buchbinder. So gehe der Herr Pater auf künftigen Sonntag nach Schwenkfeld und predige draußen und schicke den Herrn Pfarrer von Schwenkfeld herein, daß er hier drin predige; es wird dann niemand hinauslaufen, sondern hier drin bleiben. Pater. Ei mein, das habe ich ohnedies gewußt. — Tretet besser heran zu mir, ich habe etwas Anderes mit euch zu reden. Ich habe gehört, daß ihr euch so sehr gesperrt habt zu mir zu kommen und auf eure Religion getrutzt, derowegen frage ich euch, was habt ihr für Grund in der Religion? Buchbinder. Nur des Lutheri Katechismus, der ist ein kurzer Extract aus der heiligen Bibel, darinnen Alles begriffen, was zu meiner Seele Seligkeit dienlich wie auch nützlich ist. Pater. Mein Buchbinder, der ist nicht tüchtig, er ist nicht gewichtig genug, des Canisii Katechismus ist gewichtiger. Buchbinder. Herr Pater, ich wollte fast wetten, daß der lutherische gewichtiger sei, denn ich habe alle beide zu Hause gehabt, dieweil ich ein Buchbinder bin, katholische, lutherische, calvinische und dergleichen; sie sind mir alle wohlbekannt, ich will sie bald herholen.

Pater. Nein, wartet bis zu anderer Zeit. Was hältst du von der Verehrung der Mutter Gottes? Buchbinder. Wir halten viel davon, denn sie ist aller Ehren werth, aber ihr betet und ruft sie an als eine Fürsprecherin, die für euch bitten könnte, das können wir nicht thun, wir können sie nicht dafür halten. Pater. Ja, mein Buchbinder, ihr solltet wissen,

daß der arme Sünder nicht würdig ist sofort ihren Sohn anzulaufen. Wisset ihr nicht, wie es bei großen Herren zugeht, wenn ein Unterthan was verschuldet, daß er sich um einen guten Patron bemühet und bekümmert, der bei dem Herrn wohl angesehen ist und der ihn versöhnen kann? Buchbinder. Mein Herr Pater, das ist mit dem Weltlichen nicht zu vergleichen. Denn Christus ruft selber: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, item, wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen. Ist das nicht Versicherung genug, daß ich mein Bitten und Anliegen ihm selbst vortragen darf? — Ich erinnere mich des Evangelii von der Hochzeit in Galiläa, da war Mangel an Wein, die Mutter Gottes wollte auch eine Fürbitte thun bei ihrem Sohne und sagte: Sie haben nicht Wein. Was sagte der Sohn zu ihr? Weib, was hab' ich mit dir zu schaffen, meine Stunde ist noch nicht gekommen. O sie schwieg gern still und sagte wider die Diener: Was er euch saget, das thut. Also glaube ich nicht, daß ihr Fürsprechen was hilft.

Pater. Ich muß weiter fragen: Was hältst du vom Fegefeuer? Buchbinder. Nichts. Pater. Gar nichts? Buchbinder. Nein, denn in der Bibel finde ich nichts als von Himmel und Hölle. Ich gedenke an den reichen Mann und Lazarum. War der reiche Mann nicht ein großer Sünder, ein Verschwender und Schlampamper? der hätte billig ins Fegefeuer gesollt, er würde auch ohne Zweifel für Seelenmessen etwas Geld übrig gelassen haben. Der arme Lazarus war ein blattriger Mensch voller Eiterbeulen, er hätte auch billig ins Fegefeuer gesollt, daß er darin rein geworden wäre. Es steht aber im Evangelio: Der Reiche kam in die Hölle, und der Arme ward getragen von den Engeln in Abrahams Schoß. Pater. O mein Buchbinder, eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Buchbinder. O Herr, es sind ihrer noch mehr im Neste. Pater. Was für welche? Buchbinder. Ich gedenke jetzt an den Schächer am Kreuze, war das nicht

ein Mörder und großer Sünder? der hätte auch billig ins Fegefeuer gesollt. Aber nachdem er sich an Christum hielt, bekam er diese tröstliche Antwort: Heut wirst du mit mir im Paradiese sein. Er durfte in kein Fegefeuer. Derowegen ist auch keins; nur Himmel und Hölle.

Pater. Ja, mein Buchbinder, das ist ein einziges Exempel. Es wird nicht bald wieder einem widerfahren, daß ihn Christus sogleich in den Himmel nehmen wird. — Ihr seid nicht recht berichtet, ich will euch anders lehren. Aber ich muß mit euch umgehen wie mit einem ABC-Schützen, ich muß euch einfältig und mit Wenigem weisen, und gebe euch zur Lehre mit, daß ihr das Ave Maria fleißig erlernt, daß ihr es könnt, wenn ihr wieder zu mir kommt, hernach will ich euch ein Mehres unterrichten. Buchbinder. Herr Pater, das ist ja gar kein Gebet, sondern ein Gruß. Pater. Nun geht nur nach Hause und thut, was ich euch befohlen habe.

Nun geht der Buchbinder nach Hause und nimmt des Lutheri und Canisii Katechismum und eine Wagschale unter seinen Mantel und läuft bald wieder hin zum Jesuiten in die Stube, wo gerade viel Volk zum Informiren war. Als ihn der Pater sieht, fragt er ihn, was er wolle. Der Buchbinder antwortet: Ich will beweisen, daß des Herrn Lutheri Katechismus gewichtiger ist, als des Canisii. Da nun der Pater zu ihm herangeht und bei der Stubenthür ein klein Tischlein stand, nimmt er die beiden Bücher und die Wagschale unter dem Mantel hervor und will sie auflegen. Darauf sagt der Pater: Ich meine es nicht so. Da antwortet der Buchbinder: Ja, Herr Pater, ich meine es auch nicht so. Aber der Verstand in dem Katechismus des Herrn Lutheri ist gewichtiger als in dem des Canisii.

Da heißt ihn der Pater fortgehen. Der Buchbinder aber kommt lange Zeit nicht zu ihm und es wird auch weiter gar nicht nach ihm gefragt.

Es begibt sich aber, daß der Buchbinder einst von un-

gefähr dem Pater auf der Gasse begegnet, da fängt der Buchbinder an: Gott grüße euch, Herr Pater. Pater. Gott danke euch. Buchbinder. Gott grüße euch, Herr Pater. Pater. Gott danke euch. Buchbinder. Gott grüße euch, Herr Pater. Pater. Gott danke euch. Buchbinder. Gott grüße euch, Herr Pater. Pater. Ihr seid ein Narr, daß ihr mich so viel Mal grüßt. Buchbinder. Herr Pater, ihr wißt, daß ihr mir befohlen habt das Ave Maria fleißig zu lernen, das ist ja auch nur ein Gruß. So denkt doch um Gottes Ehre willen, ich grüße euch nur zwei bis drei Mal, und es verdrießt euch schon. Was wird die Mutter Gottes nicht für Verdruß haben, wenn sie des Tages immerzu von so viel tausend Personen gegrüßt wird. Ist das nicht eine Qual und Unruhe, und es steht doch in der Bibel: die Seelen der Gerechten sollen Ruhe haben. Darum halte ich nichts davon, daß der Gruß nütze sei, es ist genug, daß sie der Engel bei ihrem Leben gegrüßt hat. Pater. Ei, seid ihr ein Narr, geht von mir und packt euch fort.

Es trägt sich aber zu, daß der Buchbinder einmal an einem Sonntage sich verspätet, das Thor ist zugeschlossen, er kann nicht hinaus nach Schwenkfeld in die Kirche kommen, also geht er in die Stadt zur Kirche und hört des Jesuiten Predigt an und stellt sich mit Fleiß ihm gegenüber. Als nun der Pater das Evangelium vom Zinsgroschen vorliest, wo die Worte stehen: „Und sie reichten ihm einen Groschen dar," und ferner: „Wes ist das Bild und die Ueberschrift? — des Kaisers," so liest der Pater in seinem Evangelium: „und sie reichten ihm einen Pfennig dar." Das nimmt der Buchbinder genau in Acht. Wie die Predigt aus ist, wartet der Buchbinder vor der Kirchthür mit Fleiß auf den Pater, bis er herauskommt. Wie ihn der Pater sieht, redet er ihn an: Glück zu, mein Buchbinder, seid ihr einmal in unserer Kirche gewesen? Buchbinder. Ja, Herr Pater, ich muß auch einmal Seine Predigt hören. Pater. Was habt ihr denn Gutes gelernt

aus unserer Predigt? **Buchbinder.** Gar viel Gutes, ich wollte es nicht um vieles Geld geben. **Pater.** Ei, was ist das Gute? Sagt mir es doch bald her. **Buchbinder.** In eurem Evangelio steht: „Und sie reichten ihm einen Pfennig dar,“ in unserm aber: „und sie reichten ihm einen Groschen dar.“ Unser Evangelium ist doch wenigstens elf Pfennige mehr werth als eures. Denn Christus frägt weiter: Wes ist das Bild und die Ueberschrift?“ Sie sprachen: „des Kaisers.“ **Pater.** Ja, mein Buchbinder, ihr müßt wissen, daß man zur selben Zeit so große Pfennige machte, welche man hernach Groschen genannt hat. **Buchbinder.** Nein, Herr Pater, euer Pfennig ist falsch, man hat sein Lebtag nicht erfahren noch gehört, daß auf einen Pfennig des Kaisers Bild und Ueberschrift geprägt worden. Damit ging der Pater zornig von ihm, und der Buchbinder in Ruhe und Frieden nach Hause.

Diese und noch viel mehr kurzweilige Gespräche, so zum Theil vergessen sind, hat der selige Buchbinder gehalten, und er ist einzig und allein übrig geblieben, gut evangelisch bis an sein Ende, und ungefähr zehn Jahre nachher gestorben.

So weit der Bericht aus der Flugschrift. Der kleine Ketzer mit seiner Neigung zu Eulenspiegelstreichen, mit schlagfertiger Redegabe und fester Bibelkenntniß ist kein übler Vertreter des frischen Selbstgefühls, mit welchem das Volk bis in die Mitte des grausamen Krieges ging. Die hundertfünfzig Jahre nach der Verwüstung unserer Volkskraft brachten den deutschen Stämmen die größten innern Wandlungen. Der Pietismus kam in das Land und gab dem verwilderten Volke an Stelle des theologischen Gezänkes erhöhte Wärme der religiösen Empfindung, Innigkeit, Weichheit und eine schwärmerische Sehnsucht nach den Freuden des Jenseits. Und unmittelbar nach ihm brachte das große Jahrhundert der Aufklärung Kenntnisse, straffe Zucht des Denkens, eine schärfere und unbefangenere Auffassung der Objecte. Die Wissenschaft

erwuchs zur Lehrerin des Volkes. Das neue Licht warf seine Strahlen allmählich auch in die enge Behausung der Kleinen, mit anderer Schulung als früher begann das Volk zu sinnen und zu denken, nicht mehr nach dem Wortlaut der Schrift wurden die Erscheinungen des Lebens beurtheilt, der gesunde Menschenverstand fing selbstkräftig an Weltliches und Heiliges prüfend zu betrachten, in jedem Dorf gab es Einzelne, welche den Aberglauben ihrer Nachbarn verlachten, welche mehr auf die Moral als die Dogmatik der religiösen Ueberlieferungen gaben, hier und da ein Buch lasen und wohl gar für keine Beleidigung hielten, wenn sie Freigeister genannt wurden. So regte sich's im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts in den meisten Landschaften Deutschlands. Anders in Oestreich. Dort war, Wien und wenige andere Städte abgerechnet, dem Volke ein Jahrhundert verschwunden wie ein Traum. Ja man darf sagen, die Selbstthätigkeit des Volkes hatte seit der Zeit des Matthias Rückschritte gemacht, der Protestantismus war dort durch kriegerische und geistliche Arbeit unterdrückt worden, seinen Gegner, den Jesuitenorden hatte die Strafe des eigenen Thuns erreicht, er war in Aeußerlichkeiten und geistlosem Wesen verkommen. Schweigend und unterwürfig lebten die Menschen in den Kronländern unter der schlaffen Zucht ihrer geistlichen Hirten; wo sich in den Gebirgsthälern der religiöse und politische Gegensatz noch hier und da einmal regte, wurde er erbarmungslos verfolgt; nur Wenigen hatte in dem Thalland der Moldau und Donau die Lehre der Pietät das Herz gehoben, die ganze Aufklärungszeit kam dort dem Landvolk nur dann zu Gute, wenn etwa einzelne größere Grundbesitzer davon erfaßt, in ihrem Kreise die neue Humanität praktisch bethätigten. Es wird in der Zukunft wohl den Oestreichern selbst als ein bedeutsamer Umstand ihrer Geschichte erscheinen, daß die Masse des Volkes bei ihnen fast ein Jahrhundert später in die große Culturbewegung eintrat, als die übrigen Stämme Deutschlands.

Und doch war durch Feuer und Blut, durch geistliche Ge=

richte und bürgerliche Kerker der Drang nach selbstkräftigem Denken auch dort nicht ganz unterdrückt, aber er barg sich scheu in Heimlichkeit. Auch in Böhmen und Mähren gab es noch Enkel, welche die Bücher ihrer protestantischen Vorfahren lasen und in der Stille zu einander über die Macht des römischen Priesters murmelten. Nicht wenige dieser Nachkömmlinge der alten Hussiten und mährischen Brüder sind in unserer Zeit aus dem Dunkel hervorgetaucht, nach mehr als zwei Jahrhunderten erheben sich jetzt wieder Ketzerkirchen in den Provinzen, welche einst mehr Protestanten als Altgläubige gezählt hatten.

Unter den Gemeinden, welche in den letzten Jahren die Theilnahme der deutschen Protestanten für sich in Anspruch nahmen, hat kaum Eine größere Aufmerksamkeit erregt, als die kleine evangelische Genossenschaft des Marktes Oels im Brünner Kreise. Ihre Leiden und ihre Ausdauer haben sie zu einem besonders werthen Schützling des Gustav-Adolf-Vereins gemacht, seine Unterstützung förderte den Bau einer Kirche und Schule, und die Einrichtung eines Kirchspiels, welches im Anfang etwa vierhundert Zugehörige hatte.

Aus diesem Ort ist eine handschriftliche Aufzeichnung vom Jahr 1782 erhalten, deren Benutzung durch Freundesgüte vermittelt wurde. Auch aus dieser Schrift wird das Wesentliche nach seinem Wortlaut hier mitgetheilt. Wie unbehilflich die Darstellung ist, es fesselt doch Einiges in Ton und Inhalt. Der Schreiber hat nichts von der jovialen Laune des Schweidnitzers, aber sein ganzes Wesen, seine Bibelfestigkeit, die Art, wie er die Wahrheit sucht, das ganze Treiben in seinem Orte, ja sogar Sprache und Ausdrucksweise zeigen genau dieselbe Stufe der Entwickelung, welche 150 Jahre früher an dem Volke Schlesiens erkennbar ist. Man soll den Werth einer einzelnen Lebensäußerung nicht überschätzen, aber wie viel man auch der zufälligen Bildung des Einzelnen anrechne, es bleibt immer noch in Ton, Farbe und den geschilderten Zuständen

viel übrig, was uns als gemeingiltig und bezeichnend für Land und Menschen gelten darf.

So aber berichtet der Mähre Georg Jakubetz aus Markt-Oels über seine religiösen Kämpfe:

„Am Feste Aller Seelen im Fegfeuer des Jahres 1778 wurde von dem römischen Priester Pater Andreas Krbeczek gepredigt, da ich Georg Jakubetz unter dem Primator Gregor Linhart im Amte stand, und daher an jenem Tage im Mantel in die Kirche zu dem geistlichen Kartenspiele gehen mußte. Als dieser Pater Krbeczek zu predigen anfing, da begann er sogleich, gemäß jenem Kartenspiele, diesen Tag lobend zu erheben, so, daß demselben kein andrer Tag während des ganzen Jahres gleich käme, an welchem den armen Seelen aus den Qualen des Fegfeuers geholfen werden könnte, denn dieser Tag sei allein bestimmt zur Erlösung aus den Leiden und Qualen des Fegfeuers. Ach, mit welch großer Freude erwarten diesen Tag die armen Seelen in ihrem Leiden! Gedenket daher eurer lieben Eltern, Brüder, Schwestern und Blutsverwandten, der heutige Tag und kein anderer ist zu ihrer Erlösung bestimmt. Ach, gedenket ihrer mit dem Gebete des Herrn und dem Engelsgruße, denn diese bemitleidenswerthen Seelen warten nicht nur ein Jahr, zwei, drei, vier, zwanzig, funfzig Jahre, ach, vielleicht warten manche hundert Jahre auf diesen heutigen Tag, daher gedenket ihrer. — Als dies die Leute hörten, welche Gottes Wort und das Testament des Herrn nicht kennen, da fingen sie an zu weinen, so, daß ein Lärm in der Kirche entstand und während solcher Ermahnungen gaben sie ihre Groschen auf Fürbitten. Als derselbe Priester seine Predigt beendete, da brachte ihm der Kirchendiener das Verzeichniß auf die Kanzel. — Nachdem ich jene Predigt angehört und die durch selbe zum Schluchzen bewogene Menge gesehen hatte, dachte ich mir, daß es da viele Groschen geben werde. Ich befand mich damals unter einer solchen römischen Macht, daß

ich auch ihren Rosenkranz in der Hand bei mir führte. Als der Priester zu lesen anfing für den und den Verstorbenen, ließ ich die Kugeln fallen, um zu erfahren, wie viele ihrer sein werden, und es waren ihrer 112, und als er für selbe darnach zu beten anfing, zählte ich wieder zurück, und er hatte für 32 abgebetet und verkündigte gleich darauf, daß wegen Kürze der Zeit die übrigen Fürbitten auf den künftigen Sonntag verlegt würden. Und er hatte seine Predigt so ausgeführt, daß kein Tag im ganzen Jahre geeignet sei zur Erlösung der armen Seelen außer diesem Tage. — Als er aber 112 Groschen bekommen hatte, verschob er diesen Tag vom Montage bis zum nächsten Sonntage, obgleich er eben gesagt hatte, mit welcher Freude die Seelen diesen Tag nicht nur ein Jahr, sondern hundert Jahre erwarten. Diese Predigt blieb mir in gutem Gedächtniß bis zu der von dem Herrn Gott bestimmten Zeit.

Darnach kam 1781 eine kaiserliche Verordnung, daß es nicht ferner gestattet sei, die Fahnen der verschiedenen Handwerksinnungen bei Processionen zu gebrauchen, namentlich bei dem römischen Frohnleichnamsfeste. Ich kam den 2. Juni am Sonntage früh vor Pfingsten zum Josef Czlubek in dessen Wohnung; er saß an der Werkstätte bei seiner Arbeit. Ich, Jakubetz, sprach diese Worte zum Czlubek: „Herr Vater! Alle Pflanzen, die der himmlische Vater nicht gepflanzet, die werden ausgereutet.“ Czlubek fragte, warum ich das sage? Weil die alleinige ewige Wahrheit Herr Jesus sagt Matth. 15, 9: Aber vergeblich dienen sie mir, dieweil sie lehren solche Lehren, die nichts denn Menschengebote sind. So ist auch dieser Feiertag von dem Papst Urban dem Vierten im Jahre 1264 der Klosterjungfrau Juliana zu Lieb angeordnet, wie die „Königin-Kirche“ (Kralovna cirkev) davon schreibt. **Czlubek.** Wie lange ist es bereits? **Jakubetz.** 517 Jahre.

Im selben Jahre 1781 ließ man in unserm Markte den Weg zum Kreuz malen, und am selben Pfingstsamstage wurde

derselbe in die Pfarrkirche gebracht, und die Fahnen der Innungen wurden aus der Kirche herausgetragen. Zu der Zeit war hier als Kaplan Pater Johannes Stanpahß aus Bistritz. Er schuldete dem Josef Czlubek für zehn Maß Bier 2 Fl. 20 Kr. und schickte am selben Tage die Hälfte dieses Geldes durch den Kirchendiener Matthäus Schulak. Als dieser in Czlubek's Haus kam, sagte er: Herr Nachbar, ich bringe euch von dem Herrn Kaplan die Schuld für das Bier, jedoch nur die Hälfte, denn um das Geld ist es jetzt eine Noth, immer nimmt es um etwas ab. Czlubek. Was geht euch ab? Schulak. Wir dürfen am Frohnleichnamsfeste keine Maienbäume aufstellen und nicht mehr mit den Fahnen herumgehen. Czlubek. Alle Pflanzen, die der himmlische Vater nicht gepflanzt, werden ausgereutet, dieses ist eine Pflanzung der Menschen, so muß es vergehen. Schulak aber sagte: Heute thun wir die Bilder des Kreuzwegs in die Kirche, und die Zechfahnen tragen wir zur Kirche heraus — dieser Weg wird besser dahin passen, als jene Fahnen. Czlubek. Er wird gerade eine Kraft besitzen als wie jene Fahnen. Schulak. Was redet ihr? Czlubek. Warum sollte ich nicht reden, denn das ist gegen das zweite Gebot Gottes, worin es Gott streng verboten hat. Schulak. Was ist das verboten? Czlubek. In der heiligen Bibel — du hast sie ja, lies darin im 2. Buch Mosis, das 20. Capitel, so wirst du es begreifen. Schulak. Ich habe keine Augengläser. Czlubek. Neulich hast du diese selbst zu dem kleinen Büchel Alterthümer des Koristek nicht bedurft und auf die heilige Schrift siehst du nicht? Da ist es leicht zu ersehen, daß bei euch der Papst in größerer Ehre steht, als das Gebot Gottes; er hat euch einem Weib zu Lieb ein Fest gegründet, und ihr haltet es in größeren Ehren als Gottes Gebote. Schulak erzürnte infolge dieser Worte und vertheidigte die römische Kirche und Czlubek dagegen die evangelische Lehre, und so trennten sie sich. Darauf klagte es Schulak dem Herrn Pfarrer Georg Jajek. Infolge

dessen wurde Czlubek zu dem Pfarrer am Mittwoch nach Pfingsten den 6. Juni gerufen. Als er sich dahin begab, ging eben der Priester in die Kirche und als es nach der Messe war, da sah Czlubek, wie dort das Werk der Anbetung dargebracht wurde der neuen Malerei d. i. dem Kreuzwege, worüber er sehr ereifert ward — gemäß dem Gebote und den Worten des h. Paulus: Was hat der Tempel Gottes für eine Gemeinschaft mit den Götzen? Darauf ging er in das Pfarrhaus und fragte: Ehrwürdiger Herr Pfarrer, aus welcher Ursache haben Sie um mich den Kirchendiener geschickt, um bei Ihnen zu erscheinen? Der Pfarrer. Ihr seid hier verklagt, weil ihr nämlich gesprochen habt, daß der Papst das Frohnleichnamsfest einem Weibe zu Lieb eingesetzt hat. Wo habt ihr das gehört? Czlubek. Das steht in eurem Buche: Königin-Kirche. Der Pfarrer nahm das Buch und als er es dort vorfand, sprach er: Ihr habt aber gesprochen, daß sie des Papstes Geliebte wäre? Czlubek. Das sage ich noch. Pfarrer. Mensch, was sprechet ihr da? Czlubek. Das spreche ich und werde es sprechen, daß sie ihm lieber war, als das Gebot Gottes, denn in dem Testamente des Herrn stehet: Euere Weiber lasset schweigen unter der Gemeinde, denn es soll ihnen nicht zugelassen werden, daß sie reden. Pfarrer. Ihr war es geoffenbaret. Czlubek. Eine solche Offenbarung, stehet in eurer Bibel im 5. Buche Mosis 13, ist eine Ketzerei. Indem sie ihn in keiner Sache überweisen konnten, warfen sie selben in den Gemeindekerker in zwei großen Eisen.

Derzeit war im Rathhaus Franz Wayner, welcher auch das päpstliche Joch unterthänig trug und ihren Erfindungen huldigte. Derselbe wurde von dem Vorstande angewiesen, auf jene aufzumerken, welche irrthümliche Bücher hätten. Er hatte aufgemerkt, erkannte aber selber aus selben Büchern den Irrthum der Verführung und die evangelischen Wahrheiten. Es währte vor dem bereits fast ein Jahr, ehe sie es bei ihm

mit Sicherheit wahrnahmen. Dann fingen die Römlinge an mit ihm zu disputiren gegen das heilige Evangelium, bis sie ihn auch verklagten bei dem Pfarrer des Marktes Oels, Georg Jajek. Da er zu diesem gerufen wurde, sagte der Pfarrer: Ihr Mensch! ich habe euch ja stets für einen guten katholischen Christen gehalten, jetzt höre ich von euch, daß ihr irre gehet. Er antwortete: Ehrwürdiger Herr Pfarrer, ich kam geraden Wegs in das Pfarrhaus, ich ging ja nicht irre. Der Pfarrer sagt: Ich meine jedoch, daß ihr im Glauben irret. Wayner antwortete: Er möge ihm den Irrthum zeigen. Pfarrer. Wie sollet ihr nicht irren, indem ihr euch von dem alleinseligmachenden Glauben trennet? Wayner. Woraus wird diese Alleinseligmacherei erkannt? Pfarrer. Unser Glaube ist ja durch Wunder bewahrheitet. Wayner. Dem schenke ich keinen Glauben, denn was von dergleichen Wundern gesagt wird, das sind lauter Verführungen; aber dies ist ein Wunder: Als ich hierher ging, so regnete es und jetzt scheint schön die Sonne. Das ist Gottes Wunder. Pfarrer antwortete: er möge sich doch nicht von ihnen trennen, und entließ ihn so.

Wayner fuhr sogleich nach Brünn und brachte Bibeln, welche auf kaiserliche Kosten gedruckt wurden, zu uns nach Oels. Ein Bürger Namens Johann Nemecek sagte, daß das vermaledeite Bibeln seien sammt den Leuten, welche sie zuführen. Wayner wollte es nicht so hinnehmen, sondern ging mit Andern in die Pfarre darüber zu klagen. Der Kaplan vertheidigte jedoch den Nemecek. Da kam die Magd aus der Küche und sprach: Ei was, sie haben ja ihren Bischof! (wobei sie auf mich Jakubetz hinzielte) und der Kaplan bejahete es. — Ich Jakubetz, da ich dies hörte, ging sogleich mit in das Pfarrhaus und fragte: aus welcher Ursache mich die Magd einen Bischof nenne? Der Kaplan sagte: Ihr seid es ja! Jakubetz. So ich es bin, so bin ich also der Bischof und ihr seid nur ein Kaplan. Saget mir nun: Wie viele

Bücher enthält die Bibel? Und wer war der erste Märtyrer? Aber er wußte nichts, und schickte sogleich nach dem Ortsvorstand. Ich sagte ihm: er möge beachten, was ihm aus dem Arrestiren erblühen werde. Der Kaplan antwortete: Wir werden euch wohl bald wegschaffen. Jakubetz. Nicht sobald. Kaplan. Wenn euer auch zwanzig wären! Jakubetz. O, wir sind mehr. Kaplan. Wenn auch dreißig. Jakubetz. Noch mehr. Kaplan. Wenn auch sechzig. Jakubetz. Immer noch mehr. Der Vorstand führte mich darauf in den Kerker, wo jetzt bereits zwei waren. Da fing der Satan zu wüthen an.

Denn darnach gingen sechs von uns zimmern, nämlich: Jakob, Franz, Ignaz und Thomas Pelischek, Georg Michek und Georg Slanek — alle Freunde der Wahrheit Gottes. Aber die Feinde wußten nicht, auf welche Art sie diese in den Kerker werfen könnten. Da liefen sie hin und her, aber die Furcht des Herrn kam über sie, denn sie fürchteten, daß wir uns wehren würden. Da kam man uns zu sagen, daß sie uns die Zimmerjacken wegnehmen wollten. Da blieb Franz Pelischek zu Hause und dem Jakob Pelischek mischte der Bierbrauer Gift in das Bier, daß es ihm seine Eingeweide heraustrieb. Als sie nun sahen, daß wir weniger wurden, schickten sie nach zwei Trabanten, und alle Nachbarn kamen zusammen und versteckten sich in den Häusern, welche gegenüber dem Platz lagen, wo wir arbeiteten. Da fielen sie von allen Seiten auf uns wie auf Missethäter, das war am Samstage vor dem Himmelfahrtsfeste, und warfen auch Ignaz und Thomas Pelischek in den Gemeindekerker.

Gerade kam auch Franz Wayner von Brünn, sogleich schickten sie nach diesem, so auch nach dem Anton Kaupy und gaben sie in denselben Kerker. Jetzt waren wir schon sechs drinnen.

Da herrschte Freude, daß sie uns Ketzer wegführen würden, und sogleich mußten die Fuhren kommen und wir wurden auf

selbe aufgeladen. Das war ein Schauspiel, Jung und Alt strömte herbei, so daß niemand wähnen möchte, daß es so viel Volk in Oels gäbe. Als sie uns aber wegführten, da ließ sich die Gottesstimme stark hören, indem es so donnerte, daß die Erde erbebte, und wir wurden so naß, daß kein Faden auf uns trocken blieb.

Da sie uns nach Kunstadt brachten, gaben sie einem jeden zwei große Eisenfesseln auf die Füße und ließen uns vier Wochen im Kerker. Dann ängstigten sie uns, daß sie uns nach Venedig schicken würden,*) allein wir ließen keiner Furcht über uns Herr werden. Sodann ließen sie uns zum Verhör, wie wir sprechen würden. Allein der Erste, als sie ihn hernahmen, fing an zu leugnen und willigte ein, Katholik zu bleiben, denn er war nicht befestiget in der Wahrheit Gottes. Aber wir fünfe: Georg Jakubetz, Franz Wayner, Josef Czlubek, Ignaz Pelischek und Thomas Pelischek ließen uns nicht durch ihre Drohungen schrecken; denn Franz Wayner sagte uns, wenn ihr Andern leugnen werdet, so sage ich von euch Alles heraus.

Wie ich, Georg Jakubetz, als erster gerufen wurde, leugnete ich nichts, sondern bekannte frei und sprach: Alle Pflanzen, die der himmlische Vater nicht gepflanzet, werden ausgereutet werden. Und worauf sie mich immerhin gefragt haben, das beantwortete ich. — Als keiner abtrünnig wurde, trennten sie uns von einander, damit keiner zum andern könne. Da auch so keiner von der Wahrheit Gottes abtrat, hieß es, daß wir nach Brünn gebracht werden und dort lebenslänglich auf dem Spielberge sitzen würden. Darnach ängstigten sie uns mit neuen Schrecken. Alle Bücher und Schriften wurden uns und noch mehren Nachbarn zu Hause genommen, und diese Bücher wurden sammt jenen Nachbarn nach Kunstadt uns nachgeführt.

Der Pfarrer kam auch und verbarg sich in das Nebenzimmer, aber wir wußten nichts davon. Er ließ uns durch

*) auf die Galeeren.

den Trabanten holen, daß wir zum Herrn Oberamtmann hinaufkommen sollten. Der Herr Oberamtmann verkündete uns, daß wir nach Brünn müßten. Allein ich melde euch noch, daß euer Herr Pfarrer hier anwesend ist, und gnädig zu euch sein will, wenn ihr seinen Rath befolgen wollet, er wird nach Brünn zum Gubernium schreiben und ihr könntet ein jeder wieder zu eurer Wirthschaft heimkehren und er wird euch euern Irrthum beweisen. Wie antworteten darauf sogleich: Das wünschen wir, daß er uns unsern Irrthum aufweise. Da rief sogleich der Herr Oberamtmann den Herrn Pfarrer in das Zimmer. Der Pfarrer kam und sprach zu uns: Seid mir liebe Nachbarn willkommen, sehet, ich kam hierher gefahren, ich will es vermitteln, daß ihr nach Brünn nicht müsset, auch will ich euch euern Widerstand verzeihen und euch aus euern Irrrthümern befreien. — Da sagte ich Jakubetz zu ihm: Ich werde euch euern Irrthum melden, in welchem ihr irret. Ihr habt den 2. November gepredigt, daß kein Tag im ganzen Jahr so glücklich sei, als der Tag, an dem ihr 112 Groschen bekommen habt, und doch durftet ihr diesen Tag vom Montage bis zum Sonntage verlegen und mich wundert, daß ihr erst nach vier Wochen die Geschichte der Fürbitte erledigt habt. Das ist ein Irrthum. — Darauf sprach Czlubek zum Pfarrer: Ihr unglücklicher Mensch, was wollt ihr noch mit diesen Verführungen, daß ihr das Volk also zu eurem Götzendienste nöthiget? Der Pfarrer aber nahm wahr, daß er uns nicht überwinden werde, und ging davon. Wir aber schritten herab und setzten uns auf die Wagen; mit uns aber kam eine große Begleitung sammt jenem Ortsrichter.

Als sie uns nach Brünn zum Kreisamte in das Landhaus brachten, da sperrten sie uns gleich ein und verhörten uns; wir haben aber tapfer geantwortet und vertheidigten uns mit jener Bibel, welche auf kaiserliche Kosten gedruckt war. Als sie uns nichts anhaben konnten, da sagte uns das Kreisgericht, wir sollten frei nach Hause gehen und dem Herrn

Pfarrer gehorchen. Aber wir antworteten wieder, daß wir uns an das Testament halten würden. Und dem Pfarrer bekam es übel, weil er uns kerkern ließ, ohne Ursache dazu zu haben. Darauf fuhren wir frei nach Hause, aber der Ortsrichter wollte wieder mit nach Hause fahren. Wir aber sagten ihm, daß er mit uns nicht fahren könne, indem wir nach Venedig fahren müßten, wie er uns unterwegs vorher verkündigt hatte. Und er müßte von Brünn zu Fuß nach Hause gehen.

Als wir nach Hause kamen, versammelten wir uns mehre und hielten Rath unter einander. Wir beriethen uns, daß wir uns an den Kaiser wenden wollten. Wir schickten daher einen Nachbar, und der war ich, Jakubetz, nach Wien.

Da ich nach Wien kam, suchte ich gleich einen Agenten Namens Samuel Nady und ich fand ihn dort, indem wir die Hausnummer seiner Wohnung wußten. Aber dieser Agent wollte nicht das Memoriale schreiben. Allein ich erwähnte ihm viele Punkte aus der heiligen Schrift, mit denen wir uns vertheidigten, so daß sie uns nichts anhaben konnten. Sogleich hatte der liebe Gott sein Herz erweicht, er bekam Muth und schrieb an Se. Majestät den Kaiser ein Memoriale. Der Kaiser aber unterschrieb sich sogleich selbst auf diesem Memoriale und es kam zurück nach Brünn zu dem Gubernium, damit die Männer, welche dieses Memoriale eingereicht hätten, die Zahl der Seelen, welche sie angegeben hatten, nachweisen sollen. Es kam daher von Brünn der Auftrag, daß wir uns daselbst vorstellen sollten. Wir gaben Antwort, ohne vor ihren harten Worten zu erschrecken, und wir wiesen sogleich die Familien nach und nächstdem noch elf Herrschaften. Darauf mußten wir uns unterschreiben, und es ging wieder zurück nach Wien zu dem Herrn Kaiser. Und so kam uns gleich darauf das Toleranzpatent, daß uns unsre Religion gestattet sei und daß wir unsre Lehrer bekommen sollten, wo sich hundert Familien auffinden würden.

Da war eine sehr große Freude und Frohlocken, allein diese Freude verwandelte sich in ein Herzensleid. Denn es starb bei uns eine Nachbarin Namens Theresia, Gemahlin des Johann Pohanka. Sie ließen uns dieselbe nirgends begraben,*) außer auf dem Hutweidewege; wir wollten aber nicht anders, als auf den Zbor (die Schuttstätte eines einstigen Versammlungsplatzes der Brüder). Wir erhielten das Recht und es war jenes Begräbniß feierlich für Gott, für uns jedoch sehr beklagenswerth. Als wir den Leichnam auf die Bahre legten, schickten die katholischen Nachbarn ihr Gesinde, auf der Bahre und dem Sarge machten sie mit Kreide Kreuze und spotteten unsers Gesanges. Dann, als wir den Leichnam trugen, da gab es was zu sehen: der Eine meckerte, der Andere brummte, der Dritte brüllte, der Vierte jauchzete und so mehr, was und welcher das Aergste machen konnte, denn es kamen mehre Hunderte des Volkes zusammen. Sie machten sich ein Strohkreuz und banden es auf eine Stange, machten sich einen Weihwedel von Stroh und besprengten uns mit Spülicht. Zweimal verschütteten sie uns das Grab, warfen mit Erdschollen und streckten ihre Zungen aus, ja, brachen sogar das Crucifix und häuften so allen Gram auf uns. Sie luden viele Angriffswaffen, auf den Thurm stellten sie eine Wache, um Sturm zu läuten, wenn wir mit ihnen anbinden möchten. Denen zu Schlenov und Cerhov gaben sie es zu wissen, damit sie gleich kommen sollten, wenn Sturm geläutet werden würde. Uns gab Gott jedoch solche Geduld, daß wir niemandem Leid thaten.

Als die Beerdigung vollbracht war, gingen wir zum Herrn Oberamtmann Klage zu führen. Der Herr Oberamtmann bestrafte, die am ärgsten gethan hatten, und es war wieder Friede."

Soweit der Wortlaut der Aufzeichnung. Daß die evangelischen Brüder von Oels einen Hauptantheil an dem be-

*) Es war nach hundertfünfzig Jahren das erste Ketzerbegräbniß.

rühmten Toleranzpatent hatten, das im Jahre 1781 vom Kaiser Joseph dem Zweiten erlassen wurde, wird auch in andern kirchlichen Aufzeichnungen der Gegend berichtet, welche melden, daß Georg Jakubetz auch einer von denen war, welche 1781 in dem Lager von Türnau in der Nähe von Brünn dem Kaiser persönlich ihre flehentlichen Bitten vortrugen.

Etwas von dem alten Hussitentrotz, welcher aus dem Bericht zu erkennen ist, war auch nach dem Patent durch drei Menschenalter den Ketzern von Oels nöthig, um sich unter den Angriffen ihrer Gegner zu behaupten. Jetzt erhebt sich an Stelle des morschen Bethauses, welches sie sich nach 1781 zimmerten, Mauer und Thurm einer freundlichen Kirche. Auch für die Völker Oestreichs ist seit dem Jahre 1848 die Sonne einer humanen Bildung aufgegangen, in deren reinem Licht Katholiken und Protestanten sich allmählich als freie Menschen brüderlich gesellen.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.





JUL. HAGER, BUCHB. LEIPZIG.